Über liebe und ehe

Ellen Karolina Sofia Key, Francis Maro

Digitized by Google

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN FOUNDATIONS

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

S F

In dankbarer Erinnerung
an fördernde Stunden
meinem „Vielliebchen"
gewidmet.

Weihnachten 1907

K. Hänsler

Über Liebe und Ehe

Von Ellen Key ist im gleichen Verlage erschienen:

Essays. Fünfte Auflage.

Die Wenigen und die Vielen. Neue Essays. 3. Aufl.

Missbrauchte Frauenkraft. Ein Essay. Zweite Auflage.

Das Jahrhundert des Kindes. Studien. Sechste Auflage.

Menschen. Zwei Charakterstudien. Zweite Auflage.

Über Liebe und Ehe. Essays. Sechste Auflage.

Über Liebe und Ehe

Essays von

Ellen Key

Autorisierte Übertragung
von Francis Maro

Sechste Auflage

Berlin 1906
S. Fischer, Verlag

Der Erinnerung an die Toten,
die mir in Liebe das Leben gaben
und der Hoffnung auf die Jugend,
die mit neuer Frömmigkeit
des Lebens Gabe hüten will.

Inhaltsverzeichnis

Aus der Vorrede zur schwedischen Ausgabe.

Wie die Linien auf der Innenseite der Hand zusammenlaufen, sich schneiden und wieder trennen, so bilden auch die Zeitgedanken in ihren einander begegnenden oder sich kreuzenden Bahnen ein geheimnisreiches Liniennetz. Der Wahrsager sucht in der Hand nach der Lebenslinie; der Deuter der Zeichen der Zeit forscht überall nach derselben Linie.

Dies habe ich in diesem Teil auf dem Gebiete getan, auf dem ich vor allem ein „Verführer der Jugend" genannt wurde. Dieses Namens, den so mancher Grössere als ich vor mir erhalten hat, hoffe ich würdig zu bleiben. Denn wozu ich die Jugend zu verführen suchte, das war, ihre Seele zu vergrössern und ihr Leben zu verschönern durch das Wagnis, an die Seele und an den Traum in einer Welt zu glauben, in der alles darauf abzielt, die Seelen zu fesseln, und alle den Träumer belächeln.

Mit Gewissensruhe habe ich die damit verbundene Verantwortung getragen, in der Überzeugung, dass jede aus innerer Notwendigkeit ausgesprochene Meinung von einer gewissen Art von Anhängern in ebenso hohem Grade missbraucht wie von einer gewissen Art von Gegnern missdeutet

wird. Wenn die Furcht vor diesen unvermeidlichen Folgen das Suchen nach der Wahrheit hätte hemmen können, dann läge nun die Welt des Glaubens ebenso wie die des Gedankens öde und leer da.

Die Älteren preisen das Glück der Jugend ... Es besteht ihrer Ansicht nach darin, dass die Jugend starke Lungen hat, mit denen sie ein Hoch auf die Ideale der Väter ausbringen kann, und frische Kräfte, schon betretene Wege zu wandern. Hingegen sehen sie das Unglück der Jugend in ihrem Mute und in ihren Möglichkeiten, neue Ideale zu schaffen, ungebahnte Wege zu finden.

Mein Glaube, dass unserer Jugend — wie der jeder neuen Zeit — eine Güte innewohnt, um sie zu leiten, eine neue Wesensart zu vervollkommnen, noch unentdeckte Werte zu erstreben, dieser Glaube ist das ganze Geheimnis meines sogenannten „Einflusses auf die Jugend" im allgemeinen. Wenn irgend ein einzelner junger Mensch meinen Rat suchte, dann gab ich ihn stets mit dem Vorbehalt: ihn erst nach der gewissenhaftesten Prüfung zu befolgen, weil das Wesentliche darin liegt, dass das junge Wesen seinen eigenen Weg findet. Und nie enthielt ich jemandem die Überzeugung vor: dass so der Weg gefährlicher wird, die Verantwortung grösser, die Wahl schwerer.

Aber wer kann von einem jungen Menschen — der mit zahllosen unklaren Wünschen vor dem Leben steht, der durch das Leben zahllose unverkennbare Leiden erfährt — erwarten, dass er stets

bereit sein kann, die Aufgabe der persönlichen Wahl gut zu erfüllen? Was ist natürlicher, als dass eine von Sehnsucht und Begeisterung überströmende Seele auf dem weglosen Meere den Kurs verliert und so das Ziel ihres innersten Wesens verfehlt?

Ob nun ein solcher junger Mensch das Ziel findet oder nicht, so wird er doch ganz gewiss auch auf andere als sich selbst Leid herabbeschwören. Diese so Verwundeten sind es, die dann meine Feinde werden. Sie finden eine Linderung des Schmerzes, wenn sie die geliebten Wesen freisprechen, um die Schuld ihren sogenannten Verführern aufzubürden. Und können wir mithelfen, eine Wunde zu heilen, so mögen immerhin Stücke unserer eigenen Haut für die „Transplantation“ gebraucht werden!

Die denkende Jugend von heute hat eine geistige Regsamkeit, eine empfindliche Sensibilität, eine Schärfe der Auffassung, eine Bereitschaft der Ausdrucksmittel, wie sie der vorhergehenden Generation nicht eigen waren. Diese frühe Reife kommt nicht nur daher, dass die Jugend jetzt um eine Generation älter ist, als alle vorhergehenden. Sie kommt auch daher, dass während des Heranwachsens der jetzt Zwanzigjährigen so viel in der Luft gelegen hat. Und dies birgt die Gefahr, dass ihre Entwicklung nicht immer aus der persönlichen seelischen Arbeit hervorgegangen ist, die allein dauernden Gewinn bringt. Selten wird das ohne Mühe Errungene so teuer, dass wir etwas dafür leiden wollen. Aber nur das, wofür wir gelitten haben, macht uns zielbewusst inmitten

der Mannigfaltigkeit der Meinungen, fest in den Gefahren der Verwirklichung.

Darum richte ich nun an jene unter der Jugend, die meine Ansichten in gewissem Masse teilen, die Forderung, sie persönlich zu prüfen. Und diejenigen, welche nach einer solchen Prüfung noch immer meine Lebensanschauung teilen, müssen eingedenk sein:

dass niemand das Recht hat, meine Sätze als Pfeile in dem Kampf um die Freiheit seiner Persönlichkeit, meinen Namen als Schild für seine von der Sitte abweichenden Handlungen zu gebrauchen, der nicht mit seiner ganzen Lebensführung die Wahrheit bezeugt, die ich nach Massgabe meiner Kräfte zu vertreten suchte, Goethes Überzeugung: „Der Zweck des Lebens ist das Leben selbst."

Ich habe trotz der Angriffe, die mir Mangel an Wissenschaftlichkeit und systematischer Klarheit vorwarfen, die mir natürliche Form der Mitteilung beibehalten, für die ich dieselbe Berechtigung beanspruche wie die Schulphilosophen für die ihre: dass sie nämlich als das gelte, wofür sie — nach ihrer Art und ihrem Grade — gelten kann.

Und sicherlich wird niemand ein unsystematisches Denken an und für sich geringschätzen. Um gar nicht so weit wie auf Jesus oder Sokrates zurückzugehen, sondern um bei neueren Zeiten zu bleiben, müsste er dann einen Pascal ebenso geringschätzen wie einen Montaigne, einen Carlyle wie einen Emerson, einen Ruskin wie einen Nietzsche!

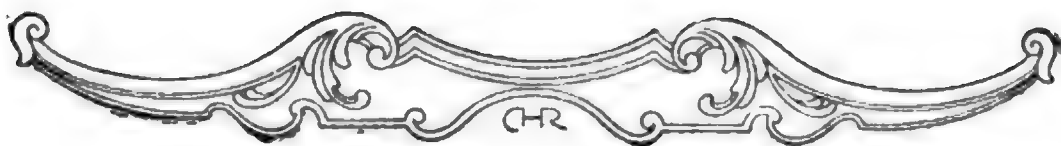
Wenn auch die philosophisch Geschulten natürlich jene Form des Denkens am höchsten stellen, die sie selbst gewählt haben, dürften sie doch weniger meine unsystematische Weise zu denken missbilligen, als die Denkweise selbst. Das ist ihr Recht, nicht aber, meine Schriften mit einem philosophischen Massstabe zu messen, der an sie nicht angelegt werden darf, weil sie nicht nach diesem Masssystem geschaffen worden sind.

Auch die Landschaft der Seele hat ihre Berge und Täler, ihre Wälder und Ströme. Der Philosoph gibt sie in seiner Weise wieder, der Laie in einer anderen, ganz wie der Topograph die wirkliche Landschaft durch die Karte, der Maler durch das Bild wiedergibt. Keine Darstellung macht an und für sich die des anderen überflüssig. Aber prüft der Topograph die Skizze des Malers mit dem Landmesserstab in der Hand, dann muss er sie selbstverständlich verwerfen. Die Erkenntnis der Notwendigkeit, genauer auf die Valeurs meiner Farben zu achten, das ist der Gewinn, den mir die Angriffe brachten, die mir im übrigen berechtigten Grund gaben, mich an Renans Worte zu erinnern:

„Die Logik erfasst niemals die Nuance. Aber alle Wahrheiten, die von geistiger Natur sind, beruhen ganz und gar auf der Nuance.“

Man hat meinen Individualismus sehr richtig als sozialen Individualismus charakterisiert, und mit diesem Buche habe ich versucht, diesen Individualismus auf dem Gebiete der Erotik zu vertreten.

Ellen Key.



Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit

Alle Denkenden sehen, dass die von den Religionen und Gesetzen des Abendlandes aufrecht erhaltenen Begriffe über die Sittlichkeit des Geschlechtsverhältnisses in unserer Zeit eine eingreifende Neugestaltung erfahren.

Wie allen anderen derartigen Umwandlungen stemmt sich auch dieser das Misstrauen der Gesellschaftserhalter entgegen, welches sich auf die Überzeugung gründet, dass dem Menschen die Macht gebricht, selbst die Entwicklung in aufsteigende Richtung zu leiten. Diese Leitung kommt, meinen sie, der transzendenten Vernunft zu, die sich in dem Wirklichen ausdrückt und so das Wirkliche vernünftig macht. Die jetzige Ehe ist eine historisch entstandene Wirklichkeit und folglich auch vernünftig. Die historische Kontinuität — und religiöse und ethische Bedürfnisse — bedingen die Fortdauer der jetzigen Ehe als unabweisliche Voraussetzung für den Bestand der Gesellschaft.

Die Neuerer lassen die transzendente Vernunft aus dem Spiele. Aber auch sie anerkennen den Zusammenhang zwischen dem Wirklichen und dem Vernünftigen in gewissem Grade, nämlich dass das, was wirklich geworden, auch vernünftig gewesen

ist — solange es unter gewissen gegebenen Gesellschaftsverhältnissen und Seelenzuständen am besten den Bedürfnissen der Menschen in irgend einer bestimmten Richtung entsprochen hat. Sie erkennen die Unentbehrlichkeit fester Gesetze und Sitten an, denn nur sie vertiefen die Gefühle zu Quellen von Willensimpulsen, welche stark genug sind, von Handlungen ausgelöst zu werden. Sie begreifen, dass die bewahrenden, die festhaltenden Gefühle für die Seele dieselbe Bedeutung haben, wie das Knochengerüst für den Körper.

Die historische Notwendigkeit hingegen, die darin bestehen sollte, dass die Menschheit Schicksale, die sie selbst nicht bestimmt, abwartet und über sich ergehen lässt, ist für diese Neuerer eine Sinnlosigkeit. Das „historisch Notwendige“ ist in jeder Zeit der verwirklichte Wille der der Anzahl oder der Art nach stärksten Menschen, verwirklicht in dem Masse, in dem Natur und Kultur ihrer Machtausübung günstig sind. Diese Neuerer wissen, dass die abendländische Ehe teils aus den stets gleichbleibenden physisch-psychischen Ursachen der Arterhaltung entstanden ist, teils aus historischen Ursachen, die vorübergehend waren, obgleich ihre Wirkungen auf diesem Gebiete wie auf vielen anderen, noch immer fortdauern. Sie wissen, dass von allen Schöpfungen des Gesellschaftslebens die Ehe die zusammengesetzteste, die verletzlichste, die bedeutungsvollste ist; und sie begreifen darum, dass Entsetzen die Mehrzahl ergreifen muss, wenn jemand an das Heiligtum so vieler Generationen Hand anlegt.

Aber — sie wissen auch, dass Leben Um-

wandlung ist; dass jede Umwandlung ein Absterben früher lebenstauglicher Wirklichkeiten und eine Bildung neuer solcher bedeutet. Sie wissen, dass sich dieses Absterben und diese Neubildung niemals gleichförmig vollziehen; dass Gesetze und Sitten, die sich jetzt für die Höherstehenden als lebenshemmend erweisen, für die Mehrzahl noch lebensfördernd sind und darum auch so lange bestehen müssen, wie sie diese ihre Eigenschaft bewahren. Aber sie wissen auch zugleich, dass durch die wenigen Höherstehenden — diejenigen, deren Bedürfnisse und Kräfte die veredeltsten sind — auch den Vielen schliesslich ein höheres Dasein zuteil wird. Die Voraussetzung aller Entwicklung ist, sich nicht mit dem Seienden zu begnügen, sondern den Mut zu der Frage zu haben, wie alles besser werden könnte, und das Glück, im Denken oder Handeln eine richtige Antwort auf diese Frage zu finden.

Die Unzufriedenheit der Höchststehenden mit den Widersprüchen zwischen ihren erotischen Bedürfnissen und der Form für deren berechtigte Befriedigung ruft nun Angriffe auf die Ehe hervor, die doch ihren eigenen Grosseltern noch genügte, wie sie unzähligen Zeitgenossen genügt. Diese Menschen wissen wohl, dass ihre Unzufriedenheit die Ehe nicht zerstören wird, so lange die Seelen- und Gesellschaftszustände fortdauern, die sie aufrecht erhalten. Aber — sie wissen auch, dass ihr Wille allmählich Seelen- und Gesellschaftszustände umgestalten wird. Und sie sehen schon auf der Hemisphäre der Seele Zeichen und Wunder, die die Erfüllung der Zeit künden.

Die Neuerer glauben nicht, dass die Missverhältnisse und Widersprüche, die mit den natürlichen Bedingungen der Arterhaltung unauflöslich verbunden sind, durch irgendwelche Gesetze aufgehoben werden können. Und weil sie einsehen, dass vollkommene Freiheit ein Begriff ist, der nur mit vervollkommneter Entwicklung zusammenfällt, sehen sie auch ein, dass neue Formen oft nicht nur Freiheitserweiterungen, sondern auch bisher unbekannte Freiheitseinschränkungen mit sich bringen.

Was sie wollen, das sind solche Formen, die, ob sie nun die Handlungsfreiheit einschränken oder erweitern, einen für das Individuum und das Menschengeschlecht lebenssteigernden Gebrauch der erotischen Kräfte fördern. Sie hoffen nicht, dass die neue Form fertig dastehen werde, ebensowenig wie sie erwarten, dass alle Menschen dafür fertig sein werden. Aber sie hoffen, die höheren Bedürfnisse zu nähren, die reicheren Kräfte zu wecken, die schliesslich die neue Form auch für die Mehrzahl notwendig machen werden. Diese Hoffnung befeuert ihr zielbewusstes Streben, das von der Gewissheit geleitet wird, dass die persönliche Liebe der höchste Wert des Lebens ist, sowohl unmittelbar für den einzelnen selbst, wie mittelbar für die neuen Leben, die seine Liebe schafft.

Und diese Gewissheit breitet sich von Tag zu Tag rings in der Welt aus.

Ohne an eine übermenschliche Vernunft zu glauben, die die Entwicklung leitet, muss doch jeder an eine in-menschliche glauben, an eine

Triebkraft, die die jedes besonderen Volkes ebenso sehr übertrifft, wie die des Organismus die des Organs. Diese Vernunft wächst, je mehr die Einheit der Menschheit sich consolidiert. Immer weniger kann das eine Volk seine Eigenart vor dem Einflusse des anderen bewahren. Und dies zeigt sich nun besonders deutlich auf dem Gebiete der Erotik. Während nordische und angelsächsische Ideen über die geschlechtliche Sittlichkeit in der romanischen Literatur aufblitzen, sind romanische Gesichtspunkte der Liebe teilweise für die Meinungen bestimmend, die man im Norden als „die neue Unsittlichkeit“ bezeichnet.

So fliegen zwischen Land und Land Schiffchen aus Gold und Schiffchen aus Stahl, die den bunten, feinen Einschlag des Gegenwartsbewusstseins durch Faden um Faden der starken Kette ziehen, die aus den Gesetzen und Sitten der verschiedenen Völker gebildet ist. Das Folgende ist zum Teil eine Zeichnung des neuen Musters, das von dieser Webekunst gebildet ist, zum Teil enthält es einige in dieses Muster eingefügte neue Motive.

Diejenigen, welche die Monogamie als das einzige Ziel der geschlechtlichen Sittlichkeit und als die einzige berechtigte Form der persönlichen Liebe betrachten, meinen damit nicht die scheinbare Monogamie, die das Gesetz vorschreibt, aber die Sitten umgehen. Sie meinen die wirkliche Monogamie: ein einziger Mann für eine Frau während der Lebenszeit dieses Mannes; eine einzige Frau für einen Mann während der Lebenszeit

dieser Frau, und ausserhalb dessen vollständige Enthaltsamkeit. Als Entwicklung erkennen sie nur eine immer vollere Verwirklichung dieses Ideals an; in der Tendenz der Gegenwart, mehrere Entwicklungslinien anzunehmen, sehen sie nur Verfall — und in *diesem* Sinne wird das Wort Monogamie in diesem Buche gebraucht werden.

Die Bekenner des Lebensglaubens hingegen sehen die Ideale des Menschen als Ausdrucksformen für die Steigerung seiner Lebensbedürfnisse an. Ideale, die einstmals ein Ansporn zur Entwicklung waren, werden so zu ihrem Hemmnis, sobald die Lebensbedürfnisse neue Formen verlangen, die von dem herrschenden Idealismus nicht gutgeheissen werden. Nur wer an übersinnliche, gotteingegebene Ideale glaubt, stellt sie für alle Naturen und alle Zeiten auf. Der Evolutionismus hingegen weiss, dass niemals alle Wesen, die wir mit einem Worte das Menschengeschlecht nennen, die aber in Wirklichkeit fast ebensovielen verschiedenen Geschlechtern angehören wie die Tierwelt, einem und demselben Ideal gehuldigt haben oder huldigen können. Ja, sie freuen sich, dass sich die Menschheit nicht durch einen einzigen Glauben, eine einzige Sitte, ein einziges Ideal gleichformen lässt, weil sie in der Mannigfaltigkeit des Lebens einen grossen Teil seines Wertes sehen. Sie meinen, dass schon dies Grund genug ist, allmählich den einzelnen innerhalb derselben Zeit und demselben Volke die Freiheit zu geben, die, historisch gesehen, demselben Volke zu verschiedenen Zeiten zuerkannt wird, oder ethnographisch gesehen, ver-

schiedenen Völkern zur selben Zeit: die Freiheit nämlich, innerhalb gewisser Grenzen selbst die Form seines geschlechtlichen Lebens zu wählen. Und dies um so mehr, als die geographischen, klimatischen, historischen und ökonomischen Verschiedenheiten zwischen den Seelen ebenso gross sind, wie zwischen Völkern und Zeiten, und das, was den Bedürfnissen und der Kraftentwicklung des einen entspricht, folglich nicht der des anderen entsprechen kann.

Nichts ist weniger bewiesen, als dass die Monogamie die für die Lebenskraft und die Kultur der Völker unentbehrliche Form des Geschlechtslebens ist. Weder die Geschichte noch die Ethnographie brauchen gegen eine Behauptung ins Treffen geführt zu werden, die sich genügend durch die Tatsache widerlegt: dass die Monogamie in dem eben erwähnten strengen Sinne selbst bei den christlichen Völkern noch niemals Wirklichkeit gewesen ist — ausser für eine verschwindende Anzahl von Menschen; dass alle die Fortschritte, die man der christlichen Kultur zuschreibt, sich vollzogen haben, während die Monogamie wohl Gesetz, aber die Polygamie Sitte war. In der Zeit, die rhetorisch die „der Tugend und Manneskraft“ genannt wird, in der nordischen Heidenzeit, herrschten die Gesetze und Sitten, von denen man jetzt — nach weiterer tausendjähriger christlicher Kultur des Gefühlslebens — meint, dass sie die Auflösung der Gesellschaft nach sich ziehen würden! Unsere ausgezeichneten Vorväter, deren Moral in so hohem Grade die unsere überstrahlt haben

soll, waren alle in bürgerlichen Ehen geboren, in einem Heim erzogen, wo die Buhlerin nicht selten am selben Herde mit der Gattin lebte, und wo diese letztere aus äusserst unbedeutenden Anlässen verstossen werden oder auch selbst Scheidung verlangen konnte. Ja, zuweilen waren diese Väter Kinder einer „freien Liebe“, die ihr Nest in der Wildnis gebaut, wenn der Muntmann die gesetzliche Vereinigung eines Liebespaares gehindert hatte! Dass die katholische Kirche die unlösbare Ehe einführte, hinderte nicht, dass unser schwedisches Volk im Mittelalter an den Rand des Unterganges kam. Das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts dürfte hingegen wohl kaum jemand wegen seiner monogamischen Sittlichkeit rühmen. Aber es bewahrte dessenungeachtet Lebenskraft genug, mit seiner ökonomischen, geistigen und militärischen Macht Europas Geschichte zu entscheiden. Ja, der Kern des französischen Volkes besitzt trotz seiner erotischen „Unsittlichkeit“ immer noch grosse Gesundheit und Zähigkeit, und vortreffliche bürgerliche Tugenden und Arbeitskräfte.

Die so eifrig beteuern, dass die Monogamie und die Unlösbarkeit der Ehe das Dasein der Völker entscheiden, wissen wenig von der Vergangenheit und der Gegenwart der Völker, oder sie vergessen ihre Einsicht über ihrer Absicht: dass Europas weisse Menschheit — und ihre sittlichen Ideale um 12 Uhr Mittag des heutigen Tages — überall und für immer die Norm für die Sittlichkeit und für den Glauben des ganzen Menschengeschlechts feststellen soll!

Was sich hingegen beweisen lässt, ist: dass

die Lebenskraft eines Volkes in erster Linie von der Fähigkeit und der frohen Willigkeit seiner Frauen abhängt, lebenstaugliche Kinder zu gebären und zu erziehen, sowie von der Fähigkeit und dem frohen Willen seiner Männer, das Dasein des Volkes zu verteidigen. Ferner hängt sie von der Arbeitslust des ganzen Volkes ab und von seiner Fähigkeit, Wohlstand für sich selbst und Werte für die ganze Menschheit hervorzubringen, und schliesslich von dem Willen des Einzelnen, eigene Ziele zu opfern, wenn das allgemeine Wohl es erheischt.

Was sich weiter beweisen lässt, ist: dass wenn ein Volk seine Kräfte in geschlechtlichen Ausschweifungen verbraucht, dies oft verhindert, dass das Volk die erwähnten Bedingungen für seine Fortdauer erfüllt und seinen Untergang herbeiführt.

Aber damit ist nicht auch bewiesen, dass ein Volk untergeht, wenn es die Formen des Geschlechtslebens nach einer neuen Erkenntnis der vernünftigsten geschlechtlichen Sitten ändert.

Die Monogamie siegte durch viele Ursachen, vor allem durch die Erfahrung, dass sie viele Vorteile brachte. Sie verringerte die Kämpfe der Männer um die Frauen und sparte so ihre Kräfte für andere Ziele; sie spornte zur Arbeit für die Nachkommenschaft an; sie entwickelte die Schamhaftigkeit und Zärtlichkeit innerhalb der geschlechtlichen Verbindungen und hob so mit der Stellung der Frau auch ihre Bedeutung für die Erziehung der Kinder; sie bot diesen und ihr selbst Schutz vor der Willkür des Mannes; sie entwickelte

durch das Familienleben Selbstbeherrschung und Zusammenwirken. Dass die Gatten aufeinander angewiesen waren, führte zum Wohlwollen gegeneinander. Die Machtvollkommenheit des Mannes wurde durch Verantwortlichkeitsgefühl und Beschützerfreude veredelt; die Abhängigkeit der Frau durch Zuneigung und Treue. Diese wurde durch die Furcht vor der besitzrechtlichen Eifersucht des Mannes gestärkt, durch seinen Anspruch zu wissen, dass sein Eigentum sich auf seine eigenen Kinder vererbte; durch Religionen, nach denen die Einmischung von fremdem Blute in den Stamm ein Verbrechen war; durch die Hoffnung des Christentums auf ein Zusammensein jenseits des Erdenlebens; durch die gemeinsamen Kinder, für die sich im Laufe der Entwicklung das Zärtlichkeitsgefühl vertiefte. Und diesen sitten- und seelenveredelnden Einfluss übt die Monogamie noch jetzt aus. Es könnte also den Anschein haben, als müsste diese Anerkennung, die man schon der unvollkommenen Monogamie zollen muss, diejenigen jeder weiteren Beweispflicht entheben, welche behaupten, dass die richtige Entwicklung der geschlechtlichen Sittlichkeit nur durch eine immer vollständigere Monogamie gesichert werden kann. Aber diese vergessen, dass die monogamische Ehe, die schon lange vor dem Christentum Sitte war, von der Stunde an, in der die Kirche sie als einzige Form der geschlechtlichen Sittlichkeit verkündete, der echten Sittlichkeit ebensoviel geschadet wie genützt hat.

Mit einem gewöhnlichen Gedankensprung kam

man dann zu der Schlussfolgerung, dass die gewaltige Kulturentwicklung, die sich während der Alleinberechtigung der monogamischen Ehe vollzog, ohne diese unmöglich gewesen wäre. Und so wurde sie einfach als unentbehrliche Voraussetzung jeder höheren Kultur hingestellt!

Der Kern der jetzt immer häufiger entbrennenden Sittlichkeitsdiskussionen ist die Prüfung, ob die freie Ehe oder die unlösbare Liebe den relativ höheren Wert für die echte geschlechtliche Sittlichkeit hat.

So lange der Mensch sich vollkommen geschaffen, dann gefallen und in ewigen Kampf zwischen Geist und Fleisch versetzt glaubte, konnte kein Zweifel an dem unbedingten Wert des christlichen Sittlichkeitsideals auftauchen. Selbst diejenigen, welche, um es zu erreichen, am härtesten kämpfen mussten, selbst die im Kampfe Besiegten bekannten sich als Sünder, in dem Masse, in dem das Fleisch den Sieg über den Geist davontrug. Erst der Evolutionismus hat dem Menschen den Mut gegeben, die Frage aufzuwerfen, ob er nicht auch „sündigen“ kann, wenn der Geist über das Fleisch siegt; ob nicht die Ehe um der Menschen willen da ist, nicht diese um der Ehe willen; den Mut schliesslich, das Recht der Gegenwart auf immer allseitigere Erfahrungen über die der Entwicklung der Menschen günstigsten geschlechtlichen Sitten zu vertreten. Denn „die Idee der Ehe“ ist für sie keine andere, als die, diese Entwicklung zu begünstigen. Aber allseitige Erfahrungen können nicht gewonnen werden,

so lange Religion und Gesetz eine einzige Sitte als die rechte erklären und dadurch alle anderen hart verurteilt oder erschwert werden — sowie sie mit ernster Offenheit hervortreten — während man die heimlichen Vergehungen gegen das Ideal der Monogamie duldet oder sogar begünstigt. Gewiss hat die Feststellung dieses Ideals so manchen angefeuert, es zu verwirklichen zu trachten; ja selbst dic Heuchelei ist eine mittelbare Ehrenbezeugung, die seinem Werte gezollt wird. Aber diese Festigkeit gefährdet eine fortschreitende Entwicklung.

In Beziehung auf die Ehe, wie in allen anderen Beziehungen, ist das Luthertum die Halbheit, die Brücke zwischen zwei folgerichtigen Weltanschauungen: der katholisch-christlichen und der individualistisch-monistischen. Und Brücken sind dazu da, dass man hinübergeht, nicht dass man darauf stehen bleibt.

Keiner unserer „unsittlichen“ Schriftsteller hat stärker als Luther die Macht des Geschlechtslebens betont. Er betrachtet Keuschheit ohne Ehe als undenkbar. Er sieht in der Ehe das von Gott gegebene Mittel, das Verlangen zu stillen, wie in der Nahrung das von Gott gegebene Mittel, den Hunger zu stillen. Aber ebensowenig wie der Mensch diesen letzteren durch Diebstahl stillen darf, darf er das erstere durch Unzucht stillen. Dagegen wäre nichts einzuwenden, wenn man nicht jedes Verhältnis ausserhalb der Ehe Unzucht genannt hätte, während Zucht sich mit jeder Art von Ehe deckte!

Luther wusste mancherlei von der Natur, als er lehrte, dass der Mensch ausserhalb der Ehe wohl seine Handlungen unterdrücken könne, nicht aber seine Gedanken und Begierden. Er wusste hingegen nichts von jener Schöpfung der Kultur, die Liebe heisst. Und darum wusste er auch nicht, dass ganz derselbe Satz, den er gebrauchte, um gegen das Cölibat zu sprechen, sich auch gegen die Ehe anwenden lässt. Denn ebensowenig wie das Keuschheitsgelöbnis an und für sich wirkliche Reinheit mit sich bringt, ebensowenig vermag das Treugelöbnis wirkliche Treue hervorzurufen. Diese kann nur entstehen, wenn Ehe und Liebe gleichbedeutende Begriffe werden. Der Ideeninhalt von Luthers Ehekampf war nicht ein höherer Ehebegriff als der der katholischen Kirche, sondern er bestand nur darin, den Klosterleuten und den Männern der Kirche die Ehe wiederzugeben. Man hat ihm den protestantischen Pfarrhof zu danken, und damit einen grossen Einsatz für die Poesie des Landlebens, für Volksbildung, für die Hervorbringung grosser Geister und — mittelbar — auch für die Heranbildung leidenschaftlicher Freidenker! Die lutherische Ehelehre hingegen ist keines Dankes wert, da sie — wie der Protestantismus in seiner Gesamtheit — in einem unlösbaren Widerspruche stecken blieb. Anstatt in dem Geiste Christi und der katholischen Kirche, an der Unlösbarkeit der Ehe festzuhalten und das Ertöten der Sinnlichkeit zu fordern, wenn der Friede der Seele es erheischte, wurde Luther, dadurch, dass er die Macht des Naturtriebs anerkannte, in Konzessionen hineingezwungen, die bis

zu der — ganz bibelentsprechend — gutgeheissenen Doppelehe gingen. Für die grobe Auffassung der Reformationszeit bedeutete eine persönlich wählende Liebe nichts. War die Ehe nur vom natürlichen Gesichtspunkt aus möglich, so konnte sie mit jedwedem geschlossen werden, ja, der echten Frömmigkeit dünkte es höher, sie ohne die irdische Liebe einzugehen, die die Liebe zu Gott beeinträchtigte. Die lutherische Ehelehre machte Gott „nachsichtig" gegen all die Unreinheit, die das Geschlechtsleben innerhalb der weissgetünchten Gruft der Ehe einschloss. Er hat vor all den Frauenmorden, die das Gebot der Fruchtbarkeit mit sich brachte, ein Auge zugedrückt; vor all den lebensunfähigen Kindern, die in unzusammengehörigen und unreinen Ehebündnissen zur Welt kamen. Er hat alle aus den niedrigsten Beweggründen, unter den unnatürlichsten Verhältnissen geschlossenen Bündnisse „geheiligt": Bündnisse zwischen einem kranken und einem gesunden, einem alten und einem jungen, einem willigen und einem unwilligen Teil, oder zwischen zwei unwilligen, von der Familie Zusammengekuppelten. Und immer noch wird solchen „christlichen Ehebündnissen" Gottes Segen und das Gebot der Fruchtbarkeit und Untertänigkeit des Weibes verkündigt. Dieser Ehelehre sowie ihren unbewussten Wirkungen fallen noch unzählige Frauen zum Opfer; ihr ermatteter Schoss ist ein karges Erdreich für das neue Geschlecht; ihre unterjochten Seelen eine zerbrochene Stütze für das Wachstum neuer Willen. Auf eine Frau mit der Entschlossenheit zur Selbstverteidigung kommen Tausende, die ihre Kinder

mit Widerwillen empfangen haben und empfangen. Auf eine Gattin, der die zaghafte Bitte der Liebe begegnet, kommen Tausende, die in dem Gefühl ihrer Erniedrigung ihren Gläubigern das Recht bewilligen, das die lutherische Ehelehre und der christliche Untertänigkeitsbegriff einprägen. Aber auch innerhalb der lutherischen Kirche zeigt sich die Macht der Zeit. Es treten jüngere Männer hervor, die den Grundsatz verfechten, dass Liebe da sein muss — nicht nur im Trauungsformular von Liebe gesprochen zu werden braucht — wenn die Ehe als sittlich angesehen werden soll. Und wahrscheinlich machen die neu-protestantischen Verkünder der Liebe ihren Einfluss geltend, eine Anzahl widriger Ehestiftungen zu verhindern. Aber es fällt weder ihnen noch ihrer Gemeinde ein, ein aus den niedrigsten Beweggründen getrautes Ehepaar mit Missachtung zu behandeln. Wenn hingegen zwei junge, gesunde, nur durch ihre Liebe vereinte Menschen zusammenwohnen und das Gebot der Fruchtbarkeit erfüllen, dann werden sie durch schimpfliche Behandlung — wenn nicht seitens des jungen Geistlichen selbst, so doch seitens seiner Gemeinde — davon überzeugt werden: dass nur die gesetzgeweihte Geschlechtsverbindung geachtet wird; dass also durchaus nicht der Ernst der persönlichen Liebe selbst, sondern nur der gesellschaftliche Stempel sie dazu befähigt, die sittliche Grundlage für das erotische Zusammenleben zweier Menschen zu bilden! Und wenn ein in einer liebeleeren Ehe unglücklicher Mensch sich befreit, um ein neues Zusammenleben „auf der sittlichen Grundlage der Ehe, der

persönlichen Liebe“ aufzubauen, dann beeilen sich die Männer der Kirche, die Sittlichkeit der Ehe auf die Grundlage — der Pflicht zu verlegen!

Der Satz von der Liebe als sittlicher Grundlage der Ehe ist also vorderhand nur noch eine Redensart. Seine Verwirklichung war in der protestantischen Welt lange ein strafbares Verbrechen und wird wahrscheinlich noch im Jahre zweitausend als strafwürdiges Vergehen betrachtet werden.

Nach dem Sittlichkeitsbegriff des Lebensglaubens ist also die Ehelehre des Luthertums — sowie die des Christentums überhaupt — in Unsittlichkeit ausgemündet, weil sie ebensowenig das Recht der Gattung auf die besten Lebensbedingungen schützt, als sie dem einzelnen das Recht zugesteht, seine Liebe nach seiner persönlichen Sittlichkeitsforderung zu verwirklichen. Das Ziel der lutherischen Ehe war, mit oder ohne Liebe Mann und Weib zu paaren, als gegenseitige Sittlichkeitsmittel, als Kindergrosszieher für die Gesellschaft, und zugleich um den Mann als Familienversorger festzuhalten. Dadurch, dass die Kirche rücksichtslos dieses Ziel verfolgte, ist es ihr wohl gelungen, die Sinnlichkeit einzudämmen, nicht aber sie zu läutern, — das Verantwortlichkeitsgefühl zu entwickeln, nicht aber die Liebe. Sie hat so nur den Rohstoff zu einer höheren Sittlichkeit grob zugehobelt. Das Grobgehobelte dürfte jetzt noch das im allgemeinen Verwendbarste sein. Aber ihrer werden immer mehr, die sich nach feineren Geräten sehnen.

Der neue Sittlichkeitsbegriff erwächst aus der Hoffnung, dass das Menschengeschlecht der Steigerung zu immer grösserer Vollkommenheit

fähig sei. Die Formen des Geschlechtslebens, die dieser Steigerung am besten dienen, müssen also die Norm der neuen Sittlichkeit werden. Aber da die Art eines Verhältnisses nur durch seine Folgen bestimmt werden kann, wollen die Bekenner des Lebensglaubens auch auf dem Gebiete des Geschlechtsverhältnisses wie auf dem strafrechtlichen Gebiete das „bedingte“ Urteil anwenden. Erst das Zusammenleben kann über die Sittlichkeit eines Zusammenlebens entscheiden — mit anderen Worten, über seine Fähigkeit, das Dasein der Zusammenlebenden und das der Generation zu steigern. Folglich kann keinem ehelichen Verhältnis im Vorhinein die Weihe erteilt und auch nicht — mit gewissen, die Kinder betreffenden Ausnahmen — abgesprochen werden. Jedes neue Paar muss — welche Form es auch für sein Zusammenleben gewählt hat — erst selbst dessen sittliche Berechtigung erweisen.

Dies ist die neue Sittlichkeit, die heute von denselben Seelen unsittlich genannt wird, die Luther bei seinem Auftreten als unsittlich verdammten. Ein Urteilsspruch, der in der katholischen Welt wiederholt wird, wo noch „auf den unzüchtigen Mönch“ dieselben Schmähungen gehäuft werden, wie in den lutherischen Gemeinwesen auf die Anhänger der „freien Liebe“. Für Luthers jetzige „freisinnige“ Nachfolger handelt es sich auf diesem Gebiete wie auf dem des Glaubens darum, dass sie entweder umkehren oder vorwärts gehen müssen. Zurück zu dem festen Boden der unbedingten Autorität oder hin-

über über die Brücke der freien Prüfung in das unerforschte Land des voll-persönlichen Glaubens; zurück zur unauflösbaren Ehe oder über die Brücke des Ehezwangs vorwärts zu dem Rechte der Liebe. Der gerade Weg eines folgerichtigen Denkens lässt keine dritte Möglichkeit zu.

Die Ehelehre der Neuprotestanten ist schon viel weniger folgerichtig als die Luthers. Mit ihm erkennen sie das Recht der Sinnlichkeit in der Liebe an, mit ihren Zeitgenossen das Recht der Liebe im Menschenleben. Aber wenn sie dann beiden die Grenzen ziehen, bleiben sie in Unhaltbarkeiten stecken.

Nicht weil sie innerhalb wie ausserhalb der Ehe Beherrschung verlangen. Alle Vorbereitung zu einer schliesslichen Lebenssteigerung bringt vorübergehende Lebenshemmungen mit sich. Sondern weil die Beherrschung, die sie fordern, so umfassend ist, dass sie in hohem Grade lebenshemmend wird, ohne eine entsprechende, schliessliche Lebenssteigerung herbeizuführen. Sie beschränken nämlich das geschlechtliche Moment in der Liebe auf die Aufgabe, die Gattung fortzupflanzen, und die Liebe im Menschenleben auf ein einziges Verhältnis. Jene Ehegatten, welche die Verantwortung für ein neues Leben nicht auf sich nehmen sollen, wollen oder können, werden so zum Zölibat in der Ehe verurteilt, und die Gatten, welche einmal ihre Ehe auf Liebe gegründet haben, müssen sie auch ohne Liebe fortsetzen.

Aber diese Forderungen sind rücksichtsloser gegen die menschliche Natur als der Zwang, den

Luther bekämpfte. Das vollkommene Zölibat ist leichter als das eheliche. Die Forderungen der Seele sind stärker als die der Sinne. Dies dürfte jedoch kein Hindernis für die Aufstellung der strengen Forderungen sein, wenn diese wirklich einem geschlechtlich höheren Dasein förderlich wären. Aber nur der von der Wirklichkeit des Lebens Wegsehende — und der Christ ist gewöhnlich ein solcher Wegsehender — kann die persönliche Liebe als Grundlage der geschlechtlichen Sittlichkeit aufstellen und zugleich ihr Recht innerhalb der oben erwähnten Grenzen der Sittlichkeit einsperren.

Denn so wie die Kultur jetzt die persönliche Liebe entwickelt hat, ist diese so zusammengesetzt, so umfassend und eingreifend geworden, dass sie nicht nur an und für sich — unabhängig von der Arterhaltung — einen grossen Lebenswert bildet, sondern auch alle anderen Werte hebt oder herabmindert. Sie hat neben ihrer ursprünglichen eine neue Bedeutung bekommen: die Flamme des Lebens von Geschlecht zu Geschlecht zu tragen. Niemand nennt jemanden unsittlich, der — in seiner Liebe getäuscht — davon absteht, in einer Ehe die Gattung fortzupflanzen; auch jene Gatten wird man nicht unsittlich nennen, die in ihrer durch die Liebe glücklichen Ehe verbleiben, obgleich dieselbe sich als kinderlos erwiesen hat. Aber in beiden Fällen folgen diese Menschen ihrem subjektiven Gefühl auf Kosten des künftigen Geschlechts und behandeln ihre Liebe als Selbstzweck. Das in diesen

2*

Fällen den einzelnen auf Kosten der Gattung schon zuerkannte Recht wird sich immer mehr erweitern, in dem Masse, in dem die Bedeutung der Liebe zunimmt. Hingegen wird die neue Sittlichkeit von der Liebe eine immer grössere freiwillige Rechtseinschränkung in den Zeiten, wo ein neues Leben es erheischt, verlangen, sowie einen freiwilligen oder notgedrungenen Rechtsverzicht, neue Leben unter Bedingungen zu zeugen, die dieselben minderwertig machen würden.

Die Ehelehre des Neuprotestantismus, wie die Tolstois, beruht im letzten Grunde auf dem asketischen Misstrauen gegen das Geschlechtsleben. Keiner von ihnen nimmt an, dass dessen sinnliche Seite anders veredelt werden könnte, als indem man sie ausschliesslich in den Dienst der Arterhaltung stellt. Dieser Gesichtspunkt ist zuletzt der entscheidende für alle christlichen Sittlichkeitsbegriffe. Das Christentum wird von der Gewissheit getragen, dass das Ziel von des Menschen Erdenleben seine Entwicklung als Ewigkeitswesen ist. Darum kann keine seiner Lebensäusserungen Selbstzweck sein, sondern muss einem höheren Ziele dienen als dem irdischen Leben und Glück des einzelnen, ja sogar des Menschengeschlechtes.

Aber indem man die Grundlage der geschlechtlichen Sittlichkeit in ein überirdisches Dasein verlegte, beraubte man sie ihres Zusammenhanges mit der Arterhaltung und geriet so in Widerspruch mit sich selbst. Dies ist die Ursache, warum es dem Christentume — während es mittelbar für die Vergeistigung der Liebe höchst

bedeutungsvoll geworden ist — doch niemals gelungen ist, die Forderungen des einzelnen mit denen der Gattung, die Bedürfnisse der Seele mit denen der Sinne zu versöhnen. Allumfassend wird nur die sittliche Norm, die von dem Glauben bestimmt wird, dass der Sinn des Lebens seine Entwicklung durch die einzelnen zu immer höheren Lebensformen für das ganze Menschengeschlecht ist. Diese Norm hält keine Askese für sittlich, die darauf abzielt, die Seele aus den Banden der Sinnlichkeit zu befreien: dieses grosse Ziel der morgenländischen Askese. Sie nennt nur die Selbstzucht berechtigt, die eine immer grössere Einheit zwischen dem Willen der Seele und dem des Körpers herbeiführt. Eine solche Selbstzucht steht ebenfalls von dem näheren und geringeren Guten um des ferneren und grösseren willen ab. Aber sie findet dieses Gute auf dem Gebiete der Liebe wie auf jedem anderen *in einer immer seelenvolleren Sinnlichkeit oder einer immer sinnlicheren Beseeltheit*, nicht in der von Sinnlichkeit immer mehr befreiten Geistigkeit der Askese. Zu dieser Kapelle der Geistigkeit führt ein Bergpfad, der — wie mühsam jeder Schritt auch sein mag — doch gerade aufs Ziel losgeht. Das seelenvoll-sinnliche Dasein hingegen ist eine Zelle, zu der ein Labyrinth führt. Jeder Schritt ist da weniger mühevoll, aber die ganze Wanderung bringt unvergleichlich grössere Gefahr und Spannung. Dies dürfte der Grund sein, warum sie bis jetzt nur die Stärksten lockt — jene, welche niemals darauf verzichten zu geniessen, denn sie geniessen auch, wenn sie ver-

zichten! Für den, welcher dem letzteren Ziele zustrebt, wird eine einzige Sittlichkeitsnorm einfältig — ganz einfach, weil die Menschen vielfältig sind. Geschlechtliche Enthaltsamkeit in den Jugendjahren kann zum Beispiel neun Jünglinge von zehn stärken. Der zehnte kann dadurch in ein Halbtier verwandelt werden, das, obgleich er vor der Ehe im äusseren Sinne „keusch“ gewesen, in dieser eine Roheit oder Verdorbenheit an den Tag legen kann, die die Frau auf seinen Standpunkt herabzieht oder einen Abgrund zwischen ihnen auftut. Ausschliesslich sinnliche Geschlechtsverbindungen können in neun Fällen von zehn die Frau wie den Mann geringer machen. Im zehnten Falle kann sich eine solche Verbindung zu einem lebensentscheidenden Gefühl vertiefen, und die Ehe, zu der es führt, besitzt grössere Glücksmöglichkeiten als die so manches jungen Paars, das die seine in der Ordnung schliesst, die als die einzige glückverheissende angesehen wird. So ist es in einem Fall von zehn möglich, dass die Liebe, für die ein junger Mann sich bis zur Ehe rein bewahrt hat, wirklich die persönliche Liebe ist. In neun Fällen ist sie es nicht, sondern im Gegenteil die unpersönlichste aller Arten von Liebe. So ist es in neun Fällen von zehn denkbar, dass solche Enttäuschungen durch das Pflichtgefühl so getragen werden können, dass die Persönlichkeit dabei wächst. Im zehnten wieder führt das Verharren im Irrtum zum Untergang der Persönlichkeit.

Aber diejenigen, welche die vollkommene Reinheit vor der Ehe und die persönliche Liebe

in der Ehe mit vollem Rechte zur Norm der Sittlichkeit machen, sollten sich auf Grund unzähliger solcher und ähnlicher Erfahrungen entschliessen, jeden selbst entscheiden zu lassen, wie diese Reinheit vor wie nach der Ehe am besten erreicht wird, und welchen Inhalt diese persönliche Liebe haben soll. Entweder darf sie nichts weder für noch gegen die Heiligkeit der Ehe bedeuten. Oder wenn sie bei der Schliessung der Ehe ihre Heiligung bedeuten soll, dann muss ihr diese Bedeutung auch während der Fortdauer der Ehe zukommen. Aber nur das Individuum selbst weiss, wie lange seine Ehe durch persönliche Liebe heilig verbleibt, oder wann sie aufgehört hat, es zu sein. Niemandem kann die Pflicht auferlegt werden, in einem unheiligen Verhältnisse zu verharren, und folglich muss der Neuprotestantismus entweder die persönliche Liebe als sittliche Grundlage der Ehe, oder die unbedingte Treue als Ausdruck der sittlichen Persönlichkeit fallen lassen.

Der erotische Monist fragt nicht, ob ein Geschlechtsverhältnis das erste und einzige ist, ehe er ihm Sittlichkeit zuerkennt. Er will nur wissen, ob es derart war, dass es nicht die Persönlichkeiten der Liebenden aus dem Spiele gelassen hat. Ob es ein Zusammenleben gewesen ist, wo „weder die Seele die Sinne, noch die Sinne die Seele betrogen haben“.

Mit diesen Worten hat George Sand den Begriff der neuen Keuschheit gegeben.

Die Forderungen der neuen geschlechtlichen Sittlichkeit zeigen eigentümliche Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten mit denen, die die Ritterzeit auf diesem Gebiete aufstellte. Die Liebesgerichte setzten beispielsweise fest, dass Ehe und Liebe einander ausschliessen. Der Persönlichkeitsbegriff hat hingegen einen Willen zur Einheitlichkeit mit sich gebracht, der es undenkbar erscheinen lässt, in einer Ehe zu leben, ohne dass die Sehnsucht der Seele und die der Sinne der Gatten aufeinander gerichtet sind. Die Ritterzeit liess das kommende Geschlecht ausserhalb des Bereichs der Liebe. Die Hoffnung der Gegenwart ist es hinwiederum, durch die Liebe die neue Generation ebenso zu vervollkommnen wie die Liebenden selbst.

Auch die neue Sittlichkeit gesteht den vielen, die noch nicht einmal fähig waren, von persönlicher Liebe zu träumen, das Recht zu, eine Ehe zu schliessen, die ihrem armen Dasein wenigstens den Inhalt der Elternfreude und des Heimatsgefühls geben kann. Aber sie wird streng gegen jene sein, die, obwohl sie die Liebe erfahren oder geahnt haben, ohne sie eine Ehe schliessen, die dann sicherlich noch andere Leben ausser ihrem eigenen verringern, vielleicht zerstören wird. Die Weisheit kann fordern, dass das Urteil in gewissen einzelnen Fällen milde sei, denn die Mehrzahl der Menschen lernt spät oder nie ihr eigenes Herz kennen. Als leitender sittlicher Grundsatz hingegen muss die Einheit der Ehe und der Liebe unerschütterlich festgehalten werden. Durch seine idealbildende Macht, seine dadurch immer ge-

steigerte Glücksforderung hat der Mensch die Triebe zu geistigen Bedürfnissen vertieft, und dieselbe idealbildende Macht zieht nun rücksichtslos die äusseren Stützen der geschlechtlichen Sittlichheit fort und ersetzt sie durch die des Einheitsbegriffs. Dass dadurch Lahme und Hinkende ihrer Krücken beraubt werden, kann den nicht irre machen, der an den Lahmen und Hinkenden vorbei auf die schöneren und gesunderen Menschen der Zukunft blickt.

Der Einheitsgedanke schliesst allerdings das Recht jedes Menschen ein, sein Geschlechtsleben seinen persönlichen Forderungen gemäss zu gestalten, aber nur wenn er damit nicht bewusst die Einheit und dadurch mittelbar oder unmittelbar das Recht der Wesen verletzt, denen seine Liebe das Leben schenken kann. Die Liebe wird so immer mehr eine Privatsache des Menschen, die Kinder hingegen immer mehr eine Lebensfrage der Gesellschaft, und daraus folgt, dass die beiden niedrigsten und gesellschaftlich sanktionierten Äusserungen der geschlechtlichen Zersplitterung (des Dualismus), die Zwangsehe und die Prostitution, allmählich unmöglich werden, weil sie nach dem Siege des Einheitsgedankens den Bedürfnissen der Menschen nicht mehr entsprechen werden.

Zwangsehe ist das, was nicht nur die Sittlichkeit des Zusammenlebens und das Recht der Kinder von der Form dieses Zusammenlebens abhängig macht, sondern auch die Möglichheit der

Trennung für den einen Teil von dem Willen des anderen. Prostitution ist aller Handel mit seinem Geschlecht, möge der Handel von Frauen oder von Männern betrieben werden, die sich aus Not oder Lust ausserhalb der Ehe und durch sie verkaufen. Beides geschieht in gröberer und in feinerer Form. Es gibt eine Rangskala für die Ehe ohne Liebe wie für die „Liebe" ohne Liebe. Der Abstand zwischen beispielsweise der Kameliendame oder Raskolnikows Sonja auf der einen Seite und einem wilden Tier des Rinnsteins auf der anderen ist gross. So auch zwischen einer Frau, die aus Mütterlichkeitssehnsucht, und einer, die aus Luxusverlangen eine Ehe eingeht; zwischen einem Manne, der eine Arbeitskameradin, und einem, der eine Trösterin für seine Gläubiger sucht. Aber ob man sich nun mit einem Teile seiner Person von Hunger oder Schulden, Einsamkeit oder Verlangen loskauft, welchen an und für sich hohen Wert man auch gewinnen mag, so bleibt doch der Handel für Käufer wie für Verkäufer aus dem Gesichtspunkt der einheitsbestimmten geschlechtlichen Sittlichkeit eine Erniedrigung.

Die Entwicklung des erotischen Persönlichkeitsbewusstseins wird nun in ebenso hohem Grade durch die von der Gesellschaft geregelte „Sittlichkeit" wie durch die von der Gesellschaft reglementierte „Unsittlichkeit" gehindert. Sowohl wenn es gilt, die erstere aufrechtzuerhalten, wie wenn es sich darum handelt, die letztere zu entschuldigen, bekommt man zu hören, dass der Idealismus sich „den Forderungen des wirklichen

Lebens" fügen müsse. Dieselben Menschen, die mit Recht die Auflösung der Gesellschaft befürchten würden, wenn man als „die Forderungen des wirklichen Lebens" das Recht aller Hungernden zu stehlen verkündete, halten sich für lebensklug, wenn sie, auf einem unendlich bedeutungsvolleren Gebiete als dem des Eigentums, die Notwendigkeit des Diebstahls — in der Form der Prostitution — verkünden.

Das wirkliche Leben hat allerdings Forderungen. In dem einen Falle die, dass alle nach Nahrung Hungernden Arbeit erhalten müssen, und zwar so entlohnt, dass sie essen können. In dem anderen, dass alle Geschlechtsreifen die Möglichkeit erhalten, zur rechten Zeit eine Ehe zu schliessen. Aber die Umwandlungen, die sich vollziehen müssen, damit das geschehen kann, werden so lange ausbleiben, wie die Gesellschaft — in der Annahme, dass die Prostitution ein notwendiges Übel sei — ihre Folgen überwacht und sich so selbst in den Irrwahn wiegt, dass ihre Gefahren verhütet werden können. Denn damit kauft man sich davon los, nach den Auswegen zu suchen, die besser die beiden Grundbedürfnisse — Liebe und Hunger — befriedigen könnten, zu deren Stillung die Prostitution jetzt für viele Männer und Frauen der einzige Ausweg ist.

Aber diese Umwandlungen werden auch ausbleiben, so lange die Gesellschaft — in der Annahme, dass die Trauung ein notwendiger Segen ist — an ihr als einem Sittlichkeitspostulat des Geschlechtsverhältnisses festhält.

Denn die Trauung verleitet mittelbar wie die Prostitution unmittelbar zu Verbrechen gegen die ungeborene Generation, Verbrechen, mit denen verglichen Raub und Mord an den Lebenden Harmlosigkeiten sind!

An diesem Zustand der Dinge machen sich auch die Sittlichkeitsverkünder mitschuldig, die sich weismachen, dass nur die immer strenger aufrechterhaltene Forderung der Monogamie das Heilmittel des Übels sei. Sie fürchten alle Betonung des Inhaltsreichtums des Lebens, des Glückstraums, der Lebensberauschung. Sie predigen nur Pflichtgefühl und Verantwortung für die eigene Seele und gegen die Gesellschaft. Aber — das ist beständig von den ersten Zeiten des Christentums an gepredigt worden, ohne dass die geschlechtliche Sittlichkeit sich im grossen Ganzen gehoben hat! Das gibt zu denken. Umsomehr, wenn diese Furcht vor der Liebe bis zu Tolstois — oder richtiger des Morgenlandes — Abscheu vor der Sinnlichkeit getrieben wird; wenn man die Ehe nur als ein gefährliches Palliativ gegen eine erbliche Krankheit betrachtet, die am besten so überwunden werden soll, dass das Heilmittel überflüssig wird!

Wenn die Vorgänge der Seele ebenso erforscht sein werden wie die der Erde, wird auch die Liebe ihre Kumatologie erhalten — das ist die Wissenschaft von den Wellen. Man wird den Wellengang des Gefühls durch die Zeiten verfolgen, seine auf- und absteigende Bewegung, die Gegenwirkungen und Seiteneinflüsse, von denen es bestimmt war. Eine solche steigende Welle

ist in unserer Zeit der wachsende Abscheu der jungen Männer vor der gesellschaftsgeschützten Unsittlichkeit, ihre einheitliche Liebessehnsucht. Ein entgegenwirkender Einfluss ist hinwiederum die Abneigung einer Anzahl junger Frauen gegen die Liebe. Sie begnügen sich nicht damit wie die neuprotestantischen Geistlichen zu verlangen, dass die Sinnlichkeit geheiligt werden solle: sie wollen sie ertöten. Sie hassen nicht nur — und mit Recht — die von der Liebe losgelöste Begierde: sie setzen die Liebe selbst herab, auch wenn sie sich als Einheit der Seele und der Sinne darstellt. Die Ehe darf nach ihnen nur die höchste Form sympathischer Freundschaft sein und der Ausdruck eines auf die Entstehung und Erziehung der Kinder gerichteten Pflichtgefühls. Wenn die Ehe frei von sinnlichen Lustgefühlen und von persönlichen Glücksforderungen wird, wenn sie die Vereinigung zweier Freunde in der Pflicht und der Freude, ganz für die Kinder zu leben, ist — dann erst ist sie „sittlich“ geworden!!

Die Liebe, als die Synthese der geistigen Sympathie und des Geschlechtslebens betrachtet, als die Lebensmacht, durch die das Dasein des Menschen vergrössert und verschönert werden kann, erscheint ihnen wertlos. Und bedeutungslos erscheint ihnen der Gedanke eines Unterschiedes zwischen der Natur des Weibes und der des Mannes. Sie verlangen von beiden vollkommene Enthaltsamkeit ausserhalb der Ehe; und innerhalb derselben gestehen sie nur einige wenige Ausnahmen zu, die die noch unvollkommene

Einrichtung der Natur zur Fortpflanzung der Gattung notwendig gemacht hat. Sie hoffen, dass mit dem Fortschreiten der Wissenschaften Chemie und Biologie die Menschen von ihrer Erniedrigung durch die Liebe befreien werden, so wie Verner von Heidenstam von dem „Esspulver“ die Befreiung von der Erniedrigung durch den Hunger erhofft. Möglicherweise behalten beide Recht. Aber mit diesen Möglichkeiten haben die Menschen des 20. Jahrhunderts nichts zu schaffen. Was wir jetzt zunächst brauchen, ist mehr Liebe — und mehr Nahrung — nicht weniger!

Es ist darum nicht wahrscheinlich, dass die eben beschriebene Linie die ist, auf der die Entwicklung der geschlechtlichen Sittlichkeit sich weiter bewegen wird. Denn in immer mehr Menschen ist schon jetzt eine gesteigerte erotische Forderung, die das eben erwähnte Reinheitsideal zurückweist. Kein Gedanke an das Ziel kann für sie ein Mittel heiligen, das ihnen ohne Liebe unschön erscheint.

Die aus Pflichtgefühl entstandenen Kinder dürften ausserdem einer Anzahl wesentlicher Lebensbedingungen beraubt sein. Unter anderem der, in ihren Eltern die lebensvollen, glückausstrahlenden Persönlichkeiten zu finden, die die besten geistigen Lebensmittel der Kinder werden — wozu noch der Gesichtspunkt kommt, dass Eltern, „die nur für ihre Kinder leben“, eine schlechte Gesellschaft für diese sind!

Das hier angedeutete Sittlichkeitsprogramm ist erklärlich aus einem berechtigten Hass gegen die gesellschaftsgeschützte Unsittlichkeit und aus

einer — teilweise — berechtigten Empörung gegen die das Kind verhütende Liebe. Aber diese Lösung des tiefsten Konflikts der Liebe — zwischen den Forderungen des einzelnen und denen des kommenden Geschlechts — verletzt ebenso sehr den Willen der Natur wie die Grundlagen der Kultur. Unabhängig von beiden glauben diese Eiferer die weisse Welt der Reinheit erreichen zu können, die in den Leiden durch die Unreinheit und Erbärmlichkeit, mit denen das Geschlechtsverhältnis jetzt noch das Dasein erfüllt, ihren Sinn lockt. Sie vergessen, dass oberhalb der Schneegrenze nur die dürftigsten Formen des Lebens gedeihen. Aber die menschliche Entwicklung steuert einer immer reicheren und kräftigeren Formenbildung zu. Und nicht nur im geschlechtlichen Leben, nein, auf jedem Gebiet des Schaffens ist die Sinnlichkeit das nährende und tragende Erdreich, vor allem die erotische Sinnlichkeit. Jeder Versuch, Sittlichkeit von Sinnlichkeit zu scheiden, wird die Entwicklung nicht steigern, sondern sie nur verzögern, da die Umpflanzung des Geschlechtsgefühls in ein anderes Erdreich als das der Sinnlichkeit unter unseren tellurischen Bedingungen bis auf weiteres eine Unmöglichkeit ist!

Die auf Unsinnlichkeit — oder Übersinnlichkeit — abzielende Reinheitsforderung kann vielleicht gegen kleine Gefahren Schutz bieten. Bei grossen wird sie bedeutungslos sein wie ein Zaun gegen einen Waldbrand. Keine Lusthemmung, nur die Ableitung der Lust in andere Bahnen reinigt sie wirklich. Nur durch stärkere Leidenschaften werden Leidenschaften gezügelt. In der

Lust und der Leidenschaft, in der die Gefahr liegt, im Liebestrieb selbst, hat man den richtigen Ausgangspunkt zu seiner Veredlung. Derjenige, für den die Ertötung des Triebs zum leidenschaftlichen Verlangen wird, kann durch diese Leidenschaft die Aussicht haben, sein lebensfeindliches Ziel zu erreichen. Wer hingegen den Geschlechtstrieb nicht ertöten, sondern nur beherrschen will, wird in seinem Kampfe gegen die — durch Erblichkeit und gesellschaftliche Sitte noch unmässig aufgestachelte — Begierde nur dann ein starker, stolzer Sieger sein, wenn er von der Einheit der Liebe träumt und sie schliesslich erfährt. Gewiss gibt es auch sekundäre Hilfsmittel. Vor allem das, schon mit dem elterlichen Blute den Instinkt der Keuschheit erhalten zu haben; von Kindheit auf gegen die Gefahren der Härte wie der Weichlichkeit geschützt zu sein; eine feinfühlige und fromme Erklärung des grossen Ziels und der grossen Verlockungen der geschlechtlichen Bestimmung zu empfangen; durch die allgemeine Meinung den Eindruck der Möglichkeit der Selbstbeherrschung und ihrer Bedeutung für das Glück des einzelnen und der kommenden Generation zu erhalten; den Missbrauch aller Art von Genussmitteln zu vermeiden, besonders berauschender Getränke, die unmittelbar wie mittelbar die Widerstandskraft des Willens auf dem geschlechtlichen wie auf jedem anderen Gebiete der Versuchung schwächen. Es ist fraglos, dass edle Leibesübungen, Tanz und Spiel — und edel sind sie nur, wenn man sie schön und würdig mit der Seele sowohl wie mit

dem Körper betreibt — ein Mittel sind, den Geschlechtstrieb umzuwandeln und ihn zu beherrschen. Ebenso gewiss ist die körperliche und geistige Arbeit für eigene Rechnung sowie die Teilnahme an irgend einer Form gemeinnütziger Bestrebungen bedeutungsvoll, weil sie die erotischen Kräfte in umgesetzter Form in Anspruch nimmt und verbraucht. Aller echte Kunstgenuss ist im höchsten Grade wichtig für die Veredlung des Geschlechtslebens, nicht zum wenigsten, weil er den Menschen vor das „nackt Echte und unverhüllt Wahre“ stellt (Fröding), das die Sitten im Leben noch nicht gestatten, das aber einmal eines der besten Erziehungsmittel zur geschlechtlichen Sittlichkeit werden wird, nur noch übertroffen von den Schilderungen der grossen Dichtung von der Liebe. Aber all diese Selbstzucht, all diese Hilfsmittel aus der Welt der Schönheit und der Arbeit, diese ganze körperliche Ausbildung zur Stärke und Gesundheit sind Linien ohne Zielpunkt, solange sie nicht alle zur Liebe führen — zur Liebe, die gewisse Sittlichkeitsverkünder, als ebenfalls eine Gefahr und eine Versuchung, ganz aus dem Spiele lassen wollen! Niemand wird leugnen, dass gesunde Lebensgewohnheiten und strenge Beherrschung hebend für den einzelnen werden können, auch wenn die Liebe in seinem Leben keine Bedeutung erlangt. Aber das Leben in seiner Gesamtheit gewinnt nichts durch die Hervorbringung gehärteter oder verheerter Asketentypen, die durch körperermattenden Sport, phantasievertrocknende Lektüre und nacktheitverhüllende Kunst es zustande gebracht haben, die Sinnlichkeit einzu-

schläfern, die dann vielleicht doch eines Tages jäh erwacht. An diesen bärbeissigen Hofwächtern ihrer „höheren" Natur hat das Leben ebensowenig Freude, wie sie selbst am Leben. Wir haben nicht viel gewonnen, wenn wir eine Jugend bekommen, die die geschlechtliche Enthaltsamkeit auf Kosten anderer für das Menschengeschlecht ebenso notwendiger Eigenschaften erreicht. Eine Jugend mit breiten Scheuklappen, die Freude der Sinne, das Spiel der Lebenslust, die Regsamkeit der Phantasie scheuend, eine Jugend ohne allen geistigen Wagemut — eine solche Jugend ist bei all ihrer „Reinheit" ein toter Lebenswert!

Diejenigen hingegen, die die reichen Inspirationen des Geschlechtslebens bewahren, aber beherrschen, werden — auch wenn die Beherrschung nicht immer vollständig gewesen ist — von unendlich grösserem Werte für das Leben sein.

Das vom Christentum genährte Vorurteil, dass die geschlechtliche Reinheit an und für sich ein so grosser Lebenswert ist, dass er das Opfer aller anderen aufwiegt — dieses Vorurteil muss überwunden werden. Ein Mensch ist durch seine geschlechtliche Reinheit nur in dem Masse bedeutungsvoll, als er dadurch mehr geeignet wird, für sich selbst und das kommende Geschlecht den Sinn des Lebens zu erfüllen: nämlich ein immer höheres Leben zu leben! Seine Reinheit wird zu teuer bezahlt, wenn sie ihm selbst und in ihm der Menschheit unersetzliche Verluste an Lebenslust, Lebensmut und Lebenskraft zufügt.

Und bis auf weiteres — bis Ehe und Er-

ziehung durch mehrere Generationen die jetzige Natur der Menschen, besonders der Männer umgewandelt haben — wird die Reinheitsforderung nicht ohne solche Verluste durchgeführt werden können, wenn nämlich diese Forderung die neuprotestantische oder gar die Tolstoische Formulierung enthält.[1])

Die Asketen, die gegen die Übermacht des Geschlechtstriebs nur die Beherrschung anempfehlen — auch wenn diese bloss lebenshemmend wirkt — gleichen dem Arzte, der nur darnach strebte, dass das Fieber von dem Kranken weiche: dass dieser an der Kur starb, war ihm gleichgültig!

Aber diese Asketen können auf zwei verschiedenen Wegen zu ihrem Fanatismus gekommen sein. Die eine Gruppe, — die die meisten weiblichen Asketen umfasst — hassen Eros, weil er ihnen niemals Huld bewiesen hat. Die andere Gruppe — die die meisten männlichen Asketen einschliesst — fluchen ihm, weil er ihnen niemals Ruhe lässt! Die Reinheitstollen und die Genusswütigen begegnen sich jedoch in ihrem Misstrauen gegen die Entwicklungsmöglichkeiten der Liebe. Die Liebe ist für sie Begierde und nur dies; kommt die Seele hinzu, so ist es Freundschaft und nur dies. Sie haben niemals eine Liebe erfahren, die in des Wortes allumfassendem Sinne schaffend war. Die Unfruchtbarkeit — die der Seele oder die des Körpers oder beider — ist das Kennzeichen der einzigen

Liebe, welche diese beiden Gruppen kennen. Die Sklaven der Erotik sind vortrefflich durch das Geständnis eines Weltmanns charakterisiert, dass er „mindestens zwanzig Frauen leidenschaftlich begehrt habe, die ihm alle persönlich vollkommen gleichgültig waren".[2]) Sie wissen nichts von dem Willen der Seele zu einem einzigen, unter unzähligen erwählten Wesen, einem Willen, dem — wenn er tief bestimmt ist — auch der Wille dieses anderen begegnet. Sie wissen nicht, dass die Wahlverwandtschaft der Sympathie den einen aus den Augen des anderen eine alles überwindende, alles befreiende Macht schöpfen lässt. Denn selbst empfinden sie durch die Gewalt der Begierde nur Ohnmacht und Erniedrigung ihres höheren Wesens. Ein im übrigen seelenvoller Mann kann sich durch die Erotik so machtberaubt fühlen, dass er bald allen Frauen den Tod wünscht, um so aus seiner Sklaverei erlöst zu sein; bald wünscht er ihnen, wie Caligula den Römern, einen einzigen Hals — aber nicht, um ihn abzuhauen! Der Hass dieser Männer gegen die Erotik ist der Hass des Wilden gegen die grausamen Götter, von denen er sich abhängig glaubt und die mit seinem Schicksal spielen. Und nichts ist gewisser, als dass die Liebe, so aufgefasst, die Menschen niedrig und lächerlich macht. Auch wer aus seiner innersten Seele die Tragödie liebt und die Farce hasst, wird unter der Attraktion dieser Liebe zwischen beiden stecken bleiben und aus seinem Leben eine — Tragikomödie machen. Denn um zu der wahren tragischen Grösse zu gelangen, muss der Mensch sich rücksichtslos von

dem Grössten in seiner Natur, seinem eigensten innersten Ich leiten lassen und daran untergehen. Aber das tragische Schicksal streift auch Menschen gegen deren innersten Willen, und dann entsteht die eben erwähnte unreine Form des Tragischen. Männer und Frauen, die in der Liebelei nur neue Anreize gesucht haben, treffen so schliesslich einen Menschen, der die Liebe nicht in dieser Weise auffasst und dem Spiel für immer ein Ende macht. Oder es widerfährt ihnen, dass sie selbst von einem grossen Gefühle ergriffen werden, aber ihre Vergangenheit vernichtet ihre Hoffnung, in einem heiligen Hain die Gottheit anbeten zu können, der sie bis dahin nur Papierlaternen im Marktgewühl entzündet haben. In den meisten Fällen nimmt die Tragikomödie dieselbe Form wie für den Trinker an, dass nämlich die Befriedigung immer unmöglicher wird; dass der Unmässige sich genötigt sieht, zu immer gröberen Mitteln zu greifen, um nur einigermassen das Begehren zu stillen; die Berauschungen immer häufiger zu machen, während der Festesglanz immer geringer wird. Der diesen Berauschungen Anheimgefallene wird allmählich ebenso willenlos, herzlos, haltlos, gewissenios wie der Alkoholiker, ebenso unfähig zur Auswahl und Schätzung auf dem Gebiete seines Veriangens. Die herrlichste Frauenliebe wird ihn schliesslich ebenso unempfindlich lassen, wie den Trinker der flüssige Topas des Rheinweins, sein Sonnenduft, seine Taukühle. „Die Freiheit der Liebe“ wird für ihn schliesslich nur das Freisein von Verantwortung, von Rücksicht, von Gefahr, von Kosten bedeuten.

Im Vergleich mit dieser Art „freier Liebe“ ist die Prostitution allerdings gesundheitsgefährlicher, aber viel weniger persönlichkeitzerstörend. Die Prostitution verringert die Persönlichkeit durch eine Zersplitterung, die die Seele aus dem Spiele lässt. Aber sie verbraucht die Persönlichkeit nicht wie die „Liebe“, die das Papiergeld ist, mit dem der Mann nicht feile Frauen kauft. Erwarten sie, dass er die Banknote in Gold einlöst, dann sind sie in grossem Irrtum. Die Liebe kann nach seiner Meinung keinen Goldwert besitzen: sie ist immer ein falsches Wertpapier, durch das die Natur die Mitwirkung des Menschen — besonders der Frau — zu ihrem Ziele erreicht.

Diese Liebe kennt nur die Luft in den Alkoven, wo sie ihre gekaufte oder gestohlene Lust gesucht hat. Die Luft der Weiten hat sie nie geatmet, die Luft, die von Sonne zittert und in Stürmen bebt; die Luft, durch die alle Sehnsucht des Lebens nach Erneuerung braust, die ganze Ewigkeitsahnung des Glückbegehrens, die Generation über Generation hinaushebt, unbekannten Zielen zu. Eine Luft, die die Kräfte ins Unermessliche steigert und sie ins Unendliche aufsaugt; die Luft über den Weiten, wo noch Wildheit und Wahnwitz keuchen, wo Mann und Weib ihre ewigen Kämpfe kämpfen und ihre ewigen Qualen leiden, Qualen, von denen schon Lukrez wusste, dass der Dualismus ihre Quelle ist.

Aber dass nur die Einheit diese Quelle versiegen machen kann — das wusste keine Zeit vor der unseren.

In der Literatur steigt bald aus den Alkoven, bald aus diesen Weiten die Klage über die Gewalt des Geschlechtstriebs auf.[3])

Aber in den Sittlichkeitsschriften findet man selten auch nur eine Ahnung von dem Wildnisgebiete des Menschenlebens. Sie zeigen ihre Unwissenheit durch die Grenzenlosigkeit ihrer Beschränktheit, einer Beschränktheit, die die umfassendste Frage der Menschheit zwischen dem — Gymnastik- und dem Doucheapparat einschliessen will! Für diese kleinliche Auffassung offenbart sich die Unsittlichkeit in der „freien Liebe“ ebenso wie in der käuflichen. Sie ahnen nicht, dass die freie Liebe ebenso wie die Ehe viele Grade der Sittlichkeit und Unsittlichkeit einschliesst, über den ethischen Nullpunkt, auf dem die freien Verbindungen und die Ehen der Mehrzahl sich befinden, steigend oder darunter sinkend.

Zwischen der freien oder legitimen Liebe, die grausam, rachsüchtig, mörderisch wird, und der Liebe, die wohl das eigene Leben opfern kann, nie aber das des Geliebten, ist der Abstand gross. Die sogenannten „crimes passionels“ erfordern dieselbe Milde, die man den Diebstählen aus Hunger beweist — da beide Arten von Verbrechen den stärksten Lebenstrieben entspringen. Aber aus dem Gesichtspunkt der Lebenssteigerung ist doch ein grosser Unterschied zwischen der freien — oder legitimen — Liebe, die hingebend, mutig, opferwillig, treu ist, und der, die alle die vornehmsten Eigenschaften des Menschen ungebraucht lässt. In gleicher Weise ist der

Unterschied gross zwischen den unfruchtbaren erotischen „Erlebnissen“ der armseligen Eitelkeit, des elenden Hungers nach „Sensationen“, und der Leidenschaft, durch die ein Mensch zu neuer Schaffenskraft auflebt. Das Verhalten zu dem Sturm der Leidenschaft ist in dem einen Falle das des Wimpels, im anderen das des Segels.

Die Art des Künstlerblutes äussert sich oft als Forderung erotischer Erneuerung. Aber während der eine dadurch seine Stärke und Gesundheit steigert, wird der andere immer ärmer und hässlicher. Goethe war einer der ersteren, George Sand ebenso. Diese Art Naturen besitzen eine unerschöpfliche Wiederherstellungskraft. Sie können mehrere Male lieben, ohne erotisch verringert zu werden. Ihre Seelen können wie die vulkanischen Wiesen des Südens drei Ernten tragen, ohne erschöpft zu werden. Aber das geistige Erdreich und das Klima der Menschen ist im allgemeinen nicht so beschaffen. Und selbst solche olympische Götter und Göttinnen ahnen, dass die Liebe für sie ein verschlossenes Geheimnis birgt. Goethe, der das Schicksal anflehte, in einem anderen Dasein nur einmal lieben zu müssen, dürfte weniger von der Liebe gewusst haben als Dante, dem die wunderbare Vision vergönnt war, die von den wunderbaren Worten gezeichnet wird

Vede il cuor tuo . . .

George Sand, die die Götter um die Flamme der grossen Liebe anruft, war nie so von derselben durchglüht wie ihre Schwester in Apoll, die ihr Mitgefühl mit ihr in den vollendeten Strophen aussprach, die so beginnen:

Thou largebrained woman and large-
hearted man...

Aber die grosse Liebe wie das grosse Genie kann niemals Pflicht werden: beide sind ein Gnadengeschenk des Lebens für seine Auserkorenen. Für den, der mehr als einmal liebt, kann es keinen anderen sittlichen Massstab geben, als für den, der nur einmal liebt: den Massstab der Lebenssteigerung. Wer durch eine neue Liebe versiegte Quellen singen, den Saft in kahle Zweige steigen, die schaffenden Kräfte des Lebens sich erneuen fühlt, wer dadurch fähiger zu Hochsinn und Wahrhaftigkeit, zu Milde und Edelmut wird, wer in seiner neuen Liebe nicht nur Berauschung, sondern auch Stärke findet, nicht nur Festesfreude, sondern auch Nahrung — der hat das Recht zu diesem Erlebnis. Diejenigen hingegen — und das ist die Mehrzahl — die durch jede neue Liebe ärmer an allgemeinmenschlichen Eigenschaften und persönlichem Machtgefühl werden, schlaffer im Willen, schlechter in Handlungen und Werken, diese haben aus dem Gesichtspunkte des Lebensglaubens nicht das Recht zu einer solchen Selbstverringerung. An ihren Früchten kann man die Liebe erkennen. Nichts ist wahrer, als dass es „keine lokale Demoralisation gibt“. Der Mensch, der in all seinem übrigen Handel und Wandel gesund und wahr ist; der in seinen Werken stark und gross verbleibt, der ist in den meisten Fällen auch geschlechtlich sittlich nach seinem Gewissen — auch wenn das nicht mit dem Monogamieglauben übereinstimmt. Wer hingegen in seinem übrigen Leben, in seinen

Werken ein Schwindler und ein jämmerlicher Mensch ist, der ist es wahrscheinlich auch auf dem Gebiete der Erotik, mögen seine Sitten monogam oder polygam sein. Und es ist darum törichter, die übrige Sittlichkeit eines Menschen nach seiner Geschlechtsmoral zu beurteilen, als seine geschlechtliche Sittlichkeit nach seinem ethischen Standpunkt im übrigen. Auch dies gibt keinen unfehlbaren Massstab, denn es gibt Menschen, die die Höhe ihrer Natur in einer grossen Liebe erreichen, aber in ihrem übrigen Wesen dahinter zurückbleiben. Anderen gelingt es hingegen wieder nie, ihren erotischen Wandel auf die Höhe ihrer übrigen Persönlichkeit zu erheben. Aber der letztere Massstab ist doch, was die Feinheit des Ergebnisses betrifft, dem ersteren ebenso überlegen wie eine Medizinalwage einer alten Marktwage. Es dürfte oft vorkommen, dass die anderen Schöpfungen eines Menschen in gewissem Sinne grösser oder geringer sind als der Mensch selbst, aber seine Liebe ist hingegen in tausend Fällen gegen einen mit seinem innersten Selbst eins. So gross oder klein, so reich oder arm, so rein oder unrein er darin ist, wird man ihn auch in den anderen grossen Verhältnissen des Lebens finden. Von allen summarischen Kennzeichen eines Menschen wird darum keines sicherer sein, als dass man sagt, was er ist, wenn man sagt, wie er geliebt hat.

Obgleich also ein Bekenner des Lebensglaubens die Tolstoische Geschlechtsmoral als tief unsittlich

ansieht, begreift er doch, dass sie einen reineren und einen weniger reinen Ursprung haben kann.

Das erstere ist der Fall bei dem, der so tief unter den Leidenschaften gelitten hat, dass er nun anderen um ihres Friedens willen rät, sie auszurotten. Auch bei denen, die in jenem ersten Frühling stehen, wo das Leben noch schlummert und die Natur scheinbar die Farben des Herbstes trägt.

Das letztere hingegen ist bei jenen der Fall, für die das ganze Leben zum Herbst wurde, weil sie welk zur Welt kamen, bei jenen Frauen und Männern, die von Hass gegen die Bedingungen der Zeugung ergriffen wurden, weil sie den Lastern und Leidenschaften zum Opfer gefallen sind, die noch die Erotik zu der divina Commedia des Erdenlebens machen, aber nicht wie in der Dantes mit einer architektonischen Ordnung von Hölle, Fegefeuer und Himmel, die diesen eine bestimmte Folge in Raum und Zeit gibt, sondern zu einem Schauspiel, wo die drei Zustände ineinander stürzen wie brandende Wellen. Aber mögen die Hasser des Geschlechtslebens nun zu den Verlebten oder den Ausgeschlossenen, den Unfruchtbaren oder den Unreifen, den Vertrockneten oder den Vergifteten gehören, so können sie wohl persönlich Anspruch auf grössere oder geringere Milde haben, ihre Sittlichkeitsverkündung muss jedoch aus den angegebenen Gründen als wertlos verworfen werden.

Dasselbe gilt von jenen, welche das Geschlechtsproblem kurz und bündig durch die Forderung lösen, dass dem Individuum ohne

Rücksicht auf das künftige Geschlecht unbedingte Freiheit zu gewähren sei.

Diese letzteren pflegen das Recht, die geschlechtliche Sehnsucht zu befriedigen, mit dem Rechte, den Hunger zu stillen, zu vergleichen. Die ersteren hingegen verwerfen diesen Vergleich als unhaltbar, weil ein Mensch ja bei lebenslänglicher geschlechtlicher Enthaltsamkeit gesund leben kann. Sie vergleichen anstatt dessen die erotische Leidenschaft mit anderen Leidenschaften wie Spiel und Trunksucht, bei denen die allgemeine Meinung Beherrschung anempfiehlt und der Wille dazu imstande ist.

Beide sehen die Frage gleich oberflächlich an. Die Grundbedingungen des Naturlebens, die bewegenden Kräfte der Kultur, die Liebe und den Hunger, mit einer anderen Leidenschaft als miteinander zu vergleichen, fälscht die ganze Stellung des Problems. Der Trieb der Liebe wie der des Hungers lässt sich bis zu einem gewissen Grade unterdrücken; in beiden Fällen kann eine erhöhte Stärke in irgend einer bestimmten Richtung gelegentlich errungen werden. Aber beide Bedürfnisse müssen in der richtigen Weise befriedigt werden, wenn der einzelne Mensch und das Menschengeschlecht leben und den Sinn des Lebens durch eine höhere Entwicklung erfüllen sollen. Hungerkünstler auf dem Gebiete der Liebe sind für die Lebenssteigerung ebenso bedeutungslos wie alle anderen derartigen.

Man hat sich durch das Christentum so sehr daran gewöhnt, die geschlechtliche Reinheit individuell zu behandeln, dass man — von seiten

der Reinheitseiferer wie von seiten der Freiheitseiferer — nicht einsieht, dass, während man den Hunger stillt, um selbst leben zu können, man sich fortpflanzt, damit die Gattung lebe. Dies macht die asketische Behauptung von der Ungefährlichkeit der Enthaltsamkeit ebenso oberflächlich wie das vorgebliche Recht, die geschlechtliche Sehnsucht mit derselben Freiheit zu stillen wie den Hunger.

Denn wenn das Individuum ohne Nahrung verbleibt, büsst es selbst sein Leben ein. Aber verbleibt es ohne das Recht der Fortpflanzung, büsst das Geschlecht das Leben ein, das es ihm hätte geben können. Wenn das Individuum sich zu Tode isst, leidet nur es selbst darunter; wenn der Geschlechtstrieb durch Unmässigkeit missbraucht wird, leidet die Gattung.

Die jetzige Unsittlichkeit führt eine ununterbrochene Blutvergiftung des Organismus der Menschheit herbei. Die jetzige Gesellschafts- und Sittlichkeitsordnung hungert diesen Organismus aus. Unzählige vortreffliche Männer und Frauen stimmen in die Klage des schwedischen Dichters:

„das Blut von tausend Jahrhunderten löscht
seinen Funken in mir“

nicht nur mit Wehmut über ihr eigenes unabänderliches Schicksal ein, sondern auch mit jener Bitterkeit, die nicht notwendige Leiden bereiten.

Es ist ausser aller Frage, dass der Trieb des einzelnen, in der Gattung fortzuleben, beherrscht werden muss, um lebensteigernd, nicht leben-

verheerend zu werden. Aber es ist, im buchstäblichen Sinne, die Lebensfrage des einzelnen und des Menschengeschlechts: wie und warum und bis zu welchem Grade diese Beherrschung geübt wird?

So wird sowohl das Leben des einzelnen wie das der Menschheit gesteigert, wenn die Jugend enthaltsam lebt, bis sie die volle Reife erlangt hat. Und die Entwicklung des Menschengeschlechts gewinnt, wenn die minderwertigen Leben nicht durch Nachkommenschaft fortgesetzt werden. Aber das Leben des einzelnen und das der Gattung sinkt, wenn reife, vortreffliche Jugend nicht in der Lage ist, Nachkommen in die Welt zu setzen und zu erziehen.

Auf einem niedrigen Entwicklungsstadium ist der Hunger sowie das Cölibat eine veredelnde Macht gewesen. Der Mensch hat allmählich gelernt, die Menge der Nahrung einzuschränken, aber die Beschaffenheit besser und die Zufuhr regelmässiger zu gestalten. Er weiss nun, dass der Wert der Nahrung zum grossen Teile von dem Genusse abhängt, den sie bereitet, dass das Widerwärtige seine Aufgabe schlecht erfüllt. Er weiss auch, dass der Organismus nicht durch Bestandteile, welche für jedes Alter oder jede Arbeit ausgerechnet sind, ernährt werden kann, sondern dass nur ein gewisser Überfluss wirklich das notwendige Bedürfnis befriedigt. Die Erfahrung hat gezeigt, dass zu grosse Knappheit ebenso schadet wie Unmässigkeit und dass folglich das persönliche Bedürfnis innerhalb gewisser

Grenzen zu entscheiden hat, ob eine Nahrung voll ausreichend und lebensteigernd ist. Die Kenntnisse auf diesem Gebiete sind freilich der Möglichkeit der Menschen, allgemein nach diesen Kenntnissen zu leben, weit voraus. In Beziehung auf den Geschlechtstrieb hingegen sind wir noch weit davon entfernt, die Bedingungen des Gleichgewichts zu kennen, und noch viel weiter davon, in Wirklichkeit das Gleichgewicht zwischen dem Hunger und der Unmässigkeit in der Befriedigung dieses Bedürfnisses zu erreichen, wie sie unsere abendländischen Staaten charakterisieren.

Es war natürlich, dass Luther das Fasten und das Cölibat aufhob. Beides war der Ausdruck der Sehnsucht des Morgenlandes, den idealen wunschlosen Zustand zu erreichen; beides waren notwendige Mittel für die Erziehung der Germanen gewesen. Aber es war leider auch unvermeidlich, dass Luthers Befreiungswerk halb blieb; dass er es nicht vermochte, den Glauben der Antike an die Göttlichkeit des Menschlichen, an das Recht des Natürlichen aufzunehmen; dass er immer die Heiligung der Menschennatur ausserhalb derselben suchte. Jemand hat Luthers Mut, sich als Mönch mit einer Nonne zu verheiraten, mehr wert genannt als seine ganze Lehre. Das ist Wahrheit. Filippo Lippi tat allerdings dasselbe. Die Welt bekam dadurch herrliche Madonnen und — Filippino Lippi. Aber weder Fra Filippo noch andere ihr Gelöbnis brechende Mönche gestalteten die Sitte um: das tat nur Luther, der sein göttliches und natürliches Recht auf seine Handlung vertrat!

Die Aufgabe der Gegenwart ist es, diese

Rechtserklärung für die Natur weiter zu verfolgen.

Aber die Natur ist ebensowenig unfehlbar wie vollkommen, ebensowenig vernünftig wie unvernünftig, ebensowenig zweckmässig wie zweckwidrig — weil sie dies alles ist. Sie kann durch die Kultur umgewandelt — veredelt oder verdorben — werden, und darum kann eine Rechtserklärung der Natur nur das Recht des Menschen bedeuten, die Natur zielbewusst zu veredeln, so dass sie in irgend einer gewissen Richtung ihren eigenen Zweck immer vollkommener erfüllt. Oder mit anderen Worten: so dass die Bedürfnisse, die die Natur in und mit den Menschen geschaffen hat, von ihnen auf eine immer schönere und gesündere Weise befriedigt werden. Aber diese Kultur der erotischen Natur kann ihre sittliche Norm nicht in irgendwelchen göttlichen Geboten oder transzendentalen Begriffen haben. Sie hat sie nur in der geheimnisreichen Vollkommenheitssehnsucht selbst, die im Laufe der Entwicklung den Trieb zu Leidenschaft, die Leidenschaft zu Liebe gesteigert hat und die nun danach strebt, die Liebe zu einer immer grösseren Liebe zu steigern.

Es gibt Menschen, welche meinen, dass die Liebe dann mit dem Anspruch auf eine Selbstherrlichkeit auftreten werde, die mit ihrer „natürlichen" Aufgabe, der Arterhaltung, unvereinbar ist.

Jeder weiss jedoch, dass Entwicklung einen zusammengesetzteren, verschiedenartigeren Zustand als den ursprünglichen mit sich bringt. Und die

Liebe ist in dieser Beziehung der Beweis vor allen anderen. Die Liebe ist — wie schon dargelegt wurde — eine grosse geistige Macht geworden, eine Form des Genies, vergleichbar mit jeder anderen Schaffenskraft auf dem Gebiete der Kultur, und ihre Schöpfungen sind da ebenso bedeutend wie auf dem sogenannten natürlichen Gebiete. Ebenso wie man jetzt dem Künstler das Recht zuerkennt, seine Werke so zu formen, dem Gelehrten, seine Forschungen so auszuführen, wie es ihnen gut dünkt, muss man der Liebe das Recht geben, in ihrer eigenen Weise ihre Schaffenskraft zu gebrauchen, soweit diese nur in der einen oder anderen Richtung schliesslich dem Ganzen zugute kommt.

Aus diesem Gesichtspunkt kann man also den Satz, dass die Liebe Selbstzweck sei, nicht dahin ausdehnen, dass sie unfruchtbar bleiben dürfe. Sie muss Leben geben, wenn nicht neuen Wesen, so doch neuen Werten; sie muss die Liebenden selbst bereichern und durch sie die Menschheit. Hier wie überall ist die lebensgläubige, die sittlichkeitschaffende Wahrheit in der glückschaffenden Erfahrung eingeschlossen. Und die schwerste Anklage gegen gewisse Formen der „Freien Liebe" ist, dass sie — unglückliche Liebe ist! Denn es gibt keine andere unglückliche Liebe als die unfruchtbare.

Die Fähigkeit des Menschen, zu vergessen, ist wunderbarer als seine Fähigkeit, zu lernen. Wäre dem nicht so, so brauchte man nicht wieder und immer wieder daran zu erinnern, dass jede Apostelschar einen Judas birgt, ja dass die Wahr-

heit nur von Schülern in die Hände ihrer Feinde überantwortet werden kann. Dann würde man daran denken, dass jede Reformation ihre „Schwarmgeister" hat, die die Neuerer einschüchtern, so dass sie mit dem Streiche innehalten, wenn die Axt an die Wurzel gelegt wird; dann würde man sich nicht darüber wundern, dass mit jeder Frühlingsflut nicht nur das Eis, sondern auch die Erde forttreibt!

Aber — die Menschen wollen sich nun einmal nicht erinnern. Sie müssen also wieder erinnert werden, dass die immer fester geschlossene, immer rascher wachsende Kämpferschar der neuen Sittlichkeit sich von ihrer zerstreuten Nachhut und ihrer leichten Vortruppe durch die Gewissheit unterscheidet: dass die Liebe unter demselben Gesetze lebt wie jede andere schaffende Kraft, nämlich nur im Zusammenhange mit dem Ganzen selbst zu ihrem höchsten möglichen Werte gesteigert werden zu können. Ja, die Liebe, deren Ursprung der Geschlechtstrieb ist, muss tiefer als irgend eine Seelenbewegung mit dem Menschengeschlechte verbunden sein. Und die Erfahrung zeigt auch, dass sie ihre Lebenskraft nicht bewahren und fördern kann, wenn ihr jeder Zusammenhang mit diesem fehlt, wenn sie nicht in der einen oder anderen Weise, gebend oder empfangend, in einem Verhältnisse zur Menschheit steht. Es ist darum eine unabweisliche Notwendigkeit, dass jede von der Menschheit ganz losgelöste Liebe aus Mangel an Nahrung stirbt.

Aber das bindende Band kann aus verschiedenen Stoffen gewebt sein; dieses Geben kann sich auf verschiedene Weise äussern. Das eine Mal schafft das grosse Gefühl ein grosses tragisches Schicksal, das der Menschheit die Augen für die purpurnen Tiefen öffnet, die sie in sich trägt. Ein anderes Mal schafft es ein grosses Glück, das einen allen anderen leuchtenden Lichtkreis um die Glücklichen bildet. In vielen Fällen wird die Liebe in geistige Grosstaten, in nutzbringende Gesellschaftswerke umgesetzt; in den meisten entstehen durch die Liebe ein paar vollkommnere Menschen und neue Menschen, vollkommener als diese selbst.

Die Liebespaare hingegen, die nicht durch ihr vereintes Leben oder ihren vereinten Tod einen Stern entzündet haben; die keine Staffel auf der goldenen Treppe zu einer höheren Menschheit bildeten, die an einander nur die Lust des Tieres gefunden haben — ohne dessen Willen, sich für die Nachkommenschaft zu opfern — die waren unsittlich, weil ihre Liebe nicht der aufsteigenden Entwicklung des Lebens diente. Mag diese lebenswidrige Liebe die lockere und leichte oder die lebenslängliche und gesetzgeweihte Form gehabt haben, so hat sie doch in keiner Beziehung das eigene Leben des Paares reicher gemacht, geschweige denn das der Menschheit.

Wenn man die Lebenssteigerung als Sittlichkeitsnorm der Liebe annimmt, wird es, wie schon im Anfange dargelegt wurde, unmöglich, im vorhinein zu entscheiden, ob eine freie oder legitime Liebe, eine gebrochene oder fortgesetzte

Ehe, freiwillige Kinderlosigkeit oder Elternschaft sittlich oder unsittlich ist. Denn der Ausgang hängt in jedem besonderen Falle von dem Willen, der Wahl ab, die dahinter liegt, und nur die Entwicklung der Ereignisse und der Charaktere kann über die Beschaffenheit dieses Willens, dieser Wahl entscheiden.

Freilich sind die Menschen oft schwächer in der Ausführung als im Entschlusse. Aber mögen sie sich dann begnügen, alte Sittlichkeitsbegriffe zu vertiefen, sie sind nicht dazu berufen, neue Sitten zu schaffen. Und freilich bietet einem das Leben oft unberechenbare Hilfe zum Gutmachen eines Fehlgriffs. Aber in der Regel werden die Folgen so, wie die Ursache war. Eine Frau, die aus ausschliesslich selbstischen Gründen die Mutterschaft scheut, wird sich meistens auch als Geliebte ohne Zärtlichkeit zeigen; eine Gattin, die sich aus einer Ehe losreisst, bevor sie versucht hat, ihr ihre Glücksmöglichkeiten abzugewinnen, wird wahrscheinlich in einer neuen in gleicher Weise diese Möglichkeiten zerstören. Kein Verhältnis kann besser werden, als die Menschen, die es bilden. Dieses Gesetz ist so unerschütterlich, dass das Walten der sittlichen Gerechtigkeit ruhig der Zeit überlassen werden könnte! Dies bedeutet nicht, dass die Liebe mehr als irgend eine andere Lebensäusserung dem Werturteil der Menschen entzogen werden kann. Aber es bedeutet, dass dieses irrig wird, wenn es sich von den Formen der Vereinigung zweier Menschen anstatt von ihren

Folgen bestimmen lässt. Hier ist die Wasserscheide zwischen der Richtung der alten und der neuen Sittlichkeit. Die Bahn der ersteren wird durch den Zweifel an den Kraftquellen der menschlichen Natur bestimmt, die letztere durch den Glauben an sie; die Zweifel der ersteren führen zu der Pflicht des einzelnen, sich den Forderungen der Gesellschaft unterzuordnen; der Glaube der letzteren zu der Freiheit des einzelnen, selbst seine Gesellschaftspflicht zu wählen. Auf Grund der Schwäche der menschlichen Natur und folglich aus Sorge um die Stärke der Gesellschaft verlangen die Gesellschafterhalter: dass der einzelne im vorhinein die Gesellschaft von seinem guten Willen überzeuge, erotisch ihren Zwecken zu dienen, indem er auf einen Teil seiner leicht missbrauchten Freiheit verzichtet. Auf Grund des Reichtums der menschlichen Natur und der Forderungen der Entwicklung verlangen die Neuerer für den einzelnen das Recht, nach eigener Wahl mit seiner Liebe dem Ganzen zu dienen und unter eigener Verantwortung die Freiheit seiner Liebe zu gebrauchen.

Wer den Blick nicht von den leichten Spänen fesseln lässt, die mit dem Zeitenstrome segeln und darin vergehen, wird bald gewahr werden, dass die neue Sittlichkeit sich durch immer mehr Zuflüsse vertieft.

Die christliche Sittlichkeit geht von der menschlichen Natur als etwas Konstitutivem, wenn auch

noch nicht kulturell Fertigem aus, und von einem in Geist und Körper geteilten Menschenwesen. Der Geist ist göttlichen Ursprungs, aber gefallen und muss in einer von der Religion bestimmten Kulturentwicklung, deren Ziel es ist, dass die Menschheit das von der Religion gegebene Ideal Christus erreiche, wieder erhoben werden.

Es gibt eine andere Sittlichkeit, die sich auf die Überzeugung von der angeborenen Güte der Menschennatur und der Gleichheit aller Menschen gründet — oder gründete. Diese Überzeugung führte zu den Bestrebungen der Aufklärungszeit nach gemeinsamer Wohlfahrt und zu dem Glauben an die Verwirklichung der Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit schon mit dem jetzt vorhandenen Menschenmaterial.

Die neue Sittlichkeit hingegen nimmt Humanismus wie Evolutionismus in sich auf. Sie ist von dem monistischen Glauben an Seele und Körper als zwei Formen desselben Seins bestimmt; von der Überzeugung des Evolutionismus, dass das psycho-physische Wesen des Menschen weder gefallen noch vollkommen, doch der Vervollkommnung fähig ist: dass es bildbar ist, gerade weil es konstitutiv noch nicht fertig ist. Der utilitarische wie der christliche Humanismus sah die „Kultur“, den „Fortschritt“ und die „Entwicklung“ in des Menschen Veredlung der materiellen und nicht-materiellen Hilfsquellen ausserhalb und innerhalb seiner selbst. Aber der Evolutionismus weiss, dass all dies nur Vorbereitung zu einer Entwicklung gewesen ist, die das Material des sozusagen erst

nur versuchsweise dargestellten Menschen verbessern und veredeln soll.

Unsere jetzige „Natur“ bedeutet nur, was in diesem Entwicklungsstadium psychologisch und physiologisch notwendig ist, damit wir als Menschen einer gewissen Zeit, einer gewissen Rasse, einer gewissen Nation da sind. Die Behaartheit war einmal unsere „Natur“, wie es jetzt die Nacktheit ist. Der Frauenraub war einmal „natürlich“, wie jetzt die Werbung. Welche neue Verwandlungen die Menschheit durchmachen wird; welche heute ungeahnten Verluste und Errungenschaften an Organen und Sinnen, Fähigkeiten und Seeleneigenschaften der Menschheit vorbehalten sind — das ist das Geheimnis der Zukunft. Aber je mehr die Menschheit überzeugt ist, selbst in ihre Entwicklung eingreifen zu können, desto notwendiger wird Zielbewusstheit. Man muss wissen, welche Hindernisse man beseitigen, welche Wege man versperren, welchen Opfern man sich unterwerfen will.

Die neue Sittlichkeit steht fragend auf vielen Gebieten, — wie dem der Arbeit, des Verbrechens, der Erziehung, aber vor allem auf dem des Geschlechtslebens. Auch auf diesem Gebiete empfängt sie nicht mehr ihre Gebote vom Berge Sinai oder von Galiläa; hier wie überall kann der Evolutionismus nur fortgesetzte Erfahrung als Offenbarung betrachten. Der Evolutionismus verwirft das Resultat der historischen Erfahrung nicht, nicht die Errungenschaften der christlich-humanen Kultur — als ob es überhaupt möglich wäre, das zu verwerfen, was in der Menschheit

Blut und Seele geworden ist! Aber er sieht den hinter uns liegenden, historischen Kulturverlauf als ein Schlachtfeld von miteinander kämpfenden Gedanken und Willen, wo zielbewusster Plan ebensosehr fehlt wie bei der Kriegsführung wilder Stämme. Erst wenn die Menschheit ihre Ziele und ihre Mittel wählt — und als ihr nächstes Ziel ihre eigene Steigerung in allem, was sie schon jetzt als Menschheit kennzeichnet, festsetzt — erst wenn sie beginnt, alle ihre anderen Errungenschaften und Verluste nach dem Grade zu messen, in dem sie diese Steigerung fördern oder hemmen, erst dann nimmt sie die richtige Stellung auch zu dem Ererbten ein. Dann verwirft sie das, was hindert, aber wählt das, was ihren Kampf zur Befestigung ihrer Stellung als Menschheit und ihrer Erhebung zur Über-Menschheit fördert.

Wir stehen am Anbruch eines Kulturabschnitts, welcher der der Tiefe, nicht nur wie bis jetzt der der Fläche werden wird; der Epoche, die nicht nur eine Kultur durch Menschen, sondern Kultur von Menschen sein wird. Bis jetzt haben die sozial Schaffenden vor dem Menschenmaterial gestanden, wie der junge Michel Angelo mit seinen von Zornestränen erfüllten Augen, als ihm befohlen ward, eine Bildsäule aus Schnee für den Garten der Medicäer zu formen. Erst in dieser neuen Epoche werden die grossen Bildformer der Kultur nicht mehr genötigt sein, aus Schnee zu schaffen, sondern sie werden aus Marmor bilden können.

Das richtige Verhältnis zwischen dem Rechte

des einzelnen und dem der Gattung ist auf dem erotischen Gebiete ebenso bedeutungsvoll wie das Verhältnis zwischen dem Rechte des Individuums und dem der Gesellschaft auf dem Gebiete der Arbeit. Die Bedingungen der Arbeit heben oder verringern den Wert der schon existierenden sowie der werdenden Menschen. Dasselbe gilt — und in noch höherem Grade — von den Bedingungen der Liebe. Wie die Grenze schliesslich — im einen wie im anderen Falle — gezogen werden wird, können wir jetzt nicht wissen. Wohl flimmert hier und dort ein Licht auf, das schon den Weg andeutet. Aber bevor der Lichter nicht mehr werden, kann sich die Menschheit nur tastend und fallend in der Richtung bewegen, die sie vielleicht einmal bei vollem Tageslichte wandern wird.

Viele, die die geschlechtliche Sittlichkeit aus dem Gesichtspunkt des Evolutionismus betrachten, haben niemals untersucht, ob die Monogamie — und eine immer vollständigere Monogamie — wirklich das beste Mittel zur Entwicklung der Menschheit ist. Diese Evolutionisten vereinen sich mit den Vertretern des christlichen Idealismus in dem vernichtenden Urteil über die „jetzige Unsittlichkeit“, die sich auf dem geschlechtlichen Gebiete in freien Verbindungen ausserhalb der Ehe äussere; in zahlreicheren Scheidungen; in der Unlust zur Elternschaft und in dem Anspruch unverheirateter Frauen auf das Recht auf Mutterschaft. Andere Evolutionisten meinen, dass all dies im innersten den Durchbruch kündet, der der Liebe ihre volle Bedeutung nicht nur für die

Fortdauer des Menschengeschlechts, sondern für seinen Fortschritt geben wird. Sie greifen mit dem Willen des wirkenden, werdenden Lebens die geltenden Sittlichkeitsnormen und das Familienrecht an. Der Gegenstand des Kampfes selbst ist ja nicht neu; neu ist nur der von dem Entwicklungsgedanken bewusst oder unbewusst genährte Mut, das Recht der Liebe gegen das der Gesellschaft, die Sitte der Zukunft gegen die der Vergangenheit zu behaupten.

Im Laufe der Jahrhunderte hat die Liebe der Gesellschaft unablässig Terrain abgewonnen. Weniger und weniger gestehen die Menschen einander das Recht der Einmischung in Liebesfragen zu; weniger und weniger lassen sie sich vorspiegeln, dass ihre erotischen Forderungen als Einzelwesen oder als Gesamtheit befriedigt werden, solange nur die Pflicht zur sittlichen Norm auf dem Gebiete gemacht wird, auf dem schon die Natur mit der Befriedigung des Bedürfnisses die Lust verbunden hat, und auf dem die Kultur, je mehr sie sich entwickelte, das Glück der Liebe immer unzertrennlicher von dem Willen, die Geschlechtsbestimmung zu erfüllen, gemacht hat.

Die neue Sittlichkeit weiss, dass die Kultur im grossen gesehen erst dann dauernd Macht über die Natur erhält, wenn sie höhere Glücksgefühle mit den Zielen verbindet, zu deren Erstrebung harte Mittel erforderlich sein können. Der Lebensglaube, der die Gattungsaufgabe mit dem persönlichen Liebesglück verbindet, wird auch von dem letzteren die Opfer verlangen, die die erstere notwendig macht. Aber er wird diese

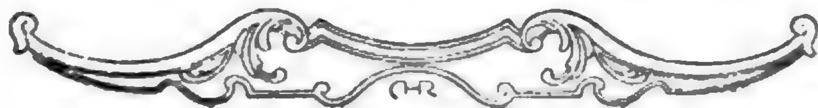
Notwendigkeiten nicht durch asketische Reinheitserfordungen vermehren, die für die Gattungsaufgabe bedeutungslos sind. Die Bekenner dieses Glaubens wollen die geschlechtlichen Gefühle und Handlungen des einzelnen durch die Liebe bestimmen, vor allem weil sie glauben, dass das Glück des einzelnen die wesentlichste Bedingung auch für die Lebenssteigerung der Menschheit ist.

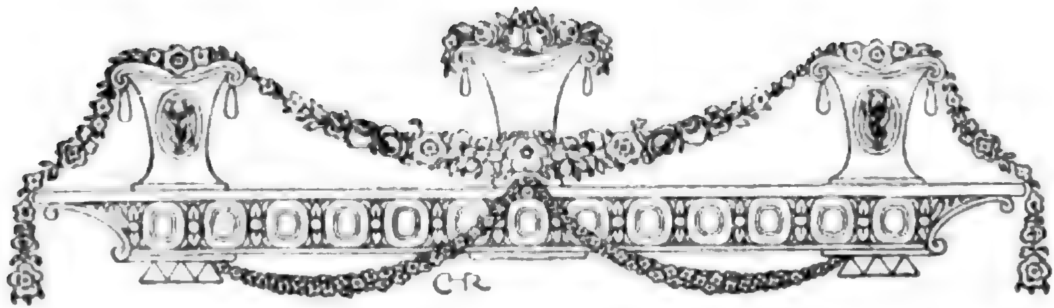
Sie wollen die Erde mit Glückshungernden erfüllen, weil sie wissen, dass nur so das Erdenleben seinen innersten Willen erreicht, nämlich — in einem ganz neuen Sinne — Ewigkeitsmenschen zu bilden.

Das Wort, das durch Eros Fleisch und Blut wurde und in uns lebt, ist das tiefste von allen:

„Freude ist Vollkommenheit."

Wenn wir in diesem Worte Spinozas die höchste Offenbarung vom Sinn des Lebens empfangen, öffnet sich der Blick auch für den Zusammenhang des Daseins. Wir sehen ein, dass das vollkommenere Geschlecht im vollsten Sinne des Wortes hervorgeliebt werden wird. Aber dies geschieht erst, wenn die Liebe Religion geworden ist, der höchste Ausdruck der Lebensfurcht, nicht der Gottesfurcht; wenn die Lebensfrömmigkeit den Aberglauben und den Unglauben verjagt hat, die die Erotik noch entstellen. Wenn der Älteste der Götter keine anderen Götter neben sich hat, dann werden die Ungeheuer, die die dunklen Tiefen erfüllen, über denen Gottes Geist schwebt, im Lichte des neuen Schöpfungstages sterben.





Die Evolution der Liebe

Wenn die Stimme die Seele verrät, so verrät das Lied die Volksseele. Dass die schwedische nicht erotisch ist, davon wird man schon durch die Eigentümlichkeit überzeugt, dass keiner unserer grossen Liederdichter ein grosser Erotiker ist.

Atterboms in mystischen Räumen vertönende Liebeslyrik ist jedoch der Gefühlsstimmung der beiden Schweden verwandt, die vor allen anderen in der Liebe die grosse Lebensmacht gesehen haben, Swedenborg und Almquist. Auf der einen Seite von ihnen finden wir Thorild, auf der anderen Hvasser, beide ernste Denker über das Weib und die Liebe. Aber keiner dieser vier — unter einander sehr verschiedenen — Verkünder der Liebe erlangte für die erotische Kultur in Schweden eine Bedeutung, die sich z. B. mit der Kierkegaards in Dänemark vergleichen liesse. Mit der Bergmannsnatur des Genies holte er aus einer kurzen gelösten Verlobung Erfahrungen hervor, die eine unerschöpfliche Goldgrube für die Verkündigung der „ästhetischen Gültigkeit der Ehe" wurden. Gleichzeitig gab Christian Winther in den Liedern „An Eine" dem erotischen Einheitsgefühl eine der schönsten Ausdrucksformen in der Weltliteratur.

Nicht einmal die schwedischen Schriftstelle-

rinnen, die jede auf ihrem Gebiete am höchsten stehen — Frau Lenngren, Friederike Bremer und Selma Lagerlöf — haben das erotische Bewusstsein vertieft. Und bei unseren lyrischen Dichtern findet man die persönlichkeitserfüllte Erotik nur als Sehnsucht oder Möglichkeit. Sie leuchtet wie ein Sonnenstrahl oder ein Blitz oder ein einsamer Stern bei unseren grössten Lyrikern auf.

Und unter den jetzt Lebenden liessen sich auch einzelne Beweise gegen eine Behauptung anführen, die doch im ganzen wahr verbleibt: dass die Liebe für die schwedischen Dichter der schöne Traum des Frühlings oder die milde Wärme des traulichen Heimgefühls ist; die stille Opferflamme der Resignation oder der heisse Brand des Blutes, ein Teil des Lebens, und nur selten das Leben des Lebens, die Wirklichkeit der Wirklichkeiten. Was die Ursache auch sein mag, ob — in erotischer Beziehung — leichterer Sinn und kälteres Herz oder trägerer Sinn und trockenere Seele als bei den übrigen Germanen, sicher ist, dass eine atemlose, unauslöschliche Leidenschaft, die das Leben freudvoll und leidvoll macht, die der Mittelpunkt wird, um den die Persönlichkeit sich bewegt, die all ihre Kräfte steigert und die Synthese all ihrer Daseinsformen ist, dass eine solche Liebe ein unbekannter und — wenn man ihr begegnet — ein schwer fassbarer Begriff für das schwedische Temperament ist. Alle wissen, dass diejenigen, welche behaupteten, dass die Erde sich um die Sonne dreht, nicht die Sonne um die Erde, als Toren belächelt oder als Ketzer behandelt wurden. In gleicher Weise begegnen noch sogar schwe-

dische Denker und Dichter — und mit ihnen viele, die weder dichten noch denken — jemandem, der behauptet, dass die Begierde sich um die Liebe bewegt, nicht die Liebe um die Begierde.

Ebenso zurückgeblieben wie die Schweden, verglichen mit einer Anzahl anderer Germanen, in ihrer Auffassung von „l'amour passion" sind, ebenso zurückgeblieben sind die Germanen im Verhältnis zu den Höchststehenden der romanischen Völker. Das gallische Gegenstück der lutherischen Ehelehre findet man bei einem anderen Mönche, Luthers Zeitgenossen, Rabelais, in seinem fröhlichen Vorschlag eines neuartigen Klosters, wo jeder Mönch seine Nonne hätte und diese Liebespaare nach einem Probejahre geschieden werden könnten, ein Plan, der vielleicht kein sehr viel längerer Umweg für die Erziehung der Menschen zur Liebe geworden wäre, als es die lutherische Ehelehre wurde?! Nichts ist weniger wahr, als dass die Reformation die Achtung vor der Liebe und der Frau gehoben hat. Sie hob das Ansehen des ehelichen Standes gegenüber dem ledigen, aber sie steigerte weder die Bedeutung der Frau in der Ehe, noch die Bedeutung der Liebe für die Ehe. Schon im Mittelalter bringt der Romane der Frau eine Huldigung dar, die noch heute dem germanischen Manne beinahe unfassbar ist. Und wenn diese Huldigung einerseits die Form des dem Romanen im Blute liegenden Venuskult annahm, drückt sie andererseits durch den Marienkult ihre Ehrfurcht vor dem Tiefst-Weiblichen, vor der Mütterlichkeit, aus. Noch heute wird die französische Frau nicht nach ihren Lebensjahren, son-

dern nach ihren Eigenschaften bewertet. Nicht nur die Mütter beten dort ihre Söhne an, sondern auch diese ihre Mütter. Aber nicht nur der Mutter, sondern neben ihr jeder liebenswürdigen gealterten Frau wird im Gesellschaftsleben wie in der Familie von Männern jedes Alters Aufmerksamkeit gezollt. Die Ehegattin des Mittelstandes ist — allerdings auf Kosten der Kinder — an dem Berufe des Mannes mit einem bei dem germanischen Mittelstande unbekannten Ernste mit tätig. In Frankreich wie in Italien hat das Familienleben eine Form der Innigkeit, die der Germane nicht versteht, weil dem romanischen Temperament das Gemüt fehlt, das seine Lichter über die oft holperigen Linien und harten Farben der germanischen Seelenlandschaft streut. Es ist mehr die Kälte des Naturells als die Stärke der Seele, die den Germanen um so viel weniger erotisch als den Südländer macht; es drückt sich mehr Gleichgültigkeit gegen die Frau als Achtung vor ihr in der Verschiedenheit zwischen den Liebessitten des Nordens und des Südens aus.

Aber nachdem man, um gerecht zu sein, all dies zugegeben hat, kann man mit gutem Gewissen auf der anderen Seite die Bedeutung des germanischen Geistes für die Bestrebung betonen, die Zweiteilung zwischen Liebe und Ehe aufzuheben, die seit der Zeit der Liebeshöfe bei den Völkern des Südens herrscht. Die Eigenart des gallischen Geistes ist es ja, auseinanderzuhalten. Dies macht ihn stark darin, die äussersten Konsequenzen eines Gedankens zu ziehen, aber es setzt ihn auch instand, sich im Leben zwischen Extremen zu teilen. Die

Stärke des Germanen hingegen ist seine Einheitssehnsucht. Diese macht ihn als Denker inkonsequent, weil er alles miteinbeziehen muss, aber dafür im Leben zu einem nach Zusammenhang Strebenden. Dasselbe tiefe Persönlichkeitsgefühl, das den Protestantismus schuf, hat in der germanischen Welt versucht, die Liebe so wie den Glauben zu einer Privatsache des einzelnen und die Ehe eins mit der Liebe zu machen. Die von der Familie geordneten oder von der Vernunft bestimmten Ehen gehören nun im Norden in den gebildeten Klassen zur Vergangenheit, während sie in der romanischen Welt die Regel sind, allerdings mit immer mehr Ausnahmen. Aber noch setzt der Franzose meistens sein erotisches Gefühl in freien Verbindungen vor oder während der Ehe ein. Und die französische Gattin hat vollständig die Unstichhaltigkeit der Behauptung erwiesen, dass „eine Frau immer den Vater ihrer Kinder liebt", jene gefährlichste aller Irrlehren, die die Frau in die Ehe und von ihr zum Ehebruch führen. Bei Shakespeare wieder ist die Gattin schon die Geliebte, und auch weiterhin findet man in der englischen Literatur immer die höchsten Ausdrucksformen für das erotische Einheitsgefühl des Germanen. Seit die Minnesänger des Mittelalters verstummt sind, zeugt das vom Luthertum beherrschte deutsch-nordische Literaturgebiet hauptsächlich von der „Begierde des Fleisches". Die Frauen werden in dem Masse geachtet, in dem sie ihren Beruf als Kindergebärerinnen und Hausmütter erfüllen. Die Aufhebung des Klosterlebens und des Cölibats bringt jedoch das Gute mit sich,

dass die geistigen Kräfte, die früher mit dem Individuum erloschen, fortgepflanzt werden. Und wahrscheinlich wird durch irgend einen von jenen, die früher mit ihrem Idealismus in ein Kloster geflüchtet wären, die Sehnsucht nach der grossen Liebe sich auf Söhne und Töchter vererbt haben.

Unter den schwedischen Frauen ist es vor allem H. Ch. Nordenflycht, die nicht nur selbst die grossen Gefühle hat, sondern auch den Mut, die Freiheit und Bildung zu gebrauchen, durch die diese Gefühle Ausdruck erhalten, und die ein gleiches auch für ihre Geschlechtsgenossinnen verlangt. Sie ist in jeder Beziehung die erste „Feministin“ unseres Landes: ein ganz moderner Geist, das heisst ein ganz und gar persönlicher, nur durch die Seele lebender Mensch; voll Religiosität in ihrem freien Denken, voll Leidenschaft in ihrem Gefühl für Natur und Kultur; in ihrer Erotik mit ganzer Seele wie mit allen Sinnen liebend, in der grossen Liebe lebend und an ihr sterbend.

In Deutschland vertritt der tonangebende Dichter des 18. Jahrhunderts, Gottsched, das Recht der Frau auf Kultur; in Amerika zeigen die Frauen im Freiheitskriege ihr Zusammengehörigkeitsgefühl; und in einem anderen, späteren Freiheitskampf, dem gegen die Negersklaverei, kam dort die Frauenbewegung in Fluss.

In Frankreich ist das achtzehnte Jahrhundert mehr als irgend eine andere Epoche „das Jahrhundert der Frau“. Die Salons sind der Brennpunkt aller Ideen; die grössten männlichen Geister schreiben für die Frauen, und diese werden elek-

trische Batterien, von denen die Zeitgedanken nach allen Richtungen zündende Funken aussprühen. So wirken die französischen Frauen mit, die französische Revolution vorzubereiten. Während dieser schreibt Olympe de Gouges ihre Deklaration der Frauenrechte, als Gegenstück zu der der Menschenrechte. Es ist der Geist der neuen Zeit, der uns in Mary Wollstonecrafts „A Vindication of the Rights of Woman“ (1792), sowie in Hippels im gleichen Jahre erschienenen „Über die bürgerliche Verbesserung der Weiber“ und in des schwedischen Denkers Thorild gleich nachfolgender Schrift „Über die natürliche Hoheit des weiblichen Geschlechts“ entgegentritt. Drei ihrer Art nach gleich bemerkenswerte Zeichen der Zeit, die schon das ganze Gleichstellungsprogramm der „Emancipation“ enthalten: dasselbe Recht auf Bildung, Arbeit, Anteil an der Gesetzgebung für die Frau wie für den Mann, und Gleichstellung in den Gesetzen und in der Ehe.

Einzelne befreite Frauen waren nichts neues: in Griechenland kam der Typus so häufig vor, dass das Lustspiel ihn verwendete; in Rom gab es Frauen, die ihren Unterhalt erwarben; im Mittelalter übte nicht nur die berühmte Schwedin Birgitta, sondern noch manche andere Frau — in der Eigenschaft einer Äbtissin oder Regentin — eine grosse und oft segensreiche Tätigkeit aus. Sowohl das Altertum wie Mittelalter und Renaissance weisen Gelehrtinnen, Ärztinnen und Künstlerinnen auf. Aber erst von dem Jahrhundert der grossen Revolution an findet man bei den Frauen selbst wie bei einzelnen Männern das anhaltende und ziel-

bewusste Streben, die Rechte und die Bildung der Frau zu heben.

Und überall, wo dieses Streben tiefer ging, verband es sich mit dem Willen, die Stellung der Frau zur Liebe und in der Ehe umzugestalten.

Was Schweden betrifft, so dürften wohl kaum ein Dutzend Frauen von H. Ch. Nordenflychts oder Thorilds Feuerseelen entflammt worden sein, während Tausende Frau Lenngrens witzig-trivialem „Rat für meine liebe Tochter“ folgten. Weiblicher Stumpfsinn und Gedankenleere — und die Vernunftehen — fanden da leider fast ein halbes Jahrhundert lang ihre poetische Rechtfertigung! Und was reiche Frauenseelen unter dem Druck dieser allgemeinen Meinung leiden mussten, das haben Friederike Bremers Lebensgeschichte, ihre Selbstbekenntnisse so ergreifend offenbart, dass dieses einzige Dokument genügen würde, um die tiefe Berechtigung des ganzen früheren Emancipationsstrebens zu beweisen. Aber leider war Eros für Friederike Bremer „der unbekannte Gott“. Und ihr grosser Kampf um den Menschenwert und das Bürgerrecht der Frau drang also nicht bis zu dem Herzpunkt der Frauenfrage. Ein Mann, Almquist, war es, der bei uns auszusprechen wagte: dass die gesetzliche lutherische Ehe das Recht der Frau ebenso tief verletze wie das der Liebe, und er ging unter in diesem Kampfe, der noch auszukämpfen ist.

Es ist eine sehr häufige, aber irrige Meinung, dass die Monogamie die Liebe hervorgerufen habe.

Diese tritt schon bei den Tieren auf und hat sich dort, wie in der Welt der Menschen, von der Monogamie unabhängig gezeigt.

Der Ursprung der Monogamie in der menschlichen Gesellschaft ist in eigentumsrechtlichen Verhälnissen, religiösen Begriffen, staatlichen Nützlichkeitsgründen zu suchen, nicht aber in der Erkenntnis der Bedeutung der Auswahl der Liebe. Die Liebe hat im Gegenteil in unablässigem Kampfe mit der Monogamie gelegen, und es ist also ein Irrtum zu glauben, dass die höhere Auffassung der Liebe nur durch die Monogamie entstanden sein sollte. Der Liebesbegriff ist durch Angriffe auf die Ehe und ausserhalb derselben in ebenso hohem Grade entwickelt worden.

Während man trotz zuströmender Gegenbeweise noch immer die Bedeutung des Christentums für die Entstehung der menschlichen Liebe überschätzt, hat man seine mittelbare Bedeutung für die Entwicklung der Geschlechtsliebe noch nicht genug betont. Gewiss gibt es rings auf dem Erdenrund — von Island bis Japan — Lieder und Sagen, die ein strahlendes Zeugnis für die Gewalt der Liebe über Menschenherzen zu allen Zeiten geben. Aber das Geschlechtsgefühl besass doch nur eine untergeordnete Bedeutung für das menschliche Seelenleben, ehe nicht das Christentum auch der Frau eine Seele zuerkannte, die erlöst werden konnte — oder mit anderen Worten — eine Persönlichkeit, die sich vertiefen liess. Das Christentum befahl ausserdem mehr die weiblichen als die männlichen Tugenden an, und obgleich Christus selbst das Weib, die Liebe und das Familienleben un-

beachtet liess, wurde seine Ethik doch in mittelbarer Form eine Frauenverherrlichung. Die Vergrösserung des Seelenwertes des Einzelnen durch das Christentum — im Gegensatz zu der Betonung seines Bürgerwertes durch das Heidentum — war zugleich einer der unterirdischen Zuflüsse, die im Mittelalter die Liebe zur Lebensmacht machten.

In der Antike war die Ehe eine Gesellschaftspflicht, die Freundschaft hingegen der freie Ausdruck der Sympathie. Erst als für das Bewusstsein des Mannes die Frau beseelt wurde, konnte die persönliche Erotik entstehen. Aber so geheimnisvoll sind die Einflüsse, durch die die Seele der Menschheit wächst, dass die Jünglingsliebe der Antike mittelbar auch das Sympathiebedürfnis zwischen Männern und Frauen entwickelte;[1]) dass die Unterdrückung des Geschlechtstriebs durch die katholische Askese mittelbar das nach innen gekehrte, seelenvolle, sich über die Sinnlichkeit erhebende Liebesgefühl entwickelte.

Die neue Auffassung der Liebe als höchsten Zustands der Seele war schon in der Zeit der Kreuzzüge so bewusst, dass diese Zeit auch die der französischen Liebesgerichtshöfe wird. Die Frau, der Ritter, der Sänger vertiefen und verfeinern die Erotik, unter anderem auch dadurch, dass sie ihre — Unvereinbarkeit mit der Ehe betonen!

Forscher haben bewiesen, wie die verfeinerten Ausdrücke der Dichtung für die Liebe mit den Formen des Geschlechtslebens der höheren Klassen zusammenhängen, seit die Monogamie Gesetz, aber heimliche Polygamie Sitte ward. Diese Zweiteilung

der erotischen Gefühle hat einerseits so feine und hohe, andrerseits so rohe und niedrige Äusserungen veranlasst, dass keine von beiden ein Gegenstück bei den Völkern — oder Klassen in einem Volke — findet, wo diese Zweiteilung unbekannt ist, weil die geschlechtliche Wahlfreiheit dort unbestritten herrscht.[2])

Und dies ist natürlich. Denn das Geschlechtsleben behält dort seine „paradiesische" Unschuld, eine von keinem höheren Bewusstsein getrübte Animalität. Erst ein langer Entwicklungsverlauf kann diese Unschuld auf einer höheren Stufe wiederherstellen. Der Weg dazu führt durch die Zersplitterung, die die „Arbeitsteilung" auch in Bezug auf die Entwicklung der Gefühle mit sich bringt.

Das Mittelalter vermochte also nur die Liebe von der Ehe zu trennen. Das bezeugen auch die grössten Liebeslieder und Liebesschicksale. In der Welt der Dichtung sind Tristan und Isolde, in der der Wirklichkeit Abélard und Heloise die höchsten Typen der damals schon anbrechenden neuen Zeit, die schliesslich die Rechtserklärung des menschlichen Gefühls wie des menschlichen Gedankens bringen wird. Diese im Leben und im Tode vereinten Liebenden sind die höchsten Beispiele des Mittelalters von der freien Liebe, die ihre eignen Gesetze schreibt und andere aufhebt; von der grossen Liebe, die das Ewigkeitsgefühl grosser Seelen ist, im Gegensatz zu der Eintagsneigung kleiner Seelen.

Die Scholastik, indem sie die auf sich selbst gewandte Seelenforschung immer vertieft; die Mystik, indem sie das Gott hingegebene Seelen-

leben immer verfeinert, giessen unbewusst Öl in die rote Flamme der Liebe wie in die weisse des Glaubens. Diese „Vita nuova“ der Liebe schlägt in den Flammen der Dichtung auf, deren höchstlodernde Zunge Dante wurde. Sie lebte in den romanischen Völkern in auserwählten Seelen fort. Der Platonismus der Renaissance verfeinerte die Liebesempfindung des Mittelalters als das beste Mittel zur Vervollkommnung in den vornehmsten menschlichen Eigenschaften. Und so wird das Recht der Liebenden unabhängig von der Gesellschaftssitte befestigt.

Es ist bezeichnend, dass — bei den Liebesgerichten des Mittelalters wie an den Höfen der Renaissance und bei den Geistesspielen des sechzehnten Jahrhunderts — den Frauen nicht nur dasselbe Recht des Gefühls zuerkannt wird wie den Männern, sondern auch dieselbe Freiheit, ihre seelischen Gaben zu gebrauchen. Denn jede Vertiefung der Liebe steht in verborgenem oder offenem Zusammenhang mit der Vergrösserung des Seelenlebens der Frau und dadurch mit der gesteigerten Schätzung, die der Mann für ihren Persönlichkeitswert hat. Während das Weib für ihn zuerst nur „Geschlecht“, nur Genussmittel war, wird sie zur Herrscherin, wenn die Liebe den ausschliesslichen Willen zu einer Frau bedeutet, die nur durch hingebungsvollen Dienst errungen werden kann. Jedesmal, wenn die Frau die erotische Führung übernommen hat, ist die Liebe des Mannes veredelt worden. Bei Shakespeare findet man die Summe dieser ganzen vorhergegangenen Seelenkultur. Alle seine schönsten Frauengestalten sind

in demselben Grade keusch, in dem sie hingebend sind, aber sie sind auch zugleich im selben Grade geistig reiche und gesammelte Persönlichkeiten. Darum werden sie auch durch ihren Klarblick und ihre Entschlossenheit im Augenblicke der Handlung führend. Und obgleich Shakespeare, wie jeder andere grosse Dichter, seine Frauen mehr aus dem Stoff der Träume als aus dem der Wirklichkeit schuf; obgleich die Besten der italienischen Renaissance häufiger die Erfahrungen eines Boccaccios als die eines Petrarcas von der Liebe gehabt haben dürften; obgleich die Barockzeit „Le Pays du Tendre“ zu einem steifen Garten um zierliche Figuren machte, so zeigt doch das Leben, besonders das Leben der romanischen Völker — sowie ihre beste Literatur — immer stolze und schöne Liebespaare und Liebesopfer, bis in das Jahrhundert, wo die männlichen „Philosophen“ die Frauen der Führung beraubten und die Liebe zu der bald fröhlichen, bald grausamen „Galanterie“ wurde.

Die Liebe war durch romanisch-epikuräische Unsittlichkeit ebenso erniedrigt wie durch germanisch-lutherische „Sittlichkeit“, als Rousseau kam und, wie vor ihm Racine und Manon Lescaut, die Liebe als die grosse schicksalsbestimmte Leidenschaft schilderte, vor der die Menschen wie Wachs im Feuer werden.

Was er für die Liebe tat, war dasselbe, was er für Seele und Sinne getan haben würde, wenn er in einem der von Wohlgerüchen und Wachskerzenflammen schwülen Boudoirs der damaligen Zeit eine Balkontür in die Sommernacht geöffnet hätte, mit ihren Düften von gebärender Erde und blühen-

dem Grün, mit ihren schwarzen Laubmassen und dem sternenbesäten Himmel.

Aber Rousseau verfolgte die seinem Gedanken nächstliegenden Gedanken nicht: dass nur die Liebe die Ehe hervorrufen soll; dass nur Entwicklung der weiblichen Persönlichkeit die Liebe vertieft. Selbst Goethe — der nach Rousseau die glühende Bahn weiter zog, indem er die Liebe als eine geheimnisvolle Schicksalsmacht der Wahlverwandtschaft zeigte — sah das Glück der Liebe mehr in der Unmittelbarkeit der weiblichen Natur als in ihrer Entwicklung. Die französische Revolution dehnte die Konsequenzen von Rousseaus Sätzen auch auf die Frau und die Liebe aus: sie machte die Ehe bürgerlich, die Scheidung frei; aber sie gab der Frau nicht das Wahlrecht, ja sie bewahrte nicht einmal die mittelbare Form desselben, die die Frau früher besessen hatte. Alle von der Revolution und Rousseau beeinflussten Geister haben seither in der Literatur wie im Leben die Deklaration der Rechte der Liebe weiter verfolgt.

Im neunzehnten Jahrhundert waren es wie im Mittelalter Frauen, Dichter und Ritter — die letzteren unter dem Namen von sozialen Utopisten — die dabei die Führung übernahmen. In Deutschland ging zuerst die romantische Schule, dann Jungdeutschland an der Spitze. Aber die herrlichsten Verkünder der grossen Liebe — Chamisso mit Frauenleben und Liebe, Rückert mit seinem Liebesfrühling, sowie ein Grillparzer, Otto Ludwig, Hebbel — stehen für sich da. In England Shelley, Byron, Browning und noch andere. In Norwegen

Camilla Collet und einige grosse Dichter. Durch Ibsen, Björnson und Jonas Lie ist der Norden an der Spitze der Entwicklung des europäischen Bewusstseins von der Bedeutung der Seelengemeinschaft in der Liebe und für die weibliche Persönlichkeit in der Ehe geschritten. In Frankreich ist es Mme. de Staël, die — mitten in der Reaktion, welche die unauflösliche Ehe wieder einführt — diese durch „Delphine“ angreift. In dem Lande der literarischen Salons will man das Genie der Frau hindern, als Gesellschaftsmacht zu wirken — und sie macht es durch „Corinne“ und durch Coppet zur Weltmacht. Ihre Überzeugung ist, dass der Ruhm für die Frau nur ein Mittel bedeuten kann, Liebe zu gewinnen; ihre Klage, dass das Leben der genialen Frau die Erfüllung ihres schönsten Traums, die Liebe in der Ehe, versagt, wurde der Prolog zu zahllosen Tragödien im Jahrhundert der Frau. Nach ihr kommen die St. Simonisten und die übrigen sozialen Revolutionäre, aber vor allem eine andere von Rousseaus Töchtern im Geiste, die Frau, in deren Adern sich all das Blut mischte, das die Revolution schon auf Schafotten und Schlachtfeldern hatte zusammenfliessen lassen: „Pöbel“-blut, Bürgerblut, Adelsblut, Königsblut! Ihres Volkes klaren Wahrheitsmut bis zu den äussersten Konsequenzen, ihrer Kindheit Glaubensglut, die Sehnsucht ihres Blutes, das Unendlichkeitsverlangen ihrer Seele, die vulkanische Glut und Asche ihrer Erlebnisse — alles schleudert George Sand in ihren Anklagen gegen die bürgerlich und kirchlich aufrecht erhaltene Ehe hin, die für sie „legitime Notzucht“, „beschworene Pro-

stitution“ war. Schon lange vor ihr war ja das Recht der Liebe für Ausnahmenaturen verfochten worden. George Sands neuer Mut war, dieses Recht für alle zu fordern; es in das Zeitbewusstsein einzubrennen, dass, wenn zwei Menschen zusammen zu sein wünschen, es keiner Bande bedarf, sie zusammenzuhalten; und dass, wenn sie es nicht wünschen, dieses erzwungene Zusammenhalten eine Kränkung ihres Menschenrechtes und ihres Menschenwertes ist.

Von dieser Stunde an war der Kampf vom Olymp auf die Erde versetzt. Und seine Flammen haben seither alle „Gesellschaftserhalter“ zu löschen, aber alle „Gesellschaftszerstörer“ zu schüren versucht.

Die Liebe, die George Sand selbst vergebens auf Wegen suchte, von denen sie mit verwundeten, zuweilen mit besudelten Füssen wiederkam, die Liebe, unter der Rahel litt und von der sie lebte, nach der die grosse Norwegerin Camilla Collet klagt und die E. B. Browning verwirklicht — das ist die Liebe, von der auch die Frau der neuen Zeit träumt.

George Sand — wie der St. Simonismus, wie der neue Feminismus — sah die Freiheit der Liebe als das Zentrale in der Frauenfrage an. Sowie George Sand verficht der moderne Feminismus das Recht des freien Denkens gegen den Autoritätsglauben auf allen Gebieten; die Solidarität der Menschheit und den Friedensgedanken gegen den militärischen Patriotismus; die soziale Neugestaltung gegen die bestehenden Gesellschaftsverhältnisse.

Die amerikanisch-englisch-nordische Frauen-

bewegung — deren beste Bekenntnisschrift noch immer John Stuart Mills 1854 erschienenes Buch „Von der Hörigkeit der Frau“ ist — hat hingegen im grossen Ganzen die erotische, religiöse und soziale Befreiung ausseracht gelassen, um nur die bürgerlichen Rechte der Frau zu vertreten. Die neue Liebe ist so, besonders im Norden, teils unter der Gleichgültigkeit, teils unter der Abneigung der Führerinnen der Emanzipation hervorgetreten.

Und auch der Hohn und die Abneigung der Männer hat die weibliche Forderung nach einer neuen Liebe begrüsst. Mit Gründen, denen Schopenhauer und Hartmann einmal die philosophische Formulierung gegeben haben, bewiesen sie: dass die seelenvolle Liebe ein Blendwerk der Natur sei und dass die einheitliche Liebe, die die Frau nun von dem Manne verlangt, Opfer erheischt, die seiner physiologischen und psychologischen Natur widerstreiten.

Unbekümmert um Hohn und Abneigung sind die Frauen der neuen Zeit jedoch fortgefahren, die Liebe ihrer Träume zu verkünden — die auch die der Dichterträume ist.

Durch Tausende von Jahren hat die Dichtung schon die Liebe als eine rätselvolle und tragische Macht geschildert. Aber wenn jemand auf Prosa schlecht und recht dasselbe sagt und ausserdem hinzufügt, dass das Leben ohne die grossen Leidenschaften farblos und arm wäre, dann nennt man das Unsittlichkeit! Jahrhundert um Jahrhundert zeigt die Dichtung die Erhebung der Liebe. Aber wenn jemand schlecht und recht in Prosa sagt,

dass die Liebe ein immer höheres Gefühl werden kann, dann nennt man das eine Ungereimtheit! Denn die Dichtung als prophetisch zu betrachten, wie es die Vergangenheit tat, das fällt den heutigen Menschen nicht ein!

Die neue Liebe ist noch immer das naturbestimmte Verlangen des Mannes und des Weibes nach einander, um die Gattung fortzupflanzen. Sie ist noch immer der Wunsch des strebenden Menschen, durch einen Arbeitskameraden die Mühen eines anderen zugleich mit seinen eigenen zu erleichtern. Aber über diese ewige Wesensart der Liebe, über diese uralte Ursache der Ehe hinaus ist noch eine andere Sehnsucht immer stärker geworden. Diese richtet sich nicht auf die Fortpflanzung der Gattung. Sie ist der Einsamkeitsempfindung des Menschen innerhalb seines Geschlechts entsprungen, der Einsamkeit, die immer grösser wird, je eigenartiger eine Seele ist. Sie ist die Sehnsucht nach der Menschenseele, die unsere eigene aus dem Schmerz dieser Einsamkeit erlösen soll, einem Schmerz, der ehedem von der Ruhe in Gott gestillt ward, jetzt aber seine Ruhe bei seinesgleichen sucht, bei einer Seele, die selbst weitäugig mit ebenso sehnsuchtsheissen Augenlidern gewacht hat. Einer Seele, der die Liebe die Macht zu dem Wunder gibt, unsere Seele von dem Fremdlingsgefühl auf Erden zu erlösen — sowie sie selbst durch die unsere erlöst wird. Einer Seele, vor deren Wärme unsere eigene die Hüllen fallen lässt, die die Kälte der Welt ihr aufgezwungen, um sonder Scham ihre Geheimnisse und Herrlichkeiten preiszugeben. Dehmel

hat dieses Wunder in zwei unsterbliche Zeilen gefasst:

— — Liebe ist die Freiheit der Gestalt
Vom Wahn der Welt, vom Bann der eignen Seele.

Die Empfindung selbst hat so manchen lange vor unserer Zeit ergriffen. Einer von ihnen war Eugène Delacroix, der in seinem Tagebuche von der Qual spricht, jedem seiner Freunde nur das Antlitz zeigen zu können, das dieser verstand, so dass er für jeden ein anderer werden musste, ohne sich je verstanden zu fühlen: ein Leiden, für das er nur eine Hilfe wusste: une épouse qui est de votre force.

Aber das Neue ist, dass dieses Gefühl sich unter den Vielen ausgebreitet hat und ihnen bewusst geworden ist, dass es anfängt, der ganzen Zeitseele seinen Stempel aufzudrücken.

Noch immer jedoch werden die Menschen von erotischen Impulsen bestimmt, die tief unter ihren bewussten erotischen Forderungen stehen. Die Sinne werden von einer Sehnsucht aufgepeitscht, die die der Seele verdrängt. Die Kultur des Liebesbegriffs steht viel höher als die Instinkte der Liebe. Und so wird unsere Zeit übervoll von Liebeskonflikten.

Dazu kommt, dass die gesteigerte Sensibilität des neuen Menschen ihn immer geneigter gemacht hat, sich Masken, schützende Verkleidungen, künstlerisch verzierte Panzer zu konstruieren. Der Schutz ist unentbehrlich, denn niemand würde das Leben ertragen, wenn er stündlich die schlecht verbundenen oder noch offenen Wunden anderer sähe und jedweden an seine eigenen rühren lassen

müsste. Das Dasein würde viel von seiner Spannung verlieren, ohne die ungeahnten oder geahnten Geheimnisse in den Schicksalen und Seelen der Menschen. Aber die schützenden Hüllen erschweren auch immer mehr das Streben der Liebe, den Schein zu durchdringen. Darum wird eine gewisse Form des „Flirts“ der Versuch der erwachenden Liebe zur Demaskierung, zur Ablistung der schützenden Verkleidung, eine Fechtkunst, die auf die Ritzen des dichtanschliessenden Panzers zielt!

Aber die Versuche misslingen oft, und das Leben wird immer mehr von Schicksalen erfüllt, die gewesen sein könnten, während immer mehr Menschen in der Einsamkeit die Hände über das ringen, was nicht wurde. Tiefer denn je fühlt der Mensch, dass das Leben das karg gab, was er berechtigt ist von ihm zu fordern, wenn die Liebe für ihn nur das Versinken in eine Umarmung bedeutete. Immer mehr Menschen wissen, dass Liebe das Versinken in den Geist ist, in dem unser eigener seinen Halt findet, ohne seine Freiheit zu verlieren; die Nähe des Herzens, an dem die Unruhe unseres eigenen gestillt wird; das Lauschen, das unser Unausgesprochenes und Unaussprechliches vernimmt; der Klarblick eines Augenpaars, das in unseren besten Möglichkeiten schon Wirklichkeiten findet; die Begegnung der Hände, von denen wir sterbend unsere eigenen umschlossen fühlen wollten!

Wenn die Seelen Seligkeiten besitzen, die die Sinne teilen, und die Sinne Freuden, die die Seelen adeln, dann empfindet man weder Begierde noch Freundschaft. Beides ist in einer neuen Empfindung aufgegangen, unvergleichbar mit jedem für sich,

wie die Luft mit ihren Bestandteilen. Der Stick stoff ist nicht Luft, der Sauerstoff auch nicht; die Sinnlichkeit ist nicht Liebe, die Sympathie ebenfalls nicht. Vereint sind sie Lebensluft und Liebe. Wenn jeder einzelne Bestandteil in unrichtigem Verhältnis zu dem anderen steht, wird die Liebe — wie die Luft — zu schwer oder zu dünn. Aber wie die Proportionen zwischen Sauerstoff und Stickstoff ohne Schaden innerhalb weiter Grenzen variieren können, so können es auch die Bestandteile der Liebe. Die Seelenverwandtschaft ist gewiss das Dauerndste in der Liebe, aber darum nicht das einzig Wertvolle; die lebenberauschende Liebe ist selbst von der höchsten Freundschaft durch ein Meer getrennt, tief wie das zwischen dem Indien der Sage und dem Amerika des Nutzens. — Eine Lebenszeit in dem letzteren wiegt nicht einen Tag in dem ersteren auf.

Die grosse Liebe entsteht nur, wenn das Verlangen nach einem Wesen des anderen Geschlechtes mit der Sehnsucht nach einer Seele unserer eigenen Art verschmilzt. Sie wird, gleich dem Feuer, umso reiner, je heisser sie ist, und unterscheidet sich von der Glut der Begierde so, wie sich die Weissglühhitze in einem Schmelzofen von der roten, rauchenden Flamme der über Gassen und Märkte getragenen Fackel unterscheidet.

Die sich stets steigernde Bedeutung der ympathie für das Seelenleben äussert sich jedoch jetzt in der Frauenwelt durch eine Überschätzung der Freundschaft, sowohl der Freundschaft zwischen

Frauen wie der Freundschaft in der Liebe. Eine leidenschaftliche Anbetung zwischen Gleichalterigen — oder von einem Jüngeren einem Älteren desselben Geschlechtes entgegengebracht — ist für die Frau wie für den Mann die gewöhnliche schöne Morgenröte der Liebe, die stets mit dem Sonnenaufgang verbleicht. Eine vollpersönliche grosse Freundschaft ist hingegen selten wie eine grosse Liebe und ebenso selten zwischen Frauen wie zwischen Männern. Diejenigen, welche in der Freundschaft die Erfüllung ihres Wesens erwarten, haben daher keine grössere Aussicht, auf diesem Gebiete das Wesentliche zu erreichen, und laufen überdies Gefahr, es auf dem der Liebe zu verfehlen, indem sie sich vor diesen Gefühlen abschliessen oder für sie verarmen. Auch die Frauen früherer Zeiten kultivierten die Freundschaft. Aber sie begnügten sich nicht mit ihr an Stelle der Liebe.. Und täten die Frauen dies einmal im vollen Ernst, dann hätte der Winter seinen Einzug in die Welt gehalten. Der Weg der Entwicklung ist, von der Liebe alles zu fordern, was die Freundschaft gibt — und unendlich mehr! Aber der reiche seelische Austausch zwischen Arbeits- und Studiengenossinnen oder Genossen bereitet nun das dritte historische Entwicklungsstadium der Liebe vor, das individuell-sympathische. So ist die grosse Liebe allerdings zu allen Zeiten gewesen. Das Neue ist, dass jetzt immer mehr Seelen von demselben Bedürfnis bestimmt werden; dass die Möglichkeit der grossen Liebe vielen klar geworden ist, nicht nur den auserwählten Wenigen. Ganz so wie man den Durchbruch der Liebe an der Abnahme der von den

Familien geordneten Vernunftehen messen konnte, an der Anerkennung der erotischen Wahlfreiheit der Jugend und an der allgemeinen Verurteilung der Geldheiraten, so kann man nun die Stärke des neuen Durchbruchs an anderen, ebenso bedeutenden Erscheinungen messen: die heute „die neue Unsittlichkeit" genannt werden. Es ist mit Recht gesagt worden, dass die Liebe, so wie sie nun ist — die grosse psychologische Wirklichkeit, mit der man rechnen muss — in ihrem jetzigen, zusammengesetzten, vielfältigen, verfeinerten Zustand das Resultat aller Fortschritte der menschlichen Tätigkeit darstellt: den Sieg der Intelligenz und des Gefühls über die rohe Stärke; die Umwandlung im Verhältnisse zwischen Mann und Frau, die neue ökonomische, ethische und religiöse Ideen herbeigeführt haben; die steigende Sehnsucht nach innerer und äusserer Schönheit, den Rasseveredlungswillen und noch andere Ursachen.[8]) Aber unter diesen ist die wesentlichste nicht genannt, in der so mancher jetzt ein Zeichen der Entartung sieht, die aber tatsächlich ein Zeichen der Entwicklung ist, und auf die die Hoffnung auf die schliessliche Aufhebung des Dualismus sich gründet: die Ausgleichung des extremen Geschlechtsgegensatzes.

Solange Mann und Weib so verschieden in ihren erotischen Bedürfnissen sind, wie dies noch oft der Fall ist, wird die Liebe der „ewige Kampf" sein, den die Dichter und Denker schildern, welche nur das Gegenwärtige sehen, ohne Glauben an die Entwicklung der Liebe oder an die Erziehung der Menschen zur Liebe. Denn mitten im Zeitalter des Evolutionismus denken und fühlen die Men-

schen nicht evolutionistisch. Für den jedoch, der so fühlt, gibt es nichts Sichereres, als dass der „ewige Kampf“ einstmals seinem Friedenschlusse entgegengehen wird.

Die eben erwähnten Zweifler lächeln zweideutig, wenn man von Frauenfreundschaft oder von der verfeinerten, sympathieverlangenden Erotik der Frau spricht. Erst wenn eine in ihrem tiefsten Wesen unverstandene Geliebte oder Frau einen solchen Mann verlässt, entdeckt er, dass das Wesen, das er ganz zu beglücken glaubte, nicht einmal sinnlich befriedigt war — weil die Seele von den Sinnen nichts empfing und ihnen nichts gab.

Die — im übrigen oft fein kultivierten — Männer, von denen dies gilt, befinden sich in der Regel in mittleren Jahren. Unter denen mit ihnen vergleichbaren jungen Männern hingegen ist die erotische Sehnsucht oft ebenso verfeinert, ebenso sympathieverlangend wie bei den Frauen, obgleich der Mann noch selten das Gleichgewicht zwischen der Seele und den Sinnen besitzt, das die ihm im übrigen ebenbürtige Frau erreicht hat. Dass die Frauen nun zu bekennen wagen, dass sie erotisch Sinne haben, während die Männer nun zu erfahren beginnen, dass sie erotisch Seele besitzen; dass die Frau Gefühle von dem Manne verlangt, und er von ihr Gedanken — das ist das grosse Glückszeichen der Zeit. Die modernen, feinfühligen Jünglinge leiden wohl ebenso sehr wie ihre Schwestern darunter, nur als Geschlecht, nicht als Persönlichkeit und persönlich geliebt zu werden. Sie lieben ihresteils gerade die weibliche Individualität und schaffen ihr Bewegungsfreiheit, anstatt sie — wie es noch

ihre Väter taten — ihrer eigenen gleichzuformen zu suchen.

Der Mangel an Vergleichspunkten macht es, dass das ganz junge Weib von heute den heutigen Mann zuweilen als ein wunderliches, bald wildes, bald krankes, bald schwermütiges Tier ansieht — weil seine Liebe ihrem geträumten Platonismus nicht entspricht, oder er selbst nicht ihrem geträumten Ideal! Dieses wechselt mit Völkern, Zeiten und Gesellschaftsschichten: Die Deutsche „aus guter Familie“ dürfte das ihre aus Schiller und einem Kürassierleutnant zusammensetzen; die englische Pfarrerstochter das ihre aus Tennyson und Mr. Chamberlain; das „neue Weib“ in Frankreich dürfte ihr Ideal aus Maupassant und Jaurès bilden. Aber ein Kennzeichen verbleibt unveränderlich: dass das „Ideal“ immer gerade die Eigenarten umfasst, die die Natur nie vereinigt!

Auf der höchsten — wie auf der niedrigsten — Stufe sind die Ähnlichkeiten zwischen der Liebe des Mannes und des Weibes schon grösser als die Verschiedenheiten. Der Mann — und auch die Frau — wird Mensch auf Kosten ihres sekundären Geschlechtscharakters. Es gibt schon Leute, welche meinen, dass der Schlusspunkt der psychischen Entwicklung dasselbe Bild zeigen wird, wie der Beginn der physischen Entwicklung: nämlich dass der Embryo auf einem gewissen Stadium weder männlich noch weiblich ist, sondern beide Möglichkeiten einschliesst!

Eine seelenvolle junge Dichterin, Anna Schapire, hat daran erinnert, dass schon Friedrich Schlegel betonte: dass, während die Antike beim Weibe wie

beim Manne menschliche Hochherzigkeit, adeligen Sinn und Seelenstärke über die rein geschlechtlichen Eigenschaften stellte, die neuere Zeit das Weib einseitig weiblich, den Mann einseitig männlich gemacht hat, und dass diese Extreme auf beiden Seiten aufgehoben werden müssen, wenn man zu Sittlichkeit, Schönheit und Harmonie im Geschlechtsverhältnis gelangen will, ein Gesichtspunkt, den auch Schleiermacher einnahm. Und will man in der aristophanischen Sage vom gespaltenen Menschen einen tieferen Sinn sehen, so ist es der, den eine apokryphe Überlieferung auch Jesus durch die Äusserung „Das Reich Gottes bricht an, wenn die Zwei wieder Eins werden“ zuschreibt. Dass schon Plato die Leiden betont, die die „Spaltung“ den beiden Menschenhälften verursacht, zeigt eine beginnende Entwicklung der Liebe. Denn diese Entwicklung ist durch die Steigerung des Geschlechtsgegensatzes gegangen, mit all der Leidenschaft und den Leiden, die diese mit sich gebracht hat. Nun erst ist der Zeitpunkt gekommen, wo das Getrennte sich wieder zu einer höheren Einheit zusammenneigt.

Man findet — unter anderem auch in „Vierges Fortes“ — den Typus der neuen Frau geschildert, die — im Gegensatz zum älteren Frauentypus, der nur für und durch den Mann lebte — den Mann ganz entbehren und im Weibe nur den Menschen sehen will. Aber es gibt glücklicherweise eine andere Gruppe, die einsieht, dass „so viel das Weib selber an Seele und Schönheit verliert, indem sie nur danach strebt, Mensch zu sein, so viel auch das Ganze dadurch verlieren wird“. Und

diese Gruppe, die in der finländischen „Nutid“, der deutschen „Frauenrundschau“, der österreichischen Zeitschrift „Neues Frauenleben“ und einigen anderen Frauenzeitschriften ihre Organe hat, ist überzeugt, dass die Harmonie des Weiblich-menschlichen und des Männlich-menschlichen das höchste Glück in der Liebe ausmacht, sowie den höchsten Wert in der Gesellschaftsarbeit, die das Weib zusammen mit dem Manne leisten will.

Tatsächlich vollzieht sich diese wünschenswerte Ausgleichung des Geschlechtsgegensatzes mit solcher Schnelligkeit, dass man Ursache hätte zu befürchten, sie könnte in einer nahen Zukunft der Liebe gefährlich werden, falls nicht der psychische Gegensatz im letzten Grunde doch immer durch den physischen bedingt bliebe, und falls nicht der moderne Mann und die moderne Frau sich zugleich immer mehr individualisiert.

Und in dieser Tatsache sind die Zukunftsmöglichkeiten der grossen Liebe eingeschlossen. Die Individualisierung ist schon so stark, dass der Denkende immer häufiger innehält, wenn die Worte „Der Mann“ oder „Die Frau“ über seine Lippen geglitten sind. Denn die Männer untereinander, die Frauen untereinander sind schon beinahe ebenso verschieden, wie die Männer und Frauen voneinander. Und als Ersatz für die durch die Ausgleichung geschwächte allgemeine erotische Anziehung kommt dann der Zauber der individuellen Gegensätze. Die seelische Sehnsucht der Liebe — zusammen mit einer anderen Seele in einer höheren Harmonie aufzugehen — wird nicht ge-

schwächt, sondern im Gegenteil gesteigert werden, je persönlicher dieser Gegensatz ist.

Rodin — der, wie jeder grosse Franzose, die grosse Liebe versteht — hat sie in Liebespaaren verherrlicht, wo beide, einer durch den anderen, zu vollkommeneren Menschen wurden, als jeder es allein hätte werden können. Rodin macht den Mann durch und durch männlich, das Weib durch und durch weiblich, während jede Linie in beider Gestalt die zur Seelenmacht geadelte Urkraft zeigt, die Liebe als Erfüllung des Menschen-Mannes und des Menschen-Weibes!

Wenn das Leben irgend einmal diesen stolzen schönen Anblick bietet, dann steht man vor einem Glück, das erschreckend gross ist. Denn so wie eine sparsame Hausmutter die Sonne ausschliesst, so lässt auch das Leben oft den Vorhang des Todes sinken, wo das Glück leuchtet. Oder die Menschen töten auch selbst ihr Glück durch Instinkte, die aus niedrigeren Kulturstadien in ihnen fortleben.

Vor allem durch den, der es verursacht, dass die tierisch Urkräftigen auch noch für die Seelenvollen erotisch fesselnd sind. Männer und Frauen mit der Macht der elementaren Leidenschaft berauschen, weil sie selbst berauscht sind, weil sie, ohne von Rücksichten aufgehalten oder von der Seele beschwert zu sein, sich heiss und voll dem Augenblick hingeben. Es ist eine ebenso oberflächliche Psychologie, zu glauben, dass Don Juans Ruf ihn unwiderstehlich macht, wie anzunehmen, dass der Sieg über Cleopatra lockt, weil er zugleich der Sieg über Cäsar ist. Nein, die Macht dieser

Wesen liegt in ihrem ungeteilten, gewissenlosen Willen, alle Kräfte ihres Wesens zu gebrauchen, um ihr Ziel zu erreichen. Und nur das, wovon unser ganzes Wesen im Augenblick ergriffen ist, ergreift auch andere. Dies ist die Antwort auf die Frage:

> Comment fais-tu les grands amours
> Petite ligne de la bouche?

Die seelenvollen Menschen — besonders die Frauen — haben bis jetzt nur einseitig geliebt. Aber wenn die Sinnlichkeit — im Zusammenhange mit der Geschlechtsaufgabe — ihre antike Würde wiedererlangt, dann wird die Macht, erotisch hinzureissen, nicht nur das Vorrecht des in seiner Liebe Unmenschlichen sein. Die Todsünde der klugen Jungfrauen gegen die Liebe ist, dass sie es verschmähen, von den Törichten das Geheimnis der Bezauberung zu lernen; dass sie nichts von den tausend Dingen wissen wollen, die die Sinne eines Mannes binden oder seine Seele ergreifen; dass sie die Macht, zu gefallen, für gleichbedeutend mit dem Willen, zu betrügen, ansehen. Wenn alle Frauen, die lieben können, es auch vermögen, die Güte berückend, die Beseeltheit berauschend zu machen, dann wird Imogen Cleopatra besiegen, Tora Parsberg Undine.*)

Noch sind die Reizvollen nicht immer gut, die Guten nicht immer reizvoll und die meisten — weder gut noch reizvoll! In dieser Übergangsbildung zwischen einer alten und einer neuen

*) Siehe Björnsons „Laboremus".

Weiblichkeit, ist es natürlich, dass diejenige am stärksten ist, die in sich

Ève, Joconde et Delila

vereinigt, das Weib, das den Mann „auf die Aufgabe hinweist, aber mit ihrer Lösung spielt" (G. Heiberg), das Weib, das sich aus den Werten der Kultur „nur Waffen oder Schmuck macht" (Nietzsche), das Weib, das „der Todesstreich der Männer, das Grab des Manneswillens" wird, das die Liebe zu dem ewigen „Sündenfall" macht, dem der „Hass über die Entdeckung folgt, dass man sich gegenseitig betrogen hat" (Strindberg). Aber dasselbe gilt von den Männern. Ehe die Ernsten unter ihnen nicht einsehen, „dass ein Mann die seelische Seite der Liebe nicht ausser Acht lassen darf", werden ihre Frauen leicht von den Nicht-Ernsten erobert werden.

Dadurch, dass sie die Verwirklichung der Liebe in der Ehe beobachteten — so wie sie eben noch in der Regel da verwirklicht wird — sind immer mehr junge Mädchen von tiefer Unlust gegen die Ehe ergriffen worden. Sie wollen die Liebe so, wie sie sie geträumt haben, oder gar nicht. Eine kleinere Liebesforderung, eine ärmlichere Liebesgabe hat für sie keinen Wert, der sich mit ihrem freien, persönlichen Leben messen könnte. Dem Manne, der nur ihre Lippen sucht, aber nicht deren Worten lauscht, der sich nach ihrer Umarmung sehnt, aber lächelt oder sich umdüstert, wenn sie ihm die Gestaltung ihrer Seele enthüllt, hat dieses Weib nichts zu geben. Ihre Liebe ist von der ganzen nährenden Kraft ihres Menschenwesens erfüllt; sie überquillt von dem

edlen Safte ihres Frauenwesens, und sie verlangt Andacht vor dem Sakramente, das sie damit austeilt.

Sie will nicht mehr erobert werden wie eine Festung, oder gejagt wie ein Wildpret. Sie will auch nicht gleich dem stillen Binnensee des Stromes harren, der den Weg in ihre Arme sucht. Selbst Strom, will sie ihren eigenen Weg gehen, dem anderen Strom entgegen. Wohl lässt auch die neue Frau häufig die Sehnsucht ihrer Seele von der ihres Blutes oder ihres Herzens betrügen. Aber sie erwacht rasch aus ihrem Irrwahn und handelt dann nicht nach alten Sittengeboten, sondern nach dem neuen Gesetze, das die grosse österreichische Dichterin Marie Eugenie delle Grazie so ausdrückt:

Ich lieb' den Kampf! Ich lieb', was ich gelitten,
Und was geendet unter meinen Tritten,
Was ohne Reu' und falsche Scham
Mit unerschrockner Hand ich nahm,
Der Beute froh, die ich erstritten!
Allein in Wonnen, einsam in Gefahr,
Mir selbst Gesetz und Richter immerdar,
Und frei, weil fern dem Elend eurer Sitten!

Wir leben in einer Neugestaltungszeit der Seelen von historischer Bedeutung. Jeder Mensch, der selbst eine Seele hat, wird immer mehr von der Empfindung der geheimnisvollen Wirkungen der Wahlverwandtschaft durchdrungen; von sympathischen und antipathischen Einflüssen, von unterbewussten Mächten, vor allem auf dem erotischen Gebiete, Empfindungen, denen als einer der ersten

Ola Hansson — aus der schwedischen Provinz Schoonen, wo verfeinerte Sensibilität der Charakterzug der Kunst ist — in „Sensitiva Amorosa" Ausdruck gab. Die Empfindungen des Erotisch-Dämonischen sind nicht neu. Aber sie wurden früher in ebenso hohem Grade verletzt, wie sie jetzt beachtet, ja zuweilen sogar gezüchtet werden. Diese erlesene Sensibilität, diese vibrierenden Nerven, diese wechselnden Stimmungen, diese Reizsamkeit der Empfindungen haben die Frau — und der Mann — von heute als ihre Überlegenheit, ihre kulturelle Errungenschaft vor jeder anderen Generation voraus. Aber der neue Reichtum bringt auch zahllose neue Konflikte mit sich. Die Sinne gehen ihre eigenen Wege und werden da angezogen, wo die Seele fremd bleibt, oder abgestossen, obgleich das Herz von Zärtlichkeit erfüllt ist. Bevor nicht die Physiologie und Psychologie des Ekels verstanden ist, haben wir es in der Lösung der erotischen Probleme noch nicht weit gebracht. Jeden Tag — und jede Nacht — sind seine unzähligen bewussten und unbewussten Einflüsse tätig und verwandeln die Gefühle von Ehegatten und Liebenden. Und obgleich unsere Zeit sich dessen immer mehr bewusst wird, versteht sie es weder dem gefährlichen Einfluss der bedeutungsvollen Unbedeutendheiten des Zusammenlebens entgegenzuarbeiten, noch ihren günstigen Einfluss zu steigern.

Nur die erotisch genialsten Frauen haben jene Feinfühligkeit erreicht, die es ihnen unmöglich macht, in der Liebe irgend etwas ohne die Empfindung zu geben und zu empfangen, die eine von

Charlotte Brontës Frauen mit den Worten ausdrückt: you fit me into the finest fibre of my being.

Alle entwickelten modernen Frauen wollen nicht „en mâle mais en artiste“ geliebt werden. Nur ein Mann, von dem sie fühlt, dass er auch die Freude des Künstlers an ihr hat und der ihr diese Freude durch zaghafte feine Berührungen ihrer Seele wie ihres Körpers zeigt, kann die Liebe der Frau von heute bewahren. Sie will nur einem Manne angehören, der sich immer nach ihr sehnt, selbst wenn er sie in seine Arme schliesst. Und wenn eine solche Frau ausbricht: „Du begehrst mich, aber du kannst nicht liebkosen, nicht lauschen“ . . . dann ist der Mann gerichtet.

Die Frauenliebe der Gegenwart unterscheidet sich von der älterer Zeiten unter anderem durch die Unermesslichkeit ihrer Ansprüche an ihre eigene Fülle und Vollkommenheit und an eine entsprechende Fülle und Vollkommenheit im Gefühl des Mannes.

Aber unsere Seele ist zwar häufig tiefer, zuweilen aber auch seichter als unser bewusstes Sein und Wollen. Darum kann es geschehen, dass die neue Liebe in ihrer ganzen Stärke in einer ihrer eigenen Liebesgrösse unbewussten Frau lebt, während hingegen einer anderen, die diese Liebe mit ihrem ganzen Willen wünscht, vielleicht die Tiefe des Gefühls, die Wahlsicherheit des Instinkts fehlt.

Die Frauen von heute lernen alles und dringen zu vielem vor, auch zu den feinsten Gedanken über die Liebe. Aber ob die in die ars amandi so eingeweihten Frauen der Gegenwart wohl auch ge-

lernt haben, mit ganzer Seele, mit all ihren Kräften und ihrem ganzen Sinn zu — lieben? Ihre Mütter und Grossmütter hatten — auf einer viel niedrigeren Stufe des bewussten erotischen Idealismus — nur ein Ziel vor Augen: ihren Mann glücklich zu machen. Das bedeutete damals, dass die Gattin alles ertragen und nichts fordern sollte; unermüdlich dem Lebensziele des Mannes dienen, auch wenn sie es nicht verstand, und dankbar die Brosamen seiner Persönlichkeit aufnehmen sollte, die ihr von der Tafel zufielen, an die seine Freunde zum Fest geladen waren. Aber welche rege Zärtlichkeit, welche würdige Anmut, welche schöne Freude wussten nicht die feinsten dieser geistig unbeachteten Frauen zu entfalten!

Der neue Mann träumt von dem neuen Weibe so wie sie von dem neuen Manne. Aber wenn sie einander wirklich finden, ist die Folge oft die, dass zwei entwickelte Gehirne zusammen die Liebe analysieren oder zwei abgebrauchte Nervensysteme mit einander einen zerfasernden Kampf um die Liebe auskämpfen. Das Ganze endet gewöhnlich so, dass jedes von ihnen bei irgend einer zurückgebliebenen Verkörperung des alten Adam und der ewigen Eva Ruhe sucht. Aber mit schlechtem Gewissen. Denn sie glauben sich noch immer für das neue Erlebnis bestimmt, obgleich ihre Liebesmöglichkeit klein war und nur ihre Liebesgedanken gross.

Erst wenn der Mairegen der neuen Gedanken reich genug geströmt ist, um durch die Wurzel als Saft in den Lebensbaum zu steigen, wird ein grösseres Glück aus der neuen Liebe erwachsen,

die keine Schuld daran trägt, dass die Menschen sie grösser geträumt haben, als sie bis auf weiteres selbst sind.

Der Individualismus hat die Liebe vertieft und zugleich erschwert. Er hat ein gesteigertes Bewusstsein unserer eigenen Wesensart, unserer eigenen Stimmungen erweckt; er hat neue Seelenzustände geschaffen und — wie oben bemerkt wurde — unzählige ehedem schlummernde Lust- und Unlustgefühle in Schwingung gebracht. Aber die persönlich reizbare Empfindlichkeit hat sich noch nicht zu einer entsprechenden Feinfühligkeit für das ebenso empfindlich gewordene Seelenleben der anderen entwickelt. Die Fähigkeit, zu geben und zu opfern ist nicht ebenso rasch gewachsen wie die, zu nehmen und zu fordern. Von dem doppelten Herzschlag der Liebe — sein Selbst zu finden und sich selbst in einem anderen zu vergessen — ist nun der erstere dem letzteren bedenklich voraus. Erst wenn die in Selbstentdeckungen versunkenen Frauen ihren persönlich errungenen Lebensinhalt, ihre individuelle Mannigfaltigkeit, ihr eigenartiges Seelenleben mit der sonnigen, gesunden Ruhe, der opferfreudigen Hingebung älterer Zeiten vereinigen werden, werden sie durch ihre neue Entwicklung mächtiger sein als die Frauen dieser Zeiten. Es ist ein Zeichen der Gesundheit, dass Männer und Frauen ihre Erfahrungen und Gedanken über diese Fragen mit einer Offenheit austauschen, wie nie zuvor; dass sie sich viel weniger verstellen, bevor sie verheiratet sind, so wie die Frauen auch aufgehört haben es zu tun, nachdem sie sich verheiratet

haben. Es gab eine heldenmütige Verstellung, für die Mrs. Carlyle das typische Beispiel geworden ist, aber an und für sich war sie doch ein Diebstahl an der ethischen Entwicklung des Mannes. Immerhin wünscht man oft, dass die jungen Gattinnen der Neuzeit mehr von der altmodischen Gabe hätten, glückslächelnd den Wünschen des Geliebten entgegenzukommen, nicht nur an ihren eigenen festzuhalten! Die moderne Frau will nicht um des augenblicklichen Friedens willen irgend etwas scheinen. Und sie hat recht, wenn es sich um etwas Wesentliches im Denken und im Geschmack, im Fühlen und im Wollen handelt; sie hat doppelt recht, wenn sie sagt, dass all die Lüge und List, die das eheliche „Glück" von den Gattinnen früherer Zeiten verlangte, Mann und Frau erniedrigte; und dass, was man so gewann, kein wirklicher Gewinn war. Nichts ist gewisser, als dass die Seelen, die volle Offenheit trennen würde, niemals zusammengehörten; dass die vertrauensvolle Sicherheit das Zeichen der wirklichen Zusammengehörigkeit ist. Nichts ist weiser als der Wille der heutigen Frau, das Leben mit eigenen Augen zu sehen, nicht — wie die Frauen früherer Zeiten — nur mit denen des Mannes. Aber hat sie auch selbst das Vermögen bewahrt, alles mit dem Gedanken zu sehen, was wohl die Augen des Geliebten darin finden würden?

Die Antwort auf diese Gewissensfragen entscheidet darüber, ob die neue Frau wirklich die Entwicklung der Liebe in die Richtung leiten

wird, der ihr Wille zustrebt. Denn nur dadurch, dass sie selbst besser liebt, wird sie allmählich die Leidenschaft des Mannes vermenschlichen und sie von der blinden Gewalt des Blutes befreien, die das Spiel des Auerhahns und die Brunst des Hirsches zu tierisch schönen Schauspielen, die Liebe des Menschen hingegen tierisch macht. Die, welche glauben, dass die gesunde Stärke der Natur dadurch geschwächt werden wird, sprechen ebenso töricht, wie jemand, der beweisen wollte, dass der künstlerische Trieb im Balzen des Auerhahns gesünder und stärker sei als der, welcher Beethovens Symphonien geschaffen hat!

Aber es ist nicht genug damit, dass die Frau die Führung übernimmt und das Ziel festsetzt. Sie muss selbst für die Aufgabe entwickelt werden, und zwar nicht nur in der oben erwähnten Richtung. Ihre Seele ist noch kein sicherer Führer für ihre Sinne, und ihre Sinne nicht für ihre Seele. Umsoweniger kann sie dann eine sichere Führerin für die Seele oder die Sinne des Mannes sein, die sie ausserdem oft nicht versteht und darum ohne Zaudern verurteilt — für die Sünden verurteilt, zu denen sie nicht selten selbst verleitet hat!

Die neuen Frauen verlangen vom Manne Reinheit. Aber ob sie wohl ahnen, wie ihre Behandlung des schüchternen, unsicheren Jünglings einerseits und des erfahrenen, sicheren Erooberertypus andrerseits auf den ersteren wirkt, der vielleicht um seine erotische Reinheit kämpft, in der Hoffnung, dass der Lohn des Sieges das Glückslächeln

eines Weibes sein wird, der aber sieht, wie dieses Weib ihn selbst mit hochfahrendem Mitleid behandelt, während es hingegen bewundernd die Flecken des Leoparden betrachtet? Ob wohl alle jungen Frauen, die ihren Abscheu vor der Unreinheit der geschlechtlichen Gewohnheiten des Mannes aussprechen, selbst nur von sanfter edler Freude am Gefallen geleitet sind? Ob sie sich niemals die verächtlichste aller Falschspielereien erlauben: die der Liebe?

Solange „reine" Frauen ihre Lust an dem grausamen Spiele der Katzen haben; so lange sie mit den geschmeidigen „Stimmungsvarianten" der Serpentintänzerin der Verantwortung für ihren Flirt entgleiten; solange sie in den Stiergefechten der Eifersucht eine Huldigung geniessen, so lange schüren sie das Höllengebräu, um das dann die Männer mit der fledermausbeflügelten Schar der Nacht ihren Hexensabbath feiern.

Es gibt mehr Männer, die von „reinen", als von „unreinen" Frauen verführt sind.

Und dabei sind nicht einmal die im wahren Sinne des Wortes reinen Frauen ohne Schuld. Die Frau — für die die Liebe in so viel tieferer Weise als für den Mann das Leben gilt — empfindet in der Nähe der Liebe jene Schauer, die einen Sonnenaufgang begleiten, den man wachend erwartet hat. Ihre physisch-psychische Scheu nimmt abwechselnd die dem liebenden Manne unbegreiflichen Ausdrucksformen des stummen Entweichens, des jähen Stimmungswechsels, des leeren Mädchenkicherns, des düsteren Missverstehens[4]) an. Und all das Widerspruchsvolle —

nicht das Rätselvolle — beim Weibe entzündet die Unruhe im Blute des Mannes.

Von den sogenannten Frauenhassern kann die Frau am meisten über die Natur des Mannes lernen. Denn der Frauenhasser ist immer ein Mann, der in ausgesprochen männlicher Weise das Weib geliebt hat und in den Ausbrüchen seiner Enttäuschung die innersten Wünsche der Männer verrät. Unsere Zeit hat zwei solche grosse Verzögerer der Entwicklung der Liebe nach der Richtung, in die die moderne Frau sie leiten will.

Der eine ist Strindberg.

Während Männer, die in den achtziger Jahren zwischen zwanzig und dreissig waren, oft von der Bedeutung sprechen, die er damals für sie hatte, hört man niemals irgend eine Frau das gleiche sagen. Die Ursache dürfte darin liegen, dass Strindbergs jugendliche Frauenanbetung nicht seelenvoll genug war, die Frauen zu rühren; dass seine „Ehestands“-Erotik niedrig war und seine Strafgerichte in der Periode des „Frauenhasses“ ihre Gewissen unberührt liessen. Denn die Frauen wissen, dass der Dichter aus dem Begriffe „Das Weib“ selbst das Marterrad geschaffen hat, an das er durch eine reine Sehnsucht nach Liebesglück gebunden war, aber das von der Ohnmacht getrieben wurde, selbst — in tieferem Sinne — zu lieben, das heisst, sein Ich in einem anderen Wesen zu vergessen. Nicht mit dem Klarblick der Zärtlichkeit und des Verständnisses, sondern mit der Blindheit der Leidenschaft und des Misstrauens hat er die Frauennatur geschildert. Und darum hat er von diesem Mysterium weder Offenbarungen

empfangen noch gegeben. Die Frauen betrachten die von Strindbergs Frauenhass inspirierten Gestalten — und diese sind seine originellsten — wie Böcklins Meerfrauen: mit Bewunderung für die Stärke der Phantasie, die sie geschaffen, aber ohne Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihrem Wesen. Aber in dem Masse, in dem eine Frau das ist, was zu sein ihr Strindberg die Möglichkeit abgesprochen hat: eine Denkende, die ein gewaltiges Genie bewundern, und eine Fühlende, die von einem tragischen Schicksal gerührt werden kann, wird sie sich nicht abschrecken lassen, bei Strindberg das zu lernen, was er sie lehren kann, nämlich was die einseitige Männlichkeit von den Frauen verlangt. Und trotz des Strindbergschen Unverständnisses all des Tiefsten, was die heutige Frau von sich selbst, vom Manne, von der Liebe will, liegt doch etwas Berechtigtes in manchen seiner ausschliesslich und altmodisch männlichen Forderungen, das die moderne Frau nicht übersehen sollte.

Der zweite grosse „Frauenschmäher“ der Zeit ist Nietzsche. Und doch hat kein Mann grössere Worte von der Mutterschaft gesagt als er, der prophezeit, dass die Frau als Mutter die Welt erlösen wird. Kein Zeitgenosse hat stärker die Bedeutung der Schönheit und Gesundheit der Ehe für die Steigerung des Menschengeschlechts betont. Kein Dichter hat reichere Worte über das Wesen der grossen Liebe gesagt. Aber keiner hat den neuen Willen des Weibes zu eben dieser Liebe weniger verstanden. Kein Seelenforscher der neueren Zeit hat tiefere Entdeckungen

in der Menschennatur gemacht, aber für keinen hat „Mensch“ einseitiger „Mann“ bedeutet. Diesen meint Nietzsche immer, wenn er den Menschen eine Einheit aus mehreren Seelen, ein Geheimnis für sich selbst nennt; wenn er von der Spannung der ungeahnten Offenbarungen spricht, die wir erwarten können, wir, die wir täglich erfahren, dass jeder sich selber „der Fernste“ ist. Das Weib ist für ihn das Fertige, Einfache. Das Naturgebundene, das Allgemeinweibliche in ihr ist das Wertvolle; das Zusammengesetzte, das Sondergeprägte hingegen das Naturwidrige. Nicht in den harten Worten, die Nietzsche über gewisse Frauen sagt, liegt seine Ungerechtigkeit, sondern darin, dass er die Natur des Weibes als eine flache Ebene sieht, während er die des Mannes in Höhen und Täler, in Tiefen und Untiefen scheidet. Und doch ist der Unterschied zwischen einer „grande amoureuse“ und dem Nachtfalter, zwischen dem Muttermenschen und dem Mutterweibchen grösser als zwischen einer männlichen Herren- und einer Sklavenseele! Seine Einteilung der Frauen in Katzen, Kühe und Affen gibt den Möglichkeiten der Frau einen ebenso engen Rahmen, wie eine Einteilung der Männer in Füchse, Büffel und Pfauen deren Geschlechte geben würde. Da fehlten nicht nur Nietzsches eigene Tiere, der Adler und die Schlange, sondern auch andere Arten, vor allem — der Löwe und der Esel! In der Unempfindlichkeit für den weiblichen Persönlichkeitswert auf dem Gebiete der Erotik kann Nietzsche mit Luther verglichen werden, wenn auch dieser mit der Grobheit des Bauern spricht,

Nietzsche hingegen mit der beflügelten Anmut des Dichters.

Aber selbst die Frauen — oder besonders die Frauen — verstehen schon, dass die harten Schläge von jenen Flügeln der Sehnsucht gegeben wurden, die sich stets aufschwang und stets zurückgestossen wurde, die Sehnsucht nach der Frau, die er hätte lieben können.

Und wenn die Frauen dies begreifen, können sie auch verzeihen, dass er nicht den ersten Pfeiler der Brücke sah, die zum Übermenschen führt: die stolze starke Überzeugung des befreiten modernen Weibes, dass der Reichtum ihres Menschenwesens, dass ihr ganzer Persönlichkeitswert — und nicht nur die Macht der Hingebung ihres Frauenwesens — die Voraussetzung für die Vervollkommnung der Liebe und der Mütterlichkeit bildet. Und nachdem sie verziehen haben, dürfen sie sich nicht abhalten lassen, bei Nietzsche tiefe Wahrheiten über das ewig Bleibende in der Natur des Weibes als Geschlechtswesens, sowie über seine und des Mannes vom Geschlechtsgefühl bestimmte Sehnsucht nach einander zu erfahren.

Nach der Begegnung mit Nietzsche dürfte es der Frau von heute so ergehen wie Psyche nach der Begegnung mit Pan, als dieser sie ermahnt hatte, sich der Sorge des Suchens zu entschlagen und sich mit leichter errungenen Freuden zu trösten, sie wird erneute Stärke fühlen, das grosse Ziel ihrer Sehnsucht zu erreichen.

Wie Psyche hat die moderne Frau die Unmittelbarkeit und das einfache Glück verloren, weil sie es versucht hat, das Wesen der Liebe zu er-

gründen. Auch sie wird erst nach langen Leiden in einem höheren Zustand beglückt werden und beglücken.

Das grosse Leid der Frau von heute war die Entdeckung der Verschiedenheit ihrer eigenen erotischen Natur von der des Mannes. Oder richtiger gesagt: Sie hat es geleugnet und leugnet noch immer, diese Entdeckung gemacht zu haben, und meint, dass nur die Gesellschaftssitten — mit ihrer heilsamen Strenge gegen sie und ihrer masslosen Schlaffheit gegen ihn — den Unterschied verursacht haben, der nun besteht und den sie aufheben will. Aber während die eine Gruppe dies dadurch erreichen will, dass sie vom Manne weibliche Reinheit fordert, will es die andere, indem sie für die Frau männliche Freiheit verkündet.

Die Literatur wimmelt jetzt von „Reinheitsschriften“, männlichen wie weiblichen, schönliterarischen und nichtschönliterarischen.[5]) Bald ist es eine Frau, die mit dem Manne, den sie liebt, bricht, als er ihr seine Vergangenheit beichtet; bald eine Frau, die ihren Geliebten zwingt, eine andere zu heiraten, weil diese ihm ein Kind geboren hat — und so weiter in infinitum. Endlich eine, die sich das Leben nimmt, aus Kummer über die Vergangenheit des Mannes, die, wie sie glaubt, ihre Zukunft zerstören wird. Die Literatur ist der Trommelwirbel, der das Nahen der Truppe verkündigt: das Heer von starken Frauen, die die Männer zur Reinheit erziehen wollen, indem sie ihnen ihre Liebe versagen.

Aber ob wirklich in dem Kampfe gegen den erotischen Dualismus des Mannes die Amazonen am meisten bedeuten werden? Ob nicht auch in diesem Falle die Weisheit in der Hoffnung liegt, das Schlechte durch das Gute zu überwinden, nicht das Schlechte durch das Schlimmere, indem man einen von der Liebe zur Einheitssehnsucht erweckten Mann wieder zu der Zersplitterung zurückkehren lässt?

Ob nicht die Frau mehr für die Regenerierung der Sitten bedeuten würde, wenn sie bei dem Manne, den sie liebt, bliebe, um ihn durch ihr ganzes Wesen erfahren zu lassen, was ein Weib durch den Mann leidet und wodurch sie beglückt wird? Immer mehr zärtlich keusche, fein fühlende und mild weise Gattinnen, das dürfte das Seligkeitsmittel für die von der Zersplitterung gequälten Männer sein. Schon eine solche Mutter oder Schwester oder Freundin bringt einem Manne Stärke. Aber siegesgewiss kann nur die Geliebte bleibende Gattin sein.

Freilich vermag sie es nicht, die Vergangenheit des Mannes auszulöschen. Aber sie kann zusammen mit ihm einem neuen, stärkeren Geschlechte das Leben schenken. Der Mann, der weiss, was seine Geliebte durch seine Vergangenheit gelitten hat; der sah, wie die Flügel ihres Lebensmuts etwas von ihrer Schwungkraft einbüssten, ihr Vertrauen etwas von seinem Lächeln, ihre Freude etwas von ihrer Leichtigkeit — der wird dann seine Söhne lehren: dass ein Mann durch das Glück der Liebe wohl aufs neue stark und gesund werden kann, aber ein so schönes und sicheres Glück, wie die Selbstbeherrschung es bereiten kann, wird ihm

nicht zuteil; so königin-stolz, wie sein Sieg die Geliebte hätte machen können, erblickt er sie niemals.

Aber soll die Frau dem Reinheitsstreben des Mannes nützen, dann muss sie ihrerseits eine andere Auffassung darüber erlangen, was eine Erniedrigung des Wesens des Mannes war, und was nicht. Eine Frau, die sich beispielsweise mit einem Witwer verheiratet, hat Leiden durchzumachen, die in dem Masse tief werden, als ihre Liebe persönlich ist. Sie möchte nicht nur die letzte, sondern auch die erste Liebe des Mannes gewesen sein; sie leidet unter allen Erinnerungen, die ihnen nicht gemeinsam sind. Sie wäre gerne als Mutter an seiner Wiege gesessen und hätte sein erstes Lächeln aufgefangen; sie sehnt sich danach, mit ihm als Schwester gespielt, als Kameradin seine Mühen und Freuden geteilt zu haben. Sie beneidet alle, die ihn in den Lebensabschnitten und Seelenzuständen sehen durften, in denen sie selbst ihn nicht gesehen hat. Vor allem natürlich die Frau, die ihn zuerst durch die Liebe beglückt sah, die sie ihm gab!

Aber alle diese Leiden bringen sie nicht dazu, den Geliebten als sittlich gesunken anzusehen, weil er vor ihr der Mann eines anderen Weibes gewesen ist. Und dasselbe muss von vorhergehenden Liebesverhältnissen gelten. Der Mann kann in einer früheren Ehe wie in einer freien Verbindung seine Möglichkeiten, eine persönliche Liebe zu geben, entwickelt, oder er kann sie in beiden Fällen verloren haben. Haftet diesen früheren Verhältnissen keinerlei Niedrigkeit an, hat er sich nicht zu freiwilliger Zweiteilung herabgewürdigt — und

das ist käufliche Liebe immer — oder zu verächtlichem Doppelspiel; hat er eine Frau nicht als Mittel behandelt, sondern Persönlichkeit empfangen und sich selbst als Persönlichkeit gegeben — dann tritt er nicht „unrein“ in seine Ehe, auch wenn er nicht ein Beispiel der Enthaltsamkeit ist.

„Die Männer,“ sagt Drachmann, „bleiben ewig jung, die das Weib nicht als Beute oder als Spielzeug betrachten, sondern unter Jubel und Tränen rein und schön alles geben, alles empfangen und sich an alles erinnern.“ Aber die Männer, die diese Jugend bewahren, bewahren auch ihre Reinheit, selbst wenn sie nicht jene Exklusivität in der Liebe zeigen, die die erotisch entwickelte Frau auszeichnet.

Nun verhält es sich leider oft so, dass Männer schwer befleckt von früheren Verhältnissen in die Ehe treten, und diese Erfahrung gibt der Reinheitsforderung ihre Allgemeingültigkeit. Die Männer bringen Sitten und Gesichtspunkte mit, die das Glück der Liebe zuweilen für immer vernichten — falls nicht die Unzucht in der Ehe fortgesetzt wird, in der es mehr „gefallene“ und verführte Frauen geben dürfte als ausserhalb derselben.

In jedem neuen Entwicklungsstadium der Liebe haben die Frauen, wahrscheinlich früher und sicherlich bewusster als der Mann, die Einheitsforderung mit dem Liebesbegriff verbunden. Die gezwungene Treue in der monogamischen Ehe, die freiwillige in der Liebe rief in der Frau zuerst die Beherrschung des Verlangens hervor, und dann durch die Beherrschung die Schwächung des Verlangens. So wurde allmählich bei vielen Frauen die erotische Einheit ein

organischer Zustand, oder wie man bezeichnend zu sagen pflegt: eine physische Notwendigkeit. Nicht bei allen, nicht einmal bei den meisten, aber doch oft genug, dass man die Einheit der Seele und der Sinne in der Liebe — sowie die lebenslängliche Treue in einer einzigen Liebe — die Naturbestimmung unzähliger Frauen nennen kann, während beides bei den Männern noch so ungewöhnliche Ausnahmen sind, dass sie oft unnatürlich genannt werden! Aber wer daraus schliesst, dass, wenn man nur vom Manne dasselbe verlangt, auch die Folge dieselbe sein wird, der schliesst aus zwei verschiedenen Ursachen auf dieselbe Wirkung. Denn verschiedene Ursachen sind und bleiben die erotischen Voraussetzungen des Mannes und des Weibes. Die Reinheit, die der Mann erreichen kann, muss darum immer in gewissem Masse anders sein, als die der Frau, aber darum nicht geringer. Er bleibt sicherlich polygamer als sie, aber das bedeutet nicht, dass er fortfahren wird, sich bei der Befriedigung seiner erotischen Bedürfnisse zu zersplittern. Die Liebe besitzt, ja beherrscht und bestimmt das ganze Wesen der Frau in ganz anderer Weise als das des Mannes. Er wird, in rasch vorübergehenden Stunden, stärker von dem erotischen Gefühl ergriffen, aber befreit sich auch rascher und vollständiger. In dem Masse, in dem die Frau weiblich ist, ist sie hingegen ganz und gar von der Liebe bestimmt. Dies gibt ihrer Sinnlichkeit eine Fülle, ein Gleichgewicht und eine Einheitlichheit, die dem Manne fehlt. Wenn er heiss ist, hält er die Frau oft für kühl; wenn er sie warm sieht, meint er, dass sie es in gleicher Weise ist wie er. Solche

Frauen gibt es wohl auch, die wie der Mann zwischen hastigem Aufflammen und plötzlicher Kälte schwanken, und diese Frauen sind noch die erotisch Aufreizendsten. Bei den meisten Frauen hingegen ist aus den obenerwähnten Gründen die Liebe eine gleichmässige Wärme, eine nie erlöschende Innigkeit. Aber dies lässt die Frau unter dem Manne leiden, der zwischen seinen Stunden der Leidenschaft um soviel ruhiger ist als sie, so wenig ihrer unablässigen Zärtlichkeit fähig. Darum findet sie selten, dass sie seine Gedanken und Gefühle so ganz ausfüllt, wie er die ihren.

Eine Frau hat treffend gesagt: dass gerade die grössere Sinnlichkeit der Frau sie weniger sinnlich macht als den Mann; auf Grund der Mutterschaft — und allem, was damit zusammenhängt — ist sie sozusagen von Kopf bis zu Fuss das ganze Jahr hindurch sinnlich, der Mann hingegen nur akut und lokal.[6]) Lässt man den Gedanken von der Erotik zur Mütterlichkeit schweifen, so sieht man sogleich ein, wie wahr dies ist: das Muttergefühl ist das durch und durch sinnlichste und infolgedessen das durch und durch seelenvollste der Gefühle: dieselbe Hingerissenheit der Sinne, in der die Mutter ausruft, sie möchte ihr Kind „aufessen", äussert sich auch in der Liebe, die für das Kind sterben kann! Aber die oben erwähnte Schriftstellerin meint ausserdem: dass die erotischen Gefühle auch beim Manne umgesetzt und in mannigfaltigerer Weise ausgelöst werden können als in dieser einzigen, die noch für die meisten von ihnen der ganze Inhalt der „Liebe" ist, eine Annahme, die sich auf moderne wissenschaft-

liche Untersuchungen über diesen Gegenstand gründet.

Wenn dieselben sich bestätigen, wird es nicht nur im dichterischen, sondern auch im psychophysischen Sinne wahr sein, was Rousseau seiner ungläubigen Mitwelt offenbart hat: dass ein Blick einen Liebenden ganz und gar mit Wollust erfüllen kann; dass die grossen Seelenbewegungen die Hauptbedingung für das Glück der Liebe sind; dass die leiseste Berührung der Hand der Geliebten grössere Seligkeit schenkt, als der Besitz der schönsten Frauen ohne Liebe — Gefühle, die alle grossen Liebenden aller Zeiten bestätigt haben und für die selbst die entgegengesetztesten Naturen — von einem Comte zu einem Berlioz — dasselbe Zeugnis ablegen. Die Erotik des Bauern, die nichts von Liebkosungen weiss, steht an Glück der des gebildeten Menschen nach, welcher in der Liebe die verfeinerten Freuden aller Sinne findet. Und das Glücksgefühl dieses Menschen steht wiederum tief unter dem derjenigen, die auch in der Begegnung zweier Gedanken oder Stimmungen die Seligkeit der Liebe erleben.

Die Überzeugung, dass die Sinnlichkeit nur beherrscht werden kann, indem sie beseelt wird, leitet die Frauen, die nun hoffen, die Männer zu bekehren, nicht zur Pflicht der Monogamie, sondern zur Freude der Einheit.

Bevor der Wille der Frau so zielbewusst werden konnte, mussten ihre langen Freiheitsbestrebungen vorhergegangen sein. Die Ehe durfte nicht mehr der Broterwerb der Oberklasse sein, wie die Prostitution noch der der hungernden

unteren Klassen ist. Die Liebe musste wenigstens in dem Sinne frei geworden sein, dass eine Frau nicht vor die Wahl gestellt war: Armenunterstützung seitens der Verwandten oder Zwangsverkauf an den Mann; ihre Persönlichkeit musste zu Ansehen gekommen sein, nicht nur in bezug auf den weiblichen Wert und die allgemeinmenschliche Würde, sondern auch in ihrer Individualität. Erst als sie — selbst arbeitend und wirkend — in ihrem Lebensunterhalt wie in ihrem Lebensinhalt nicht mehr ausschliesslich von der Werbung des Mannes abhing, wurde die Seligkeit der Frau nicht, „dass der Mann will“ (Nietzsche), sondern dass sie selbst wollen kann! Die Sprache spiegelt schon die Veränderung der Sitte wieder. Selten hört man jetzt von einer Frau sagen: Warum hat sie nicht geheiratet? aber um so häufiger wird gefragt: was mag wohl ihr Liebesschicksal gewesen sein, da sie nicht geheiratet hat?

Die Entwicklunglinie geht auch hier im Zickzack. Die Frauen handeln zuweilen, als hätte die ganze Emanzipation zu nichts geführt. Aber trotz des vielen Widerspruchsvollen ist für den, der hoch genug steht, um Übersicht zu haben, die Evolution der Liebe — vor allem durch die Liebesforderung des neuen Weibes — die sicherste der Wirklichkeiten.

Man kann diese Evolution im Leben wie in der Literatur verfolgen, wo sie nun alle möglichen Ausdrucksformen annimmt, von Erlebnissen, die zu echten Dichtungen umgeschaffen wurden, bis zu Erzeugnissen, die zu dem Gedanken verleiten, dass diese Menschen nur liebten, um etwas zu haben,

woraus sie ein Buch machen könnten! Die jetzige Frauendichtung erinnert an ein Relief aus einem Opferaltar auf dem Forum Romanum, ein Relief, wo der Ochse, das Schaf und das Schwein in einer Reihe dem Messer zuwandern! Hekatomben dieser Tiere werden heute — in der Gestalt von Ehemännern oder Liebhabern — von dem neuen Weibe Eros geopfert! Es dürfte nicht mehr lange dauern, so werden die Treuegelöbnisse in Verschwiegenheitsgelöbnisse abgeändert werden, und die Ehepakten einen Punkt enthalten, der es verbietet, dass die Liebesbriefe nach dem Bruche als Literatur fructificiert werden!

Gewiss bleibt es ewig wahr, dass niemals ein lebendiges Buch über die Liebe mit einem anderen Safte als mit Blut geschrieben wurde. Aber zu diesen Büchern gehören jene Prozessakten nicht, in denen man Partei, Zeuge, Richter und Henker in einer Person findet.

Doch stark oder schwach, schüchtern oder frech, edel oder unedel — immer sind die Bücher des neuen Weibes lehrreich für den, der die Richtung der Evolution der Liebe verfolgen will.

Die grosse Gefahr für diese liegt darin, dass die Frauen noch immer nicht genug mit der Sinnlichkeit rechnen, die Männer noch immer nicht genug mit der Seele. Und besonders ist es die Frau, die jetzt ihre eigene erotische Natur — mit ihrer warmen Durchdrungenheit und versuchungsfreien Einheitlichkeit — zum ethischen und erotischen Masstab für die des Mannes — mit ihrer

heissen Plötzlichkeit und gefahrvollen Halbheit — machen will.

Es ist ohne Zweifel eine weibliche Übertreibung, dass eine „reine“ Frau die Macht der Forderungen ihres Geschlechtes nur dann fühlt, wenn sie liebt. Aber der ungeheure Unterschied zwischen ihr und dem Manne liegt darin, dass sie diesen Forderungen nicht willfahren kann, ohne zu lieben. Es ist allerdings wahr, dass eine Frau neben ihrer Liebe eine Lebensaufgabe haben kann. Aber der tiefgehende Unterschied zwischen ihr und dem Manne besteht vorderhand darin, dass er häufiger als Schaffender denn als Liebender sein Bestes gibt, während es bei ihr fast immer umgekehrt ist. Und während der Mann so von sich selbst und von anderen nach seinen Werken gewertet wird, wertet die Frau sich im innersten nach ihrer Liebe — und will danach gewertet sein. Erst wenn diese voll geschätzt und beglückend ist, fühlt sie sich selbst als einen grossen Wert. Es ist freilich wahr, dass das Weib vom Manne auch sinnlich beglückt werden will. Aber während diese Sehnsucht nicht selten bei ihr erst erwacht, lange nachdem sie einen Mann schon so liebt, dass sie ihr Leben für ihn opfern wollte, erwacht beim Manne oft das Verlangen, eine Frau zu besitzen, bevor er sie auch nur so liebt, dass er seinen kleinen Finger für sie hingeben würde. Dass die Liebe bei der Frau meistens von der Seele zu den Sinnen geht und manchmal gar nicht so weit kommt; dass sie beim Manne meistens von den Sinnen zur Seele geht und manchmal gar nicht ans Ziel gelangt — das ist von den jetzigen

Verschiedenheiten zwischen Mann und Frau die für beide qualvollste. Es ist ganz sicher, dass der Mann sowohl wie das Weib durch ihre grosse Liebe demütig werden; und die Erfahrung, Gegenliebe gefunden zu haben, macht selbst den Freidenker zum Wundergläubigen. Aber der Mann verbirgt oft seine Demut unter einer Sicherheit, die die Frau beleidigt; sie hingegen die ihre unter einer Unsicherheit, die den Mann verletzt. Und aus dieser Verschiedenheit der Instinkte entsteht eine neue Art von Verwicklungen, seit auch der Mann angefangen hat, von der Frau ein wortloses Verstehen zu wünschen; seit er nur dann von ihrer Liebe überzeugt ist, wenn sie die seine erraten und gerade seine Verschwiegenheit geliebt hat. Aber dem bewussten und verfeinerten Willen des modernen Mannes stehen seine ererbten Erobererinstinkte entgegen. Und keine Frau kann aller früheren wie aller neueren Leiden der Liebe gewisser sein, als die, welche — wie Helene in Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ — wirklich nach den Worten des geliebten Mannes handelt: dass er nur die Liebe eines Weibes besitzen möchte, das selbst den Mut hätte, ihm dieselbe zu erklären. Denn im Weibe lebt andrerseits das uralte Verlangen, erobert zu werden, fort. Und darum geraten auch ihre stärksten Gefühle in Konflikt mit ihrem neuen Mut zur Handlung.

Aus all diesen Gründen ist es für einen modernen Menschen schwer, sich geliebt zu glauben oder sich geliebt zu wissen.

Und dies wird der Liebe ihre Spannung bewahren, auch nachdem die tierischen Gewohnheiten

— Verfolgung auf der einen, Entfliehen auf der anderen Seite — allmählich aufgehört haben werden. Der Kampf und der Siegesrausch wird immer ein Teil der Lebensreize und Lustgefühle der Liebe bilden. Aber sie werden auf eine höhere Stufe versetzt. Das Anstürmen des Mannes, um eine Frau zu gewinnen, die ihn sonst gar nicht bemerkt haben würde; das Ausweichen der Frau, um den Mann anzureizen oder um doch in gewissem Masse die Selbstbestimmung ihres Gefühls zu wahren, wird von dem Willen beider umgewandelt werden, zu warten, bis auch der andere gewählt hat. Die erotische Spannung wird dann von dem Streben nach den verfeinertsten Ausdrücken der Sympathie ausgelöst werden, nach den überzeugendsten Äusserungen des Verständnisses, nach vibrierendster Sensibilität für den Seelenzustand des anderen, nach dem vollsten Vertrauen. Der Sieg wird ein immer tieferes Eindringen in die Eigenart des anderen bedeuten, eine immer reichere Fülle und Freudigkeit in der Mitteilung der eigenen; einen unablässig wachsenden Glauben an das Rätselvolle, sowie Dankbarkeit für das Offenbarte. Der Reiz wird sich täglich angesichts von Stimmungen mit Übergängen erneuen, die so unmerklich sind, wie die des Abendhimmels vom rotesten Gold zur reinsten Weisse; angesichts von Grenzlinien zwischen Sympathie und Antipathie, die in der einen Stunde fein wie ein Faden, in der anderen so breit wie ein Strom sein können. Er wird sich erneuen durch unzählige prüfende, vereinende und abweisende Seelenbewegungen, rasch und unwiderruflich entscheidend wie der Fall eines Sternes im Raume.

Und diese Spannung des Zusammenlebens wird nicht wie jetzt durch den männlich feisten Stolz oder die weiblich satte Mattigkeit des Besitzrechts erschlafft werden. Weil alles Glücksgefühl mit der Kraftanspannung, ein Ziel zu erreichen, und mit dem Gleichgewicht nach der Erreichung zusammenhängt, ist es bisher das Unheil der Liebe gewesen, dass die Werbung die ganze Spannung, die Ehe das erreichte Gleichgewicht dargestellt hat. Nur die Gewissheit — durch das Leben oder den Tod — das geliebte Wesen zu verlieren, hat in der Regel eine neue Seelenspannung hervorgerufen. Dies hat, aus den früher erwähnten Ursachen, besonders vom Mann gegolten. Die Frauen haben oft lange unter den prallen, sicheren, behaglichen ehelichen Gewohnheiten gelitten, bevor sie auf jene Ruhe der Fülle, jenes bewegte Gleichgewicht verzichtet haben, das ihr Glückstraum war.

Aber nun wollen die Frauen nicht mehr resignieren. Im Leben wie in der Literatur erheben sie sich gegen die Ehe, „die man ertragen lernt“. Tausende fragen sich mit Ellen von der Weiden, ob die Liebe ihres Mannes das höchste Glück mitteilt, das ihr Wesen empfinden kann? Und wenn sie gezwungen sind, nein zu antworten, dann sehen sie sich um das Leben betrogen. Aber weniger und weniger wollen sich die Frauen um das Leben betrügen lassen. Mehr und mehr wird ihre Forderung einer neuen Liebe eins mit der Forderung einer neuen Ehe, deren höchster Wert nicht wie jetzt in „Sicherheit und Ruhe“ bestehen wird.[7])

Die Frau weiss — und der Mann noch mehr

— dass in den Stunden der Windstille, wo aller Lebensanreiz fehlt, die Versuchung auftaucht, ihn in neuen Verhältnissen zu suchen. Doch sie fangen auch an, einzusehen, dass, wenn ein und dasselbe Gefühl eine unablässige Spannung zu bieten vermag, — durch den Willen, einen immer höheren Zustand dieses Gefühls zu erreichen — eine solche Versuchung mit Notwendigkeit immer ungefährlicher wird, ganz einfach, weil die Menschenseele nur mit grosser Schwierigkeit die geistigen Reichtümer, die sie auf eine Stelle konzentriert hat, umpflanzen kann. Die Liebe ist in ihrer unpersönlichen Form ein bewegliches und leicht vergeudetes Kapital. In ihrer persönlichen hingegen ist sie fester Besitz, der immer wertvoller wird, je mehr man hineinlegt und der sich seiner eigensten Natur nach nur schwer vergeuden lässt.

So oft eine Frau einen Mann durch lebenslängliche Bezauberung gefesselt hat, lag das Geheimnis darin, dass er niemals mit ihr fertig wurde; dass sie „nicht eine, sondern tausende“ war (Gunnar Heiberg); nicht eine mehr oder weniger schöne Variation des ewigen Themas Frau, sondern eine Musik, in der er den Reichtum des Unerschöpflichen, die Lockung des Unergründlichen gefunden, während sie ihm zugleich ein unvergleichliches Glück der Sinne schenkte. Je mehr die moderne Frau den Mut zu einer sinnlich wie seelisch reichen Liebe fasst, je zusammengesetzter und in sich geschlossener ihre Persönlichkeit wird, desto mehr wird sie die Macht erlangen, die jetzt nur das glückliche Vorrecht der Ausnahmenaturen ist.

Man sagt der Frau, dass ihr neuer Liebeswille nicht nur die Natur des Mannes, sondern auch die Wohlfahrt der neuen Generation gegen sich hat. Sie antwortet: dass die grosse Liebe wohl kindlichen Unverstand auf allen Gebieten weltlicher Klugheit zeigen kann, aber dass sie auf ihrem eigenen Gebiete — mit all seinen Rätseln und Aufgaben — göttliche Weisheit, Ahnungsgabe, Wunderkraft ist; dass nur eines nottut, damit die Liebe die Menschheit regeneriere: dass sie eine immer grössere Lebensmacht werde und der Mensch immer mehr von seiner Seelenmacht für sie einsetze.

Schon jetzt gibt es Menschen, die mit der grossen Liebe lieben. Sie zeigen eine unersättliche Eroberungslust gegenüber allen Reichtümern des Lebens, um die Mittel zu haben, gegen einander von königlicher Verschwendung zu sein. Keines betrügt den anderen auch nur um einen Tautropfen. Die Glut, die sie sich geben, die Freiheit, die sie sich schenken, macht den Raum um sie warm und weit. Die Liebe gibt ihnen stets neue Inspirationen, neue Kräfte und neue Aufgaben für ihre Kräfte, mögen diese sich nun nach innen auf das Familienleben oder nach aussen auf die Gesellschaft richten. Und so wird das Glück, das für sie selbst die Quelle des Lebens ist, auch ein Zufluss, durch den das Glück des Ganzen steigt. Die Macht einer grossen Liebe, den Wert eines Menschen für die Menschheit zu steigern, ist nur mit der religiösen Glaubensglut oder mit der Schaffensfreude des

Genies zu vergleichen, übertrifft aber beide an allseitiger Lebenssteigerung. Der Schmerz kann einen Menschen zuweilen mitleidsvoller für anderer Leiden machen, mehr allgemein tätig, als das sich nach innen sammelnde Glück. Aber nie führte der Schmerz die Seele zu den Höhen und Tiefen, zu den Eingebungen und Offenbarungen des Alllebens, zu der kniefälligen Dankbarkeit vor dem Lebensmysterium, zu der die Frömmigkeit der grossen Liebe ihn leitet!

In gleicher Weise wie der Glaube heiligt diese Frömmigkeit alles. Sie gibt der Sorge für uns selbst eine gewisse Bedeutung, denn

... if I am dear to some one else
Then must I be to myself more dear.

Sie schliesst die unbedeutendsten Dinge des Lebens zu einem bedeutungsvollen Ganzen zusammen. Der so Geliebte und Liebende trägt auch dasselbe Gepräge wie der christliche Mystiker, der immer klarer und doch immer geheimnisreicher wird; immer voller von Leben und doch immer stiller; immer mehr nach innen gekehrt und doch immer ausstrahlender.

Es gibt Menschen, welche meinen, dass dieser Zustand überspannt, unnatürlich sei.

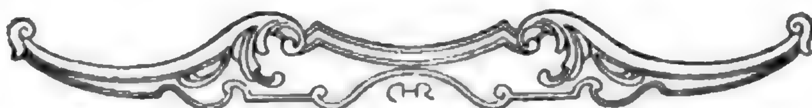
Aber die Wahrheit ist — für jeden, der sie geschaut hat — dass „le vrai amour est simple comme un basrelief antique“. Ein solches Relief, das vor allen anderen dem Bilde entspricht, befindet sich im Museum von Neapel. Es zeigt einen Mann und ein Weib, die still zu beiden Seiten eines Baumes stehen. Ein Künstler der Antike hat hier wohl schon all das Bedeutungsvolle geahnt,

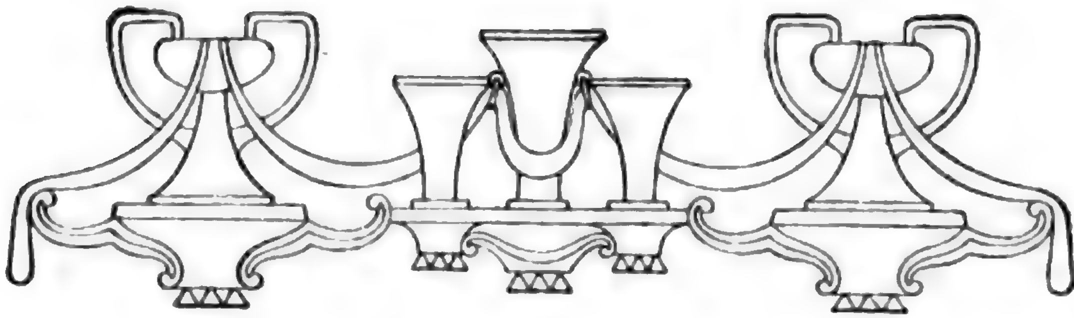
was ein Sohn unserer Zeit verkündet hat, als er unter den Baum des Lebens einen Jüngling und eine Jungfrau mit einem geteilten Apfel in der Hand stellte: they divided the apple of life and ate it together . . .

Zwei so Teilenden wird der Alltag funkelnd voll von kleinen Freuden wie ein Mittsommerfeld von Kornblumen; der Feiertag weiss von grossen Wonnen wie ein Pfingstgarten von Obstblüten. Zwei so Lebende können so spielen, dass hinter dem Spiel immer die Stille der Zärtlichkeit steht; so lächeln, dass unter dem Lächeln immer ein leicht bewegter Ernst liegt. Wenn der Tod sie nicht unterbricht, bauen sie ihr Zusammenleben so auf, wie die gotischen Kathedralen gebaut wurden: Strebepfeiler an Strebepfeiler, Bogen über Bogen, Ornament in Ornament, bis schliesslich das Gold der höchsten Spitze den letzten Strahl des Sonnenuntergangs auffängt.

So gibt die grosse Liebe schon jetzt zwei Menschen, was erst die ganze Entwicklung der Menschheit in ihrer Gesamtheit geben kann: die Einheit zwischen Sinnen und Seele, Lust und Pflicht, Selbstbehauptung und Selbsthingebung, zwischen dem einzelnen und der Menschheit, dem Augenblick und der Zukunft.

Dieser Zustand — wo jeder eigene Gewinn eine Gabe und jede eigene Gabe ein Gewinn ist, wo sich stete Bewegung und stille Ruhe vereinen — ist jetzt schon das, was Träumer von dem dritten Reiche erwarten.





Die Freiheit der Liebe

Der Prüfstein für das Sittlichkeitsgefühl eines Menschen ist seine Macht, auf ethischem Gebiete mehrdeutige Zeichen der Zeit richtig auszulegen. Nur der tief Sittliche entdeckt nämlich die haarscharfe Trennungslinie zwischen neuer Sittlichkeit und alter Unsittlichkeit.

In unserer Zeit verrät sich die ethische Unfeinheit vor allem in der Verurteilung der jungen Liebespaare, die ihre Schicksale frei vereinen. Die Mehrzahl sieht nicht ein, welchen Fortschritt der Sittlichkeit dies bedeutet, verglichen mit dem Vorgehen der vielen Männer, die sich ohne Verantwortung — und scheinbar ohne Gefahr — die Ruhe der Sinne erkaufen.

Die jungen Männer, die die „freie Liebe“ wählen, wissen, dass die käufliche die feinsten Werkzeuge ihrer geistigen Arbeit zerstören, ihre künftige Frau schädigen, die Gefahr der Kinderlosigkeit oder der Entartung der Kinder herbeiführen und schliesslich ihren eigenen vorzeitigen Untergang verursachen kann.

Aber sie wissen auch, dass diese Folgen ausbleiben können und dass sie doch geistig Schaden nehmen würden, wenn sie ihren Persönlichkeitswert gekränkt und ihre Möglichkeit einer ein-

heitlichen Liebe zerstört hätten. Sie verachten auch den anderen, weniger gefährlichen, aber vielleicht noch gewissenloseren Ausweg, den ihre Väter zur Befriedigung ihrer geschlechtlichen Bedürfnisse eingeschlagen haben: die Verführung von Frauen aus dem Volke, Frauen, mit denen sie niemals an eine Lebensgemeinschaft gedacht haben.

Die freie Liebe hingegen bringt ihnen eine Lebenssteigerung, die sie ihrer Meinung nach gewinnen können, ohne jemandem zu schaden. Sie entspricht ihren Begriffen von der Keuschheit der Liebe, Begriffen, die mit Recht von der Halbheit der Verlobungszeit verletzt werden, mit all dem Abbruch, den sie der Frische und Freimütigkeit des Gefühls zufügt. Wenn ihre Seele eine andere Seele gefunden hat, wenn beider Sinne sich in derselben Sehnsucht begegnen, dann glauben sie das Recht auf die volle Einheit der Liebe zu haben, wenn auch im geheimen, da die Gesellschaftsverhältnisse die frühe Eheschliessung unmöglich machen. Sie befreien sich so von einem kraftraubenden Kampf, der ihnen weder Ruhe noch innere Reinheit gebracht hat, und der ihnen doppelt schwer fällt, wenn sie das Ziel — die Liebe — erreicht haben, um derentwillen sie sich die Beherrschung auferlegten.

Diese Sittlichkeitsanschauung der Jugend hat häufig Ausdrucksformen in der neueren Literatur gefunden, vor allem in des schwedischen Schriftstellers Hjalmar Söderberg „Martin Bircks Jugend“, dessen ernste Meinung — und Mahnung — in den schwermütig wahren Worten zusammengefasst ist: „Das Leben ist für die Alten ein-

gerichtet; darum ist es ein Unglück, jung zu sein. Es ist für die Gedankenlosen und Stumpfen eingerichtet, für die, welche Falsches für Echtes nehmen oder sogar das Falsche vorziehen, weil es eine Krankheit ist, zu denken und zu fühlen" ... Einen unmittelbaren Ausdruck dieser Sittlichkeitsanschauung findet man auch in einer kleinen Schrift: (Wie lässt sich die Prostitution abschaffen? von Einar Ekstam), die mehr Aufmerksamkeit verdient, als alle Sittlichkeitsbroschüren der letzten Jahre zusammengenommen — wie überhaupt die Aussprüche derer, die eine Frage am nächsten angeht. Diese Schrift zeigt die Ansicht der denkenden Jugend über den Weg zu einer neuen Sittlichkeit. Aber sie zeigt auch, was die Jugend leider oft übersieht: welchen Schaden ein zu frühes Liebesleben dem Menschen selbst, sowie dem künftigen Geschlechte zufügt. Dieser Schade wird nicht durch die Antwort der Jugend behoben: „Die Gewissheit, dass unsere Liebe uns zu Eltern gemacht hat, wird auch unsere öffentliche Anerkennung der elterlichen Pflichten zur Folge haben." Noch weniger taugt die Antwort: dass die Kinder die Sache der Gesellschaft sind.

Wenn man in diesem Zusammenhang von der Jugend spricht, kann man nur die Jungfrauen und Jünglinge der höheren Klassen meinen. Denn unter den übrigen ist die freie Liebesvereinigung schon lange Sitte gewesen. Die breiten Volksschichten Schwedens — wie die der meisten anderen

europäischen Länder — gebrauchen ohne weiteres dieselbe Freiheit, die die Gesellschaftssitte vielen aussereuropäischen Völkern zuerkennt. Und die ethnographische Forschung zeigt, dass dies durchaus keine neue „Unsitte“ ist, sondern im Gegenteil ein Überbleibsel uralter Sitten. Es gibt aussereuropäische Völker — z. B. eines im nördlichen Birma — bei denen diese Sitte bestimmte Garantien für die eventuellen Kinder mit sich gebracht hat. Die jungen Leute können sich anstandslos frei vereinigen und wieder trennen, wenn sie finden, dass ihr Gefühl zu einem fortgesetzten Zusammenleben nicht tief genug ist. Im anderen Falle verheiraten sie sich, und nach der Ehe ist Untreue so gut wie unbekannt. Wird das Mädchen Mutter, ohne dass eine Heirat erfolgt, so ist der Mann verpflichtet, die Zukunft des Kindes durch eine Summe an den Vater des Mädchens zu sichern, der dann für dasselbe die Verantwortung übernimmt.

Von ähnlichen geschlechtlichen Sitten geht die Mehrzahl unseres Volkes aus — des schwedischen Volkes, das in den Reden unseres Königs und in den Gedichten unserer Akademie als „das beste und pflichtgetreueste der Welt“ bezeichnet wird. Wo tiefere Liebe oder Verantwortlichkeitsgefühl fehlen, führen diese Sitten natürlich zu dem Verlassen der Frau, zu Kindesmord, zuweilen auch zur Prostitution des Weibes, nachdem es von Mann zu Mann geglitten ist; endlich zu der Belastung der Gesellschaft mit den Kindern verschiedener Väter und zu der Verwahrlosung dieser Kinder. Und diese Sitte führt selbst in den Fällen, wo Liebe und Verantwortungsgefühl

vorhanden sind, wo aber die Liebenden zu jung waren, zu ihrer eigenen Schwächung wie zu der der Kinder und zu der grossen Sterblichkeit der letzteren. Nicht nur schwere Arbeit und knappe Kost, sondern auch ein zu zeitiges Geschlechtsleben trägt dazu bei, die volle körperliche Entwicklung der Unterklasse zu hemmen und ihr Altern zu beschleunigen.

Aber neben diesen schlechten Wirkungen gibt es gute. In den meisten Fällen wird die Aussicht eines jungen Paares auf Kindersegen es veranlassen, eine Heirat zu wünschen oder sich dazu verpflichtet zu fühlen, und ihre Angehörigen werden sich bemühen, ihre Heirat zu ermöglichen. Wenn dies nicht gleich geschehen kann, bleibt die Tochter mit ihrem Kinde bei ihren Eltern, oder sie lässt es bei ihnen, während sie für ihr Teil, wie der junge Mann seinerseits, für die Zukunft arbeitet. Die Eltern nehmen die Sache in der Regel ruhig, denn sie sind oft selber denselben Weg gegangen. Das Kind wird das vereinigende Band, und selbst wenn der Mann nicht immer zur Heirat bereit war, zeigen das gemeinsame Arbeitsleben und die Elternschaft bald ihre vereinigende Macht. Solche in der Jugend zusammengekommene Eheleute haben wahrscheinlich bessere Voraussetzungen für ihr Zusammenleben, als ein abgequältes Brautpaar der oberen Klassen, bei dem die Braut volles Recht auf den Myrtenkranz hat — um nun gar nicht von der Gesundheit zu sprechen, die der Mann aus dem Volke im Vergleiche mit den meisten Männern der oberen Klassen mitbringt, die sich in der Erwartung der Beförderung, die die

Ehe möglich machen soll, das verderbliche Ehesurrogat erkauft haben. Eines ist wenigstens sicher: dass die eheliche Treue in den breiten Volksschichten ebenso gross ist, wie die Freiheit vor der Ehe unbegrenzt. Dass die freie Liebe des niederen Volkes und der Arbeiterklasse gewöhnlich mit der Trauung schliesst, kommt zwar oft daher, dass die allgemeine Meinung diese als Sittlichkeitszensus aufrechterhält. Aber — in den Fällen, in denen nicht die Liebe selbst die Lebensgemeinschaft herbeiführt — ist das elterliche Gefühl und das Bedürfnis nach Arbeitshilfe ebenso bestimmend, wie die allgemeine Meinung. Auch bei den erotisch Unentwickelten findet sich nämlich über den Geschlechtstrieb hinaus das Bedürfnis nach einem Zusammenleben, das auch andere Ziele kennt. Der Wille zu einem solchen Zusammenleben — mit geteilter Freude und Mühe, geteilten Schmerzen und Sorgen — ist das wirklich Vereinende. Wo gar kein solcher Wille vorhanden ist, wird das Verhältnis aus dem Gesichtspunkt der Lebenssteigerung unsittlich. Wenn man diese Sittlichkeitsnorm nicht festhält, wird die freie Liebe in der Oberklasse — wie in der Unterklasse — allerdings dazu beitragen, die Prostitution abzuschaffen, aber sie wird die Menschen nicht durch eine grössere Liebe, eine höhere Sittlichkeit grösser machen. Die Richtung, die für die Frauen auch die jetzige geschlechtliche Freiheit der Männer verlangen will — Bebels in vieler Richtung bedeutendes Buch „Die Frau“ ist eine ihrer repräsentativen Schriften — dürfte nicht mit der Entwicklungslinie zusammenfallen.

Denn, wenn einerseits die geschlechtlichen

Sitten der unteren Klassen dem unmittelbaren Naturtrieb mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen, als die der oberen Klassen, so haben doch die Sitten der letzteren noch immer dieselbe Bedeutung für die Veredlung des Triebes zur Liebe, die die Selbstbeherrschung, ethnographisch und historisch gesehen, allenthalben gehabt hat. Bei den Völkern, bei denen die Geschlechtsverbindungen früh beginnen, werden die Sitten in der Regel leichtfertig, und wo die Sitten locker sind, erlangt das Liebesgefühl geringe Bedeutung. Die Beherrschung der Sinnlichkeit entwickelt die tiefen Liebesgefühle. Man braucht nicht zu den Völkern der Vorzeit oder zu den aussereuropäischen Völkern der Gegenwart zu gehen, sondern nur zu den städtischen oder ländlichen Arbeitern in unserem eigenen oder anderen europäischen Ländern, um zu sehen, wie schwach und schlaff die Gefühle, wie grob und gierig die Sinne werden, wenn sie die Gewohnheit haben, ihren Hunger zu stillen, bevor der der Seele erwacht ist. Schon die elenden Wohnungsverhältnisse rauben dem Geschlechtsleben der unteren Klassen seine Schamhaftigkeit; das Kindesalter oder die Blutsbande bilden oft kein Hindernis gegen die Unzucht, und deren Folgen — die Roheit und Verantwortungslosigkeit gegen einander sowohl wie gegen die Nachkommenschaft — nehmen manchmal entsetzliche Formen an. Die erste Voraussetzung für die Freiheit der Liebe ist also, dass die Freiheit — der Liebe gilt, deren allgemeingültiges Kennzeichen, zum Unterschiede von der Leichtfertigkeit, der Wille zu einem fortgesetzten Zusammenleben ist. Weil dies Kennzeichen in der

Regel bei der Jugend zutrifft, die innerhalb der gebildeten Klassen jetzt die Freiheit der Liebe verlangt, ist sie so weit in ihrem guten Recht, gerade so wie die Jugend der unteren Klassen, wenn sie dieselbe Freiheit gebraucht und so viele vortreffliche Ehen schliesst. Man könnte mit Recht für die Oberklassen auf dieselbe Folge schliessen, wenn nicht gerade die Liebe dort eine um so viel eingreifendere Macht geworden wäre. Während die Mehrzahl der arbeitenden Klasse — denn auch dort gibt es eine Minderzahl mit verfeinerten erotischen Gefühlen — sich neben der Befriedigung des Triebes mit einem tüchtigen ergebenen Kameraden, der mit ihm ins gleiche Joch gespannt ist, begnügt, hat der entwickelte moderne Mensch tiefere erotische Forderungen. Und die Erfüllung derselben verfehlt die jugendliche Lebensentscheidung häufig. Denn wenn auch die junge Liebe seelenvoll ist — und das ist junge Liebe beinahe immer — so ist sie doch in den meisten Fällen mehr Liebessehnsucht als Liebe, mehr das Bedürfnis zu erleben, als das neue Leben selbst. Und darum gründen sich die erotischen Gefühle der frühen Jugend auf die Sinnestäuschungen, die einen Romeo über Rosalindens Hartherzigkeit in dem Augenblicke klagen lassen, bevor er Julia begegnet, und die eine Titania dazu bringen, Zettels Eselsohren anzubeten. Nie mehr wird die Welt so märchenhaft wunderbar, wie wenn der erste Liebestraum seine opalschimmernden Sonnenaufgangsnebel über alle Konturen breitet, aber — nie ist unser Weg trügerischer. Es kann geschehen, dass der Nebel sich von den herrlichsten Gefilden

erhebt. Aber es ist wahrscheinlicher, dass der Kurs, den man im Nebel verfolgt hat, zu einem der vielen Schiffbrüche „in den sturmschwangeren Nächten der Frühlings-Tag- und -Nacht-Gleiche“ führen wird. Darum sollen die Jahre unter Zwanzig die Zeit des erotischen Vorspiels, nicht die des erotischen Dramas sein.

Aber auch darum, weil niemand entscheiden kann, in welchem Masse das Vorübergehende dem schliesslichen Lebensverhältnisse zu schaden vermag; in welchem Grade die grosse Liebe verpfuscht oder verfehlt werden kann, wenn die unwesentliche ihrem Rechte vorgegriffen hat, selbst wenn es in dem vollen reinen Glauben geschah, dass die Zufälligkeit das Schicksal sei.

Kein Teil der Lebenskunst ist für die Jugend wichtiger, als: die Überzeugung einer schicksalsbestimmten Zusammengehörigkeit, die warten kann, in sich zu entwickeln. Menschen verfluchen den Zufall, der Liebende trennt. Aber man sollte weniger die Zufälle verfluchen, die trennen, als jene, die zu früh vereinen. In der Liebe verliert die erste Jugend selten etwas anderes als das Unwesentliche; das Wesentliche erweist sich — wenn beide frei sind — als das Unverlierbare: diejenigen, welche zusammen gehören, kommen schliesslich zusammen; die, welche der Zufall trennte, gehörten niemals zusammen. Das Glück verfehlen kann der Mensch dadurch, dass er zu spät das Wesentliche in sich selbst oder anderen findet; nicht dadurch, dass er sich vor der Entdeckung des Handelns enthält. Darum soll die Jugend mit entscheidenden Eingriffen in ihr eigenes Schicksal und

in das Schicksal anderer warten. Denn die grosse Liebe gleicht der japanischen Gottheit, zu der mehr als einmal zu beten ein Verbrechen ist — weil sie nur ein einziges Mal erhört!

Aber selbst wenn die Glückssicherheit eines jungen Paares „ruhig wie ein von der Sonne vergoldetes Sommermeer“ ist, folgt daraus nicht, dass ihre Liebe sogleich die Rechte eines späteren Alters und die damit verknüpften Pflichten haben soll. Denn junge Bäume brechen oder beugen sich unter zu schweren Früchten, und auch die Früchte von zu jungen Bäumen erlangen nicht ihren vollen Wert. Hier ist die Natur selbst die Widersacherin der frühen Jugendheiraten. Das Leben ist nämlich selten wie in Max Halbes „Jugend“ mit der Kugel eines Schwachsinnigen bei der Hand, um den Konflikt zu lösen. Aber das Leben kann einen Menschen ebenso vollständig zugrunde richten wie der Tod. Und die Mittel des Lebens sind qualvoller. Lassen wir die Möglichkeit beiseite, dass Menschen widerwillig durch die Folgen einer übereilten Verbindung zusammengezwungen werden, und rechnen wir nur mit der Gewissheit, dass die jungen Leute noch immer in tieferem Sinne zu einander gehören. So werden sie doch ebenso gewiss durch die mögliche oder wahrscheinliche Folge ihrer Handlung, das Kind, leiden. Ihr Bewusstsein, diese Folge nicht tragen zu können, wird sie allerdings veranlassen zu trachten, sie zu vermeiden. Aber dies ist ein unschöner Anfang des Liebeslebens. Manche halten es sogar für gefahrvoll. Denen, welche der Menschheit schon ihren Tribut an neuem Leben gegeben haben oder

ihn überhaupt nicht geben sollen, mag die Wahl zwischen der einen und der anderen Gefahr freistehen. Aber für ein beginnendes Zusammenleben dürfte dieser Ausweg ebenso unsicher wie ungesund sein, weil der Geschlechtstrieb in seiner Gesamtheit unerfüllt bleibt. Und so wird auch der Liebe ein Teil ihres geistigen Inhalts, der Sinnlichkeit ihr natürlicher Rückhalt geraubt. Allerdings helfen die Vorsichtsmassregeln gewöhnlich nichts, und das Kind kommt doch. Wie sieht nun die Sache in der Praxis aus?

Die jungen Leute sind in den meisten Fällen ihre freie Verbindung eingegangen, weil ihnen die Möglichkeit einer offenen Eheschliessung fehlte. Um so weniger können sie ein Kind unterhalten, als sie selbst noch von anderen erhalten werden, falls sie nicht durch Schulden oder schlecht entlohnte Fronarbeit das Leben fristen. Im letzteren Falle bedeutet das Kind eine weitere Lebenshemmung, um so mehr, als es für die Frau verminderte, vielleicht verlorene Arbeitsmöglichkeiten zur Folge haben muss. Nun müssen die Angehörigen der jungen Leute helfen. Und wenn es möglich ist, geschieht es in der Form, dass sie sich verheiraten und die Unterstützung erhalten, zu der die Eltern in der Lage sind. Im unteren Volke ist das verhältnismässig leicht; denn die Neuvermählten bleiben dann oft in dem elterlichen Hause des Mannes oder der Frau. In den Oberklassen hingegen gründen sie natürlich am liebsten eine eigene Häuslichkeit, und dann treten für sie die — bei Kindern und einem Haushalt, selbst dem einfachsten — unvermeidlichen Sorgen ein.

Und diese werden ein Hindernis für ihre Ruhe zum Studium, ihre Bewegungsfreiheit und ihre allseitige Entwicklung. Sie werden Käfig-Vögel, im besten Falle von den Eltern gefütterte; von Pflichten gefesselt in den Jahren, die sie ganz ihrer eigenen Selbstentwicklung hätten widmen sollen.

So können zu frühe Ehen, in legitimer wie illegitimer Form, unzählige treffliche Kräfte im Wachstum hemmen, die vollen Glücksmöglichkeiten späterer Jahre zerstören. Die frühe Vereinigung hat freilich eine starke Sehnsucht in dem Wesen der jungen Menschen gestillt. Aber sie finden bald, dass sie zugleich die Stillung des Kenntnisdranges, des Forschertriebs, der Schaffenskraft und der Handlungsfreiheit in anderen mehr oder weniger wesentlichen Richtungen erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht hat, z. B. die bei aller lebendigen Jugend rege Reiselust und Vergnügungslust im schönen Sinne. Der Reiz der jungen Mutter erlangt wahrscheinlich niemals die Fülle, die die Natur ihm zugedacht hat, und sie altert vorzeitig. Und selbst wenn die Kinder nicht schwach werden — was meistens der Fall ist — bereiten sie ihr doch nicht das Glück, das sie ihr geschenkt hätten, wenn sie ersehnt gewesen wären; wenn sie nicht ihrethalben ihre Jugendfreude, die Fülle ihrer Stärke und Schönheit hätte opfern müssen, sondern diese im Gegenteil durch die Mutterschaft gesteigert worden wäre. Am allerwenigsten wird den Kindern die Erziehung zuteil, die die Mutter ihnen in etwas reiferen Jahren angedeihen lassen kann.

Aber wenn auch ein paar Liebende sich selbst den Lebenshemmungen unterwerfen wollen, die in den meisten Fällen einer vorzeitigen Vereinigung folgen, so mag dies ihre eigene Angelegenheit sein. Aber das Kind ist es nicht.

Damit das Kind seine volle Möglichkeit guter Lebensbedingungen — für die Geburt wie für die Erziehung — habe, muss die Frau im Norden bei der Schliessung der Ehe mindestens 20 Jahre alt sein, der Mann gegen 25 Jahre. Dies ist die Zeit der vollen Reife, und bis dahin hat die Jugend nur Vorteil von vollständiger Enthaltsamkeit, damit sie dann im richtigen Alter in ihrer Ehe, nach Tacitus Worten, „die Kinder Zeugnis für die Kraft der Eltern ablegen“ lassen kann. Die meisten jüngeren Gelehrten halten es zwar für immer unwahrscheinlicher, dass erworbene Eigenschaften sich vererben. Andere hingegen, die diese Ansicht verfochten haben oder noch hegen, haben mit mehr oder weniger Nachdruck als Voraussetzung für den Fortschritt der Rasse verlangt, dass Kinder nicht früher gezeugt werden, bis nicht Tätigkeit und Umgebung in den Eltern eine bestimmte Eigenart ausgebildet haben. Feine Seelenschilderer, die über das Wesen der Frau nachgedacht haben, meinen, dass dieses erst gegen 30 seine volle geistige Reife erreicht, während sie da noch zugleich im Besitz ihrer vollen Jugendlichkeit ist; dass ihr Gesicht erst dann wirklichen Ausdruck besitzt; ihre Individualität, ihre Denkkraft und Leidenschaft erst dann voll wach sind; dass nur diese Eigenschaften tiefe Liebe einflössen können und dass die Frau so durch eine spätere Ehe alles

gewinnt, während die Folge der zeitigen Ehe, in der der Mann seine Frau „erziehen“ soll, oft, wie eine geistvolle Dame äusserte, die ist, dass er — die Frau eines anderen erzieht!

Und nicht nur kurzsichtige Sittlichkeitsprediger, sondern Männer der Wissenschaft, mit weitem Blick für diese Fragen, erklären immer bestimmter, dass Enthaltsamkeit bis zum Alter der Reife der physisch-psychischen Stärke und Elastizität beider Geschlechter in hohem Grade günstig ist und dass ihre ausschliesslich heilsame Wirkung sich zuweilen auch über dieses Alter hinaus erstrecken kann.[1])

Zu diesem unmittelbaren Gewinn kommt noch der mittelbare: dass alle Selbstbeherrschung für ein grosses glückbringendes Ziel — und welches ist grösser als dies? — dem Willen die Stählung, der Persönlichkeit die Machtfreude gibt, die später auch auf allen anderen Gebieten bedeutungsvoll werden.

Ein so vorgerücktes Heiratsalter dürfte nicht viele Gegnerinnen haben. Junge Mädchen haben durch die Erfahrung anderer gelernt, und es gibt heute kaum eine Frau, die sich unter zwanzig Jahren verheiratet und nicht schon vor Fünfundzwanzig eingesehen hat, dass dies zu früh war. Selten ist es auch die Sehnsucht der Frau, die die offene oder heimliche vorzeitige Vereinigung beschleunigt. Denn wo kein südländischer Bluteinschlag da ist, dauert es lange, ja zuweilen viele Jahre nach der Heirat, bis die Sinne der nordischen Frau bewusst erwachen.

Aber das junge Mädchen liebt und will die Sehnsucht stillen, unter der sie den Geliebten leiden

sieht, um so mehr, wenn sie erfährt, dass die Liebkosungen, die ihre Forderungen befriedigten, sein Leiden vermehrt haben. Und sie überstimmt darum ihr eigenes innerstes Bewusstsein, das sie mahnt, zu warten.

Diese Unterdrückung des innersten Bewusstseins hat nicht selten zur Folge, dass die Seelen sich gar nie voll vereinen, weil die Sinne sich ihnen in den Weg stellen. Oder mit Nietzsches Worten: *Die Sinnlichkeit übereilt oft das Wachstum der Liebe, so dass die Wurzeln schwach bleiben und leicht auszureissen sind.* Für jedes reine Sittlichkeitsgefühl steht ein solches junges, sich in der Liebe hingebendes Weib himmelhoch über der Familienbraut, die den Mann, den sie zu lieben vorgibt, einsam in seinen besten Jugendjahren Fronarbeit tun lässt, damit er ihr schliesslich die Stellung bereiten kann, die ihre eigenen Lebensansprüche oder die ihrer Angehörigen verlangen. Aber höher als beide steht das junge Weib, das in der Lenzzeit der Liebe ihre Kühle zu bewahren wusste. Und wenn die Glücksforderung der Frauen sich noch mehr verfeinert, wenn ihr Einblick in die Natur sich vertieft hat, wenn sie so bereit sind, die Leitung der erotischen Entwicklung — die in den letzten Jahrzehnten leider in der Hand der Männer gelegen hat — zu übernehmen, dann werden sie dies auch verstehen. Sie werden die glückliche Zeit verlängern, in der die Liebe noch unausgesprochen, noch ungebunden von Gelöbnissen, abwartend und ahnungsvoll ist. Und sie werden darum nicht das an und für sich gesunde, freudebringende und glückbereitende Zu-

sammenleben bei Fusswanderungen, Sport und Studien aufgeben müssen, das nun zu den allzufrühen Verbindungen führt. Die Frauen werden verstehen, wann sie die Entfernung zu Hilfe nehmen müssen, um die Leiden der Wartezeit einzuschränken. Sie werden die heimliche Verlobung abkürzen, die öffentliche abschaffen. Es ist kein öffentlicher, mehrjähriger Brautstand, den der junge schwedische Dichter Karlfeldt besingt, wenn er sagt:

> Nichts gleicht auf Erden den Wartezeiten,
> Den Frühlingsfluttagen, den Knospenzeiten,
> Es kann der Mai kein Licht verbreiten
> Wie der sich klärende April . . .

Eine nordische Jugend, die ihre Seele nicht mit dieser Stimmung zusammenklingen fühlt, deren Lebensjahr hat seinen Frühling verloren — ohne dafür einen längeren Sommer zu gewinnen. Denn im Leben wie in der Natur rächt sich die zu frühe Wärme. Voll die besondere Schönheit jeder Lebensjahreszeit zu erleben, das gehört zu dem vertieften Verständnis für den Sinn des Lebens — und diese Wahrheit wird darum nicht weniger wahr, weil eine Julia nur vierzehn Jahre zählte! Nicht die mit allem anderen unvergleichliche Macht der frühen Liebe hat Shakespeare durch sie offenbart. Sondern die augenblickliche, schicksalsbestimmte, alle Hindernisse besiegende Liebe, die in jedem Alter gleich allmächtig ist — doch ihre Gewalt am unverkennbarsten zeigt, wenn sie zwei Menschen in den Tod treibt, gerade da das ganze noch ungelebte Leben, das sie vor sich haben, den Todesgedanken am entsetzensvollsten macht. Nur eine solche Aus-

nahme versetzt die Blüte des Sommers in den Frühling. Und darum sind viele junge Menschen nicht aus der ganzen Notwendigkeit ihrer Natur, sondern durch Überbetonung ihrer einen Seite zu der Meinung gelangt, dass die Liebe ihr Feuer und ihre Reinheit verliert, wenn sie auf das volle Glück wartet, bis der Organismus ihre Früchte tragen kann. Nichts ist gewisser, als dass die Keuschheit der wahrhaft grossen Liebe von dem Einheitswillen der Seele und der Sinne bedingt wird. Aber dieser keusche Wille kann vor wie nach der Möglichkeit seiner Verwirklichung da sein. Und die Keuschheit der Liebe kann sich dann sowohl in dem Warten auf die volle Einheit offenbaren, wie im völligen Verzicht.

Freilich wird der junge Mann mit fünfundzwanzig Jahren die Berauschung der Liebe nicht so empfinden, wie er sie mehrere Jahre früher empfand. Aber wenn er sie erst um fünfundzwanzig herum erfährt, dann wird er — nach allen Gesetzen der physisch-psychischen Lustgefühle — gerade auf seinem Höhepunkt als Geschlechtswesen und nach Jahren der Beherrschung und Mühe für sein Glück eine reichere Lebensberauschung erfahren können, als die, deren er in den ersten Jugendjahren fähig war.

Es ist zweifellos, dass weniger die Bedürfnisse des Organismus als der Einfluss der Phantasie auf den Organismus die zu frühzeitigen erotischen Forderungen hervorruft. Nur eine neue Gesundheit und Schönheit in der Art der Behandlung der erotischen Fragen wird allmählich das Nervensystem kräftigen, die überreizte Phantasie um-

bilden, die erotische Neugier stillen und das Verantwortlichkeitsgefühl gegen sich selbst und die neue Generation steigern, so dass das vorzeitige Geschlechtsleben seine Lockung für die Jugend verliert.

All dies gilt jedoch nur von der unreifen Jugend.

Wenn hingegen ein paar Liebende das eben erwähnte Alter der Reife erreicht haben und ihre volle Vereinigung nur ihre eigene Lebenssteigerung und die der neuen Generation fördern kann, dann begehen sie eine Sünde gegen sich selbst und die Menschheit, wenn sie ihre gesetzliche oder freie Vereinigung nicht eingehen, sondern aus kleinlichen Rücksichten Jahr für Jahr hinausschieben.

Aber auch dann ist die heimliche Liebe nicht wünschenswert, bei der die Frau in beständiger Unruhe vor dem möglichen Kinde umhergeht und doch — nach der ersten Zeit des Liebesglücks — in der immer wachsenden Sehnsucht nach diesem sowohl, wie nach den übrigen Lebensverhältnissen, die ihrem im Treibhause oder im Keller vegetierenden Gefühle Sonne und frische Luft geben können.

Es ist in den meisten Fällen nur eine Frage der Zeit, wann dieses heimliche Glück hinsiecht, weil der Wagemut fast ausschliesslich auf seiten der Frau ist und der Mann in zu hohem Grade der Empfangende bleibt. Denn so ist die Menschennatur, dass dies sie hart macht; so die Liebe, dass dies sie schwach macht! Wird der Mann nicht

hart, so kommt es daher, dass er aussergewöhnlich sensitiv ist. Und ist er das wieder, so wird die geheime Verbindung, in der die Frau am meisten gibt, für den Mann ebenso demütigend, wie eine Ehe, in der die Frau ihn durch ihren Reichtum oder ihre Arbeit erhält. Die Frau wird ihrerseits immer schwerer zu befriedigen, immer anspruchsvoller an die Liebe, die ihr Kind und Heim ersetzen soll, durch die sie erst die allseitige Entwicklung ihrer Kräfte gefühlt oder, mit anderen Worten, das volle Glück gefunden hätte. Und je zärtlicher sie liebt, desto gewisser wird sie früher oder später ausrufen:

> Deine fordernde Sehnsucht wird wohl still,
> Wenn ihre Küsse mich herzen —
> Aber meine schweigt nicht — du, ich will
> Mutterschmerzen![2])

Denn die besten Eigenschaften der Frau, auch als Geliebte, sind untrennbar mit der Mütterlichkeit in ihrer Natur verwoben.

Man hat endlich viel darüber gesprochen, dass für eine Frau die volle Hingebung ohne die Ehe herabsetzend sei; dass der Mann dadurch seine Geliebte in seinen eigenen Augen und sich in den ihren herabwürdige; dass er selbstsüchtig sei, wenn er eine Vereinigung wolle, die die Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit der Liebe verletze; dass er die Frau seinem Verlangen „opfere" — usw. All dieses Gerede ist wertlos, ganz einfach, weil die liebende Frau sich weder in ihren eigenen, noch in den Augen des Mannes herabgesetzt fühlt; weil sie nicht zu opfern glaubt, sondern zu nehmen und zu empfangen. Denn sie will die Vollheit der Liebe

mit einem viel tieferen Willen als der Mann, da ihre erotischen Forderungen zwar stiller, aber stärker sind als die seinen. Doch sie ist sich oft — und oft lange — nicht bewusst, dass ihr tiefer Wille, um jeden Preis durch die Liebe glücklich zu werden, im innersten doch auf das Kind gerichtet ist. Der Mann sieht nur die Sehnsucht der Frau, und sein strahlendes Lächeln spricht nicht selten von einem leichten Siege. Aber er weiss nicht — lange weiss sie es selbst nicht — wann ihre Liebe Opfer wird; wann sie beginnt, ihr Verhältnis als herabwürdigend zu fühlen. Der Mann sieht nicht, was sie unter ihrem Lächeln verbirgt; er versteht sie nicht, wenn sie schweigt, lauscht vielleicht nicht, wenn sie spricht. Er glaubt sie noch befriedigt, wenn sie angefangen hat, nach mehr zu hungern.

Das Bedürfnis der Frau, für das Geschlecht zu leben und zu leiden, gibt ihrer Liebe eine reinere Glut, eine höhere Flamme, einen tieferen Ewigkeitswillen, eine unerschütterlichere Treue als der des Mannes. Von einer immer heisseren, immer opferwilligeren Zärtlichkeit für den Geliebten wird die ungestillte Mütterlichkeitssehnsucht ausgelöst. Der Mann hingegen, der immer weniger Anlass hat zu geben, gelangt so dazu, immer weniger zu lieben. Wenn die Frau dies entdeckt, fängt sie an sich zu erinnern, was sie gegeben hat. Und damit sind Kampf, Sünde, Sorge und ihr Lohn — der Tod — in eine von Anfang an vielleicht echte Liebe gekommen, eine Liebe, die voll und schön gelebt haben könnte, wenn sie den einigenden und läuternden Einfluss

eines gemeinsamen Zieles, einer grossen Aufgabe gehabt hätte.

Wenn die Liebe nichts derartiges hat, dann richtet sie ihre Triebkraft gegen sich selbst. Die eigenen Gefühle und die der anderen werden dann Mittel zu einem Spiele, wie jenes, das im 18. Jahrhundert zur Rage wurde: le parfilage, was bedeutete: aus gebrauchtem Goldstoffe die Fäden ausziehen. Die Gefühle werden abgerissen, zerfasert, zusammengebunden, verwickelt, entwirrt, aufgespult. Aber Gefühle sind Wurzeln, nicht Fäden — auch nicht Goldfäden. In den grossen, gesunden Wirklichkeiten des Lebens hat die Schaffenskraft der Liebe wie der Kunst das nährende Erdreich für ihr Wachstum. Aus dieser Erde gerissen, wird die Liebe ebenso gewiss wie die Kunst ein vom Frühlingsturm entwurzelter Baum, der wohl noch einen Lenz blühen kann — obgleich alle seine Wurzeln in der Luft hängen — aber der den Sommer nicht überlebt.

Die geheime Liebe ist in dieser Beziehung mit den vornehmen Ehen ohne Kinder und ohne gemeinsamen Aufgaben vergleichbar, obgleich die opferwillige, sich selbst erhaltende heimliche Geliebte hoch über der unterhaltenen anspruchsvollen Luxusgattin steht.

Nicht abstrakte Pflichtbegriffe also, sondern die echte Selbstsüchtigkeit, die eins mit echter Sittlichkeit ist, wird die Jugend lehren, den durch die Entwicklungslehre noch tiefer gewordenen Inhalt des schon bei Spinoza tiefen Gedankens einzusehen: dass „die Geschlechtsliebe, die aus äusseren Zufällen entsteht, leicht zu Hass werden

kann, zu einer Art Wahnwitz, von Zwietracht genährt; dass aber jene Liebe hingegen dauernd ist, die ihre Ursache in Seelenfreiheit und in dem Willen hat, Kinder zu gebären und zu erziehen".

Durch den Lebensglauben und seine unzähligen Einflüsse, durch gradweise, kaum merkbare Umwandlungen wird die Freiheit der Liebe immer mehr Freiheit für diese dauernde Liebe bedeuten.

Der Zeitgeist, durch die Wertungen der Literatur und der Umgebung wirkend, bildet mit unfehlbarer Gewissheit Gedanken und Gefühle in der Richtung um, in die die Stärksten ihn lenken.

Der Jugend kommt es nun zu, diese Starken zu sein.

Mit einem immer stärker werdenden Willen zu allseitiger Lebenssteigerung wird die Elternschaft auch eine immer wesentlichere Voraussetzung derselben. Ebensowenig wie die jungen Menschen durch ein vorzeitiges Geschlechtsleben den Wert der Jahre herabmindern wollen, die ganz ihr eigenes Wachstum fördern sollen, ebensowenig werden sie wohl ihre Elternfreude dadurch verringern wollen, dass sie ein schwaches, unwillkommenes Kind in die Welt setzen. Denn alles Glück wollen sie voll und freimütig besitzen. Das erwartete Kind soll ihnen schöne Träume bringen, nicht quälende Unruhe; es muss von einem freudevollen, nicht von einem unwilligen Schosse getragen sein und sein Leben des Glückes Fülle, nicht dem Missglücken verdanken.

Wenn zwei Liebende dieses Willens sind und die Reife erreicht haben, wo der Wille das Recht hat, Wirklichkeit zu werden, dann vereinigen sie

sich in voller Übereinstimmung mit ihrer eigenen Gesundheit und Schönheit, sowie der der neuen Generation und der Gesellschaft, auch wenn ihr reiner Wille zu gemeinsamem Leben und gemeinsamer Arbeit aus dem einen oder anderen Grunde nicht die Form der Ehe annehmen kann oder sie selbst diese Form nicht wünschen.

Für den, der Ohren hat zu hören, wird die Ziffer beredt sein: dass das mittlere Alter der illegitimen Verbindungen wenigstens in Schweden mit dem von der Natur bestimmten richtigen Alter für die Ehe zusammenfällt.

Und durch diese illegitimen Verbindungen wird die Menschheit oft um die Lebenstauglichkeit der Kinder betrogen, die durch die widrigen Verhältnisse, in denen sie aufgezogen werden, zerstört wird, wenn sie nicht schon im ersten Jahre sterben: die Sterblichkeit im ersten Lebensjahre ist ja bei den unehelichen Kindern bei weitem die grösste.

Ein anderer ebenso beredter Umstand ist der, dass die Anzahl der registrierten und nicht registrierten Prostituierten in demselben Masse zunimmt, in dem der allgemeine Gesellschaftszustand, die ökonomische Lage der Ehe ungünstig sind, und in demselben Masse abnimmt, in dem die Schliessung der Ehen erleichtert wird. Und — in gleicher Weise wie die unverheirateten Mütter — steht die Mehrzahl der Prostituierten im richtigen Alter für die Ehe!

Die Jugend der oberen Klassen darf jedoch in ihrem Kampfe gegen die Gesellschaftsordnung nicht zu der Verantwortungslosigkeit der unteren

Klassen herabsteigen. Die gebildete Jugend muss der übrigen ein Vorbild geben, indem sie wohl ihre ehelichen Vereinigungen zur rechten Zeit schliesst, aber auch auf eine für die kommende Generation und die Gesellschaft wirklich gute Art. Die jungen Leute mögen sich immerhin — wie ihre Altersgenossen in den breiten Volksschichten — die Möglichkeit, ein Nest zu bauen, erzwingen, die ihnen verweigert wird, bevor ein Kind erwartet wird. Aber die jungen Menschen haben nur dann ein Recht auf diese Art Trotz, wenn sie bereit sind, sobald sie es können, selbst die neuen Wesen zu schirmen, die der Menschheit einmal sie selbst ersetzen sollen. Vor allem muss doch auch die gebildete Jugend an der sozialen Neugestaltung teilnehmen, die — im grossen gesehen — die einzige Lösung der Ehefrage ist.

Anstatt die „freie Liebe“ zu verfechten, die jetzt ein vieldeutiger und missbrauchter Begriff geworden ist, muss man für die Freiheit der Liebe kämpfen. Denn während die erstere dahin gelangt ist, Freiheit für jedwede Liebe zu bedeuten, bedeutet die letztere nur Freiheit für ein Gefühl, das des Namens Liebe wert ist.

Diese dürfte im Leben immer mehr dieselbe Freiheit erringen, die sie seit jeher in der Dichtung gehabt hat. Die Blüte der Liebe, sowie ihr Knospen wird dann ein Geheimnis zwischen den Liebenden bleiben, nur ihre Frucht eine Angelegenheit zwischen ihnen und der Gesellschaft. Wie immer hat die Dichtung auch hier den Weg der Entwicklung gezeigt. Selten hat ein grosser Dichter das gesetzgeweihte, wohl aber das freie und geheime Liebes-

glück besungen. Und auch in dieser Beziehung kommt die Zeit, wo man nicht eine Sittlichkeitsnorm auf die Poesie, eine andere auf das Leben anwenden wird. Schon der Dichter der Sakuntala nennt die Liebe die schönste, die sich frei in der nur durch die Fülle des Gefühls geheiligten Gandarvaehe gibt. Aber schon damals sah man ein, welche Gefahr darin liegt, dass „ein unbekanntes Herz an ein unbekanntes Herz geschlossen wird".

Schon damals war es die Besorgnis für das Schicksal des Kindes, die die gesellschaftliche Verantwortlichkeit mit der Freiheit der Liebe verband.

Das neue Sittlichkeitsbewusstsein ist also alt. Aber doch muss es neu genannt werden, weil es anfängt, allgemeines Bewusstsein zu werden. Immer mehr Leute sehen ein, dass der Mensch, der sich — frei oder getraut — einem ihm im Innersten Fremden hingibt, den Adel seiner Persönlichkeit verletzt; immer mehr ahnt man, dass es das Heimatsgefühl in der Seele eines anderen ist, das der Hingebung ihre Weihe verleiht.

Der Freier, der — im Frack — sein Gefühl für die Tochter zuerst dem Vater erklärte, ist schon ein so veralteter Typus, dass man ihn nicht einmal mehr lächerlich machen kann! Die Hochzeit, nach Verlobungsfesten, Polterabend, kirchlicher Trauung — vor der zuweilen eine Generalprobe des „feierlichen Aktes" abgehalten wird — und mit dem Geleite der Hochzeitsgäste zum Brautgemach oder zum Waggon, diese Sitte wird bald als lächerlich angesehen werden, dann als unanständig und schliesslich als unsittlich. Und sie fängt schon an — ebenso wie andere Überbleibsel aus der Zeit, wo die Heirat

die Angelegenheit der Familie war — in dem Masse zu verschwinden, in dem die Liebe sich entwickelt. Immer weniger ertragen die Liebenden das Ausspionieren ihrer feinsten Gefühle; immer mehr retten sie sie vor der Zollvisitation der Gesellschaft, den Dietrichen der Familie, den Taschendiebsfingern des Bekanntenkreises. Mehr und mehr wird die Liebe als ein Teil der Mystik der Natur verehrt, deren Verlauf kein Aussenstehender bestimmen kann, deren zarte Äusserungen und unausgesprochene Möglichkeiten niemand stören darf.

Wie kann die Liebe, der eine grosse Herrscher des Lebens, seine Freiheit eher aus der Hand der Gesellschaft empfangen, als der andere, der Tod? „Die Liebe und der Tod, die aneinander grenzen, wie die beiden Seiten eines Bergkammes, dessen Höhenlinie überall da ist, wo sie sich begegnen;“ die Liebe und der Tod, die — die eine mit den Flügeln der Morgenröte, der andere mit denen des Nachthimmels — die Portale zwischen dem Erdenleben und den beiden grossen Dunkelheiten, die es umschliessen, überschatten, nur diese beiden sind Mächte, die an Majestät vergleichbar sind.

Aber während es nur einen Tod gibt, gibt es viele Arten von Liebe.

Der Tod spielt nie. Wenn alle Liebe ebenso ernst wird, wird auch sie das Recht des Todes haben, ihre Zeit und Stunde zu wählen.

In der Frühlingszeit der Liebe können Eltern nur dann etwas für ihre Kinder bedeuten, wenn

sie Ehrfurcht vor dem Wunder empfinden, das sich in ihrer Nähe vollzieht. Aber bis jetzt sind die Eltern selten so feinfühlig gewesen, dass die Kinder sie als verständnisvolle Freunde behandeln können. Die Jugendzeit ist gewöhnlich von Kämpfen erfüllt, die teils durch die Umformungslust der Eltern verursacht werden — gegen die die Kinder erst jetzt wagen, sich zur Wehr zu setzen — teils durch die Lust der Kinder, ihre Ideale zu behaupten, die immer andere sind als die der Eltern, denn sonst „hätte ja die neue Generation keine Existenzberechtigung“. (Georg Brandes.) Die Eltern könnten sich selbst und ihren Kindern unsägliche Leiden ersparen, wenn sie von Anfang an begriffen: dass Kinder ausschliesslich als neue Persönlichkeiten mit neuen Göttern und neuen Zielen bedeutungsvoll werden; mit dem Rechte, ihr eigenes Wesen zu schützen; mit der Pflicht, neue Wege zu suchen und dabei von den Eltern in ebenso hohem Grade geachtet zu werden, als diese ihrerseits ein Recht haben — für das Beste, was sie waren oder sind, wollen oder gewollt haben — von den Kindern verehrt zu werden. Das einzige, worauf Eltern ihren erwachsenen Kindern gegenüber nie verzichten sollen, ist, ihnen mit ihrer Erfahrung zu dienen. Aber sie müssen dabei dessen eingedenk sein, was ein armes, liebendes Herz am leichtesten vergisst: dass nicht einmal seine bitterste eigene Erfahrung es den Kindern ersparen kann, ihre eigenen bitteren Erfahrungen zu machen. Sie werden wahrscheinlich die Irrtümer der Eltern vermeiden, aber nur, um selbst andere zu begehen! Die einzige wirkliche Macht, die ein Vater oder eine

Mutter über das Schicksal ihrer Kinder hat — aber die ist auch unermesslich — besteht darin, das Heim mit ihrer starken, schönen Persönlichkeit zu erfüllen; mit Liebe und Freude; mit Arbeit und Kultur; die Luft dort so reich und rein, so erfüllt von Ruhe und Wärme zu machen, dass die Kinder die Ruhe haben, mit ihrer Wahl zu warten, und einen grossen Massstab, nach dem sie wählen können!

Aber wenn die Eltern sehen, dass die Kinder trotz alledem in die Versuchung geraten, den Zufall für das Schicksal zu halten, dann bedarf es auf ihrer Seite einer beinahe göttlichen Weisheit, die Gefahr abzuwenden. In den meisten Fällen arbeiten die Eltern bewusst oder unbewusst dem Zufall in die Hände, wenn sie vor dem Schicksalsbestimmten Hindernisse auftürmen. Sie warnen nicht vor dem Nichtssagenden, dem Nichtsgebenden: nein, sie führen armselige, kleinliche Gründe ins Feld, denen die Jugend mit all dem Besten in ihrer Natur widerstrebt. Und sie beschwichtigen ihre eigenen unruhigen Ahnungen, denen zu folgen die Eltern sie hätten bewegen können, wenn sie selbst einen klareren Blick für die Wesentlichkeit gehabt hätten.

Selbst in den liebevollsten Familien gehen die Kinder in der Zeit der Frühlingsstürme wie Rätsel einher, die die Eltern oft vergebens zu deuten suchen. Nie leidet eine junge Seele mehr, als unter der Lösung ihres eigenen Rätsels. Aber nur der Vater oder die Mutter, die sich durch ihre Kinder zu erneuen und zu verjüngen vermochten, könnten ihnen bei der Lösung helfen. Sonst ist die Folge nur die, dass die Eltern von ihrer Seite

aus Steine zu der Mauer tragen, die die Kinder von der ihren immer höher bauen.

Auch Eltern, die nicht zu knarrenden Arbeitsmaschinen geworden sind; die ihre Gewalt nicht ausüben, weil sie die Machtmittel besitzen, sondern weil sie die geistige Überlegenheit haben; die im Hause den Kindern nicht nur Freiheit zur Freude, sondern auch die Freude der Freiheit geben, werden doch oftmals in der Bemühung scheitern, ihre Überlegenheit für die Kinder erspriesslich zu machen, sie durch ihren Freisinn aus ihren jugendlichen Einseitigkeiten zu befreien. Und dann müssen sie den Kampf aufgeben. Denn er wird die Unmöglichkeiten des Gegenwärtigen nicht bessern, nur die zukünftigen Möglichkeiten des Verständnisses zerstören.

In den drei grössten Entscheidungen des Lebens — über die Lebensanschauung, die Lebensarbeit und die Liebe — muss jede Seele eigenmächtig sein. Da müssen die Eltern ihre Gewalt darauf beschränken, die Kinder vor Lebensgefahren zu retten. Aber sie müssen diese auch entdecken können, müssen die tiefe Forderung von der oberflächlichen, den Weg vom Abweg zu unterscheiden wissen.

Vermögen die Eltern dies nicht, dann müssen die Kinder ihre Pflicht gegen sich selbst und das Leben erfüllen, indem sie — früher oder später — ihrer Wege gehen.

Wenn die Kinder „schweigen und lächeln" können, um handelnd ihren Ernst zu zeigen, dann können die Kinder wahrscheinlich ihre Eltern erziehen. Es wird sich dann oft zeigen, dass die

Herzen eines Vaters, einer Mutter stärker, ihre Seelen weiter sind, als Kinder oder Eltern vor der Probe glaubten. Zeigt es sich hingegen, dass nur die Fehler und Vorurteile der Eltern den Kampf verursacht haben — dann sind Fehler und Vorurteile darum nicht mehr wert, weil sie die eines Vaters oder einer Mutter sind!

Aber auch wenn es sich so verhalten sollte, dass die Eltern keine Seelen haben, die sich vertiefen, nur Herzen, die verbluten können, ist es doch die Pflicht des Kindes gegen sich selbst wie gegen vergangene und kommende Geschlechter, seinem eigenen Wesen die höchstmögliche Vollendung durch die Liebe zu geben. Die Eltern sind nur ein Glied in der unendlichen Kette der Geschlechter: das Blut von hunderttausenden haben die Eltern den Kindern zugeführt, die es nun ihrerseits weitergeben. Die Kinder haben höhere Pflichten gegen all diese Toten und Ungeborenen, als gegen das einzige Paar Menschen, das ihnen Vater und Mutter ward. Es liegt der Jugend ob, all diese Toten so voll als möglich durch die Entwicklung ihres eigenen Wesens und in dem Wesen ihres Kindes wieder aufleben zu lassen. Ein Mensch kann seine Natur mehr dem Herzen seiner Grossmutter, der Phantasie seines Urgrossvaters verdanken, als der eigenen engherzigen Mutter oder dem geistesarmen Vater. Weit davon entfernt, dass es stets eine Pflicht ist, seinen Eltern Freude zu machen, kann es eine Pflicht sein, ihnen Kummer zu machen — um seinen Nachkommen Freude zu bereiten. Es ist gut, Vater und Mutter zu ehren; wichtiger ist doch das Gebot, das Moses vergass:

Sohn und Tochter zu verehren, noch ehe sie geboren sind!

Wenn das Gefühl für die Toten und Ungeborenen bewusst eine Triebkraft der Handlungen der Menschen wird, weil es eine Macht in ihrem Empfinden ist, dann werden die Ansprüche der Eltern, das Leben der Kinder zu entscheiden — sowie die Forderungen dieser, das der Eltern zu bestimmen — immer mehr vor der Majestät des Verflossenen und des Zukünftigen zusammensinken.

Aus dem Vorhergehenden geht hervor, dass jene Sittlichkeitsverkündung wenig wert ist, die nicht die Forderung einschliesst, gesunden Menschen zwischen zwanzig und dreissig Jahren die Möglichkeit der Heirat zu bereiten, die Möglichkeit, die ausnahmslos für unsere germanischen Vorväter vorhanden war, auf deren vorbildliche Enthaltsamkeit man sich jetzt beruft!

Solange immer ausgedehntere Gelehrsamkeitsproben, das Budget des Staates, die Dividenden der Aktiengesellschaften und die Lebensansprüche der Umgebung dem Rechte der Jugend auf Elternschaft vorausgehen, verbleibt das Ganze gleich, trotz einer zunehmenden Minderzahl von Männern, die um ihrer eigenen Persönlichkeit oder um ihrer Liebe willen die Enthaltsamkeit bis zur Ehe oder ohne die Ehe durchführen.

Dass dieses Opferwesen der Gesellschaftsordnung und der Kultur aufhöre, ist schon für die einzelnen wichtig, aber in unendlich höherem Grade für die Gesellschaft, deren Kräfte jetzt durch die

Wirkungen der Unsittlichkeit verheert und durch die der Sittlichkeit gehemmt werden; die Gesellschaft, deren Stärke in so hohem Masse von jungen, gesunden Eltern der neuen Generation abhängt!

Schon innerhalb der jetzigen Gesellschaftsordnung liessen sich die Heiratsmöglichkeiten der Jugend durch eine kluge Verwirklichung der Eigen-Heim-Idee auf dem Lande verbessern; durch verkürzte Studienzeit; durch die Hebung der niedrigen Lohnkategorien, die jetzt auf die Befriedigung des Geschlechtsbedürfnisses durch die Prostitution berechnet scheinen; durch frühere Pensionierung der älteren, um dem mittleren Alter — wo die Last der Kindererziehung am schwersten ist — die höheren Lohnkategorien zu sichern u. dgl.

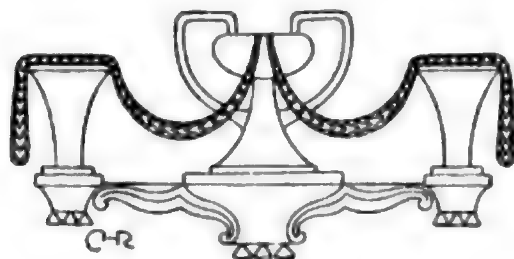
Ausserdem ist eine durchgreifende Änderung der Lebensansprüche und Lebensgewohnheiten nötig, vor allem in den Grossstädten, wo Wohnungsvereine zur Errichtung kleiner Wohnungen mit gemeinsamer Küche, Bureaus für gut geordnete häusliche Hilfe gegen Stundenlohn und Konsumvereine zur Verbilligung der Lebenskosten der Jugend die Familiengründung beträchtlich erleichtern könnten. Nicht nur diese jedoch, sondern auch die Gesellschaftsarbeit würde gefördert werden, falls Männer von ungefähr 25 Jahren für den Eintritt in ihre verschiedenen Berufe bereit wären, um dann — nach 30–35 jährigem Staatsdienst — pensionsberechtigt, aber auch verpflichtet zu sein, ihren Abschied zu nehmen, mit Ausnahme der seltenen Fälle, in denen das Genie eine Persönlichkeit in einer leitenden Stellung unentbehrlich macht. Die Erfahrungen, die der Mann gewonnen, die Kraft,

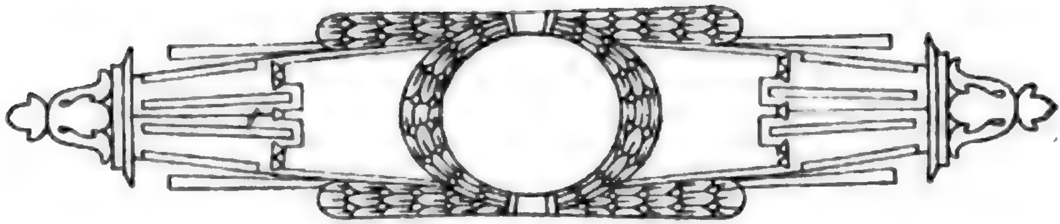
die er noch übrig hätte, würden in anderen bürgerlichen Tätigkeiten oder in persönlichen Lebensinteressen volle Verwendung finden.

Jede Sittlichkeitspredigt an die Jugend, welche nicht zugleich die Gesellschaft verurteilt, die die Unsittlichkeit begünstigt und die Verwirklichung der Jugendliebe unmöglich macht, ist mehr als eine Dummheit, ist ein Verbrechen.

Solange die jetzigen niedrigen Lohnverhältnisse und unsicheren Arbeitsmöglichkeiten weiter bestehen, wird auch immer weiter das Blut der Männer verdorben, das der Frauen verdünnt werden, während sie auf die Ehen warten, die der Gesellschaft prächtige Kinder gesunder und glücklicher Eltern hätten schenken können.

Und solange die Staaten so stumpf ihre höchsten Werte hinopfern, wird jede andere Art der Gesellschaftsveränderung ein Penelopegewebe, wo — im wahrsten Sinne des Wortes — die Nacht das aufreisst, was der Tag gewirkt hat.





Die Auswahl der Liebe

Die Freiheit der Liebe, neue Wesen zu schaffen, muss nach unten zu begrenzt werden, indem man diese Freiheit nur denen zuerkennt, die das Alter der Geschlechtsreife erreicht haben. Aber sie muss auch nach oben begrenzt werden, weil der grosse Altersunterschied zwischen einem Vater und einer Mutter — oder das hohe Alter eines der beiden Teile — schlechte Bedingungen für die Gesundheit, die Kraft und die Erziehung der Kinder bietet. Und da, wie schon oben angeführt worden ist, das gesetzliche Heiratsalter beider Geschlechter auf 21 Jahre festgesetzt werden muss, ist ein Altersunterschied von 25 Jahren der höchste, den das Gesetz zulassen sollte.

Niemand, der den Sinn des Lebens in dessen Steigerung zu immer höheren Formen sieht, diskutiert heute noch über die sonnenklare Pflicht, schwere Krankheiten, von deren Erblichkeit die Wissenschaft schon überzeugt ist, nicht fortzupflanzen. Aber da diese Überzeugung nur in wenigen Fällen eingetreten ist, wären gesetzliche Hindernisse für die vielen ungewissen Fälle nicht nur eine — vielleicht sinnlose — Lebenshemmung für das Individuum, sondern auch eine ungünstige

Voraussetzung für fortgesetzte Forschung auf dem wichtigsten Gebiete der Biologie.

Was schon jetzt verordnet werden soll, ist, dass jeder Teil vor der Eheschliessung volle Einsicht in deren eventuelle Gefahren erlange, aber dass die Wahl dann dem eigenen Verantwortlichkeitsgefühl überlassen bleibe. Denn niemand kann — wenigstens heute noch nicht — verlangen, dass der einzelne sein Glück umstrittenen Möglichkeiten opfere. Aber im Interesse des einzelnen sowie in dem der Menschheit kann man hingegen verlangen, dass niemand seine Liebeswahl unwissend treffe. Und je mehr das Gefühl vom Zusammenhang des Menschengeschlechtes unter dem Einfluss des Evolutionismus seiner Renaissance entgegengeht, desto natürlicher wird man alle Massregeln finden, die diese Wahl zum Vorteil der neuen Generation sichern wollen. Schon jetzt hält man es für ganz natürlich, dass eine ärztliche Untersuchung einer Lebensversicherung vorangehen muss. In Zukunft dürfte es ebenso selbstverständlich sein, dass die Frau bei dem weiblichen, der Mann bei dem männlichen Arzte sich vor der Heirat versichern, ob sie ihre geschlechtliche Aufgabe gut erfüllen können. Und es handelt sich hier nicht nur um die Versicherung der neuen Leben, sondern auch um die Gewissheit für die Eheschliessenden selbst, nicht etwa, ohne es zu wissen, organische Fehler zu besitzen, die zuweilen die Ehe unmöglich machen können, in anderen Fällen leicht zu beheben sind, aber wo in beiden die Unwissenheit zwecklose Leiden verursacht.

In den meisten Fällen wird es die Besorg-

nis sein, selbst Krankheiten zu erwerben, oder sie auf den anderen Teil oder die Kinder zu übertragen, die der Arzt bestätigen oder zerstreuen wird.

Es steht ausser aller Frage, dass teils die gesunde Selbstsucht, die das eigene Ich bewahren will, teils die zunehmende Wertschätzung einer guten Nachkommenschaft dann so manche ungeeignete Eheschliessung verhindern wird. In anderen Fällen dürfte die Liebe über diese Rücksichten, soweit sie die Gatten selbst betreffen, siegen, aber diese werden dann auf die Elternschaft verzichten. In den Fällen hingegen, in denen das Gesetz die Heirat bestimmt untersagen würde, kann man die Kranken natürlich nicht hindern, sich ausserhalb der Ehe fortzupflanzen. Aber das gleiche gilt ja von allen Gesetzen: die Besten brauchen sie nicht, die Schlechtesten befolgen sie nicht, aber die Rechtsbegriffe der Mehrzahl werden durch sie erzogen.

Nur die in den Gesetzen der seelischen Umwandlung Unbewanderten zweifeln an der Möglichkeit, dass das Liebesgefühl und das Gefühl für die Gattung gleichzeitig gesteigert werden können. Jahrhundert für Jahrhundert hat das Liebesgefühl sich entwickelt, während die Menschen es gleichzeitig religiösen Vorurteilen, oberflächlichen Pflichtbegriffen, tyrannischen Elternwillen, leeren Formen geopfert haben! Jetzt, wo ihr Opfer dem höchstmöglichen Wert gilt — grossen Fortschritten von Krankheit zu Gesundheit, der Veredlung des Menschenmaterials selbst — gerade jetzt sollten sich die Menschen unfähig zu diesen Opfern zeigen,

weil die Macht der Liebe sich inzwischen gesteigert hat!

Gerade durch die Grösse ihres Gefühls für einander werden zwei Gatten die Kinderlosigkeit ertragen können, falls sie — in dem Bewusstsein, dass keiner von ihnen der Menschheit so einen bedeutungsvollen Wert entzieht — ihre Verbindung mit dem Entschlusse eingehen, nicht Eltern zu werden. Durch eben diese Grösse der Liebe kann der Teil, auf dessen Seite die Gefahr ist, die Stärke erlangen, sein eigenes Glück zu opfern, damit der andere ein für ihn selbst und die Menschheit bedeutungsvolleres Glück mit einem anderen Wesen erringe. Solche Opfer werden schon jetzt häufiger gebracht, als man glaubt.[1]) Und es liegt in den Voraussetzungen des Lebens — in der Einheit zwischen Seele und Körper — dass der Kranke die Werte umwertet, die die Liebe für den Gesunden hat, und sich neue, nur ihm zugängliche Glücksgefühle schafft.

Aber vor allem wird die Vertiefung des Liebesinstinkts durch das Gefühl für die Gattung die Artveredlung sichern, ohne das Opfer des Glücks des einzelnen zu erfordern.

Als die lutherische Kirche den Kampf um die Ehefreiheit zwischen nahen Verwandten verlor, da bedeutete dies eine beginnende Freiheit für die persönliche Auswahl gegenüber der krassen Sinnlichkeit der lutherischen Ehelehre und der biblischen Buchstabensklaverei, die die Kirche den Menschen auferlegt hatte, lange nachdem der ursprüngliche Rassenveredlungs-Gesichtspunkt der mosaischen Ehegesetze in Vergessenheit geraten

war. Auch in Hellas war diese Veredlung eine zielbewusste. Aber dadurch, dass das Christentum immer die Bedeutung des einzelnen betonte, wurde das Gefühl des Individuums für die Gattung geschwächt, ebenso durch die Lehre der vom Himmel den Körpern mitgeteilten und wieder dorthin zurückkehrenden Seelen. Nur durch die Steigerung der Seelenmacht des Menschen, durch Kasteiung seines sündigen Körpers hob das Christentum die Qualität der Gattung. Die Lehre von der Erbsünde war seine einzige — vernünftig-unvernünftige — Betonung des Zusammenhanges mit den Vorvätern. Weil das Christentum die Menschenart als ein für allemal von Gott festgestellt — wenn auch von Adam verpfuscht — ansah, wurde, wie schon früher dargelegt, Wiederherstellung, nicht Neuschöpfung der Grundgedanke des Christentums. Und gerade in den Bedingungen der Lebenserneuerung sah das Christentum die Wurzel und den Ursprung der Sünde in der Welt. Diese ganze Anschauung musste überwunden werden. Und glücklicherweise hat die Kirche naturnotwendig jeden Kampf gegen die Liebe verloren und wird ihn auch immer verlieren. Aber dabei kommt es, wie gerade bei jener Ehefehde in der Reformationszeit, vor, dass der Fortschritt sich durch einen Abweg von der Hauptlinie der Entwicklung, der Artveredlung, vollzieht. Jetzt lehren viele Zeichen, dass die Liebe und das Gefühl für die Gattung sich einander zu nähern beginnen.

Jedesmal, wenn das abstrakte logische Denken dem lebendigen Leben sein Entweder — Oder entgegenstellt, bringt dieses seinen stolzen Willen

zur Geltung, sich nicht von Definitionen ein engen oder von Schlussfolgerungen bestimmen zu lassen. Leben ist Bewegung, Bewegung bedeutet Veränderlichkeit, Umwandlung, mit anderen Worten Entwicklung in auf- wie in absteigender Richtung. Nie wird die aufwärtssteigende Kurve eine schärfere Erhöhung erhalten, als wenn der Wille, neue Leben zu schaffen, von der Auswahl der persönlichen Liebe, aber diese Auswahl wieder von einem klarblickend gewordenen Artveredlungsinstinkt geleitet wird!

Dass die Wahl der persönlichen Liebe noch oft teils diesen Instinkt vermissen lässt, teils ihn kränkt, beweist nicht, dass sie ihn immer entbehren und verletzen wird. Die Liebesauswahl ist schon in gewissen Fällen — wie in Bezug auf nahe Blutsverwandtschaft, verschiedene Rassen und gewisse Krankheiten — Instinkt geworden, nachdem Gesetz und Sitte die Auswahl so lange beeinflusst haben, dass diese ihrerseits Gefühl und Instinkt beeinflussen konnte. Nunmehr brauchen Bruder und Schwester — wenn sie ihre Verwandtschaft kennen — selten ein gegenseitig aufeinander gerichtetes erotisches Gefühl zu bekämpfen, weil ein solches gar nicht entsteht. Kein Verbot, nur alle Impulse des Blutes hindern die Amerikanerin, einen Neger oder Chinesen zu heiraten. Die Frau, von der es bekannt ist, dass sie die Fallsucht hat, wird von der Ehe weniger durch das in diesem Falle leicht zu umgehende Gesetz ausgeschlossen, als dadurch, dass kein Mann sie zu seinem Weibe begehrt. Andererseits weiss man, dass unter Verhältnissen, die die Ausbildung des menschlichen Körpers

zu Schönheit und Stärke begünstigt haben, diese auch in hohem Grade Einfluss auf die erotische Wahl der Geschlechter ausübten, soweit sie zugleich wirkliche Wahlfreiheit besassen. Das Erbrecht, das ermöglicht, dass die Entarteten leicht Ehen schliessen, und auf der anderen Seite das Bedürfnis der Frauen nach einer Versorgung, hat den Instinkt der letzteren in dieser Richtung verfälscht. Die herrschenden Sitten und Sittlichkeitsbegriffe haben den künftigen Müttern in der Regel ihre volle Wahlfreiheit geraubt und so die Bedeutung der wählenden Frauenliebe für die geistige und körperliche Veredlung der Gattung zum grossen Teile neutralisiert. Dazu kommt noch, dass die Brüderlichkeitslehre des Christentums, die Gleichheitslehre der Aufklärungszeit, die Übertragung der ökonomischen Macht auf den dritten Stand — mit einem Worte die ganze Demokratisierung der Gesellschaft — die Gesetze und Sitten niedergerissen hat, die eine Blutvermischung verschiedener Stände und Rassen hinderten. Dies hat freilich die Auswahl der persönlichen Liebe begünstigt, aber auch, in höherem Grade als zuvor, die Auswahl aus dem Gesichtspunkte des Geldes. Bei den früheren, von den Verwandten gestifteten Eheschliessungen wurden viele andere Vorteile, ausser den ökonomischen, in Betracht gezogen. Aber auch in diesem Fall, sowie bei der Verwandtenehe, war es immer weniger die klarblickende Besorgnis, edles Blut zu bewahren, und immer mehr der leere Geburtsdünkel, das beschränkte Rassenvorurteil, das die Ehehindernisse auftürmte. Es war also notwendig, dass die Auswahl der Liebe auch

diese Hindernisse besiegte, die ausserdem, auch aus dem Gesichtspunkt der Artveredlung, oft von zweifelhaftem Werte waren. Aber um so mehr muss man die ehestiftende Macht des Geldes beklagen, vor allem, wenn sie sich auf Kosten der Neigung geltend macht, die die Liebe trotz allem zeigt, am liebsten ihre Wahl unter Gleichen zu treffen, eine Neigung, die — ausser allen anderen leicht erklärlichen Ursachen — auch einen durch Generationen entwickelten Instinkt einschliessen dürfte, der für die Bewahrung der besten Eigenart eines Standes, einer Rasse Bedeutung hat.

Seit das Christentum und die von ihm beeinflusste Kultur die Naturbestimmung der Liebe schamhaft verhüllt und durch ihren Transzendentalismus verdeckt hat, fingen auch die Menschen an, sich der Selbstbeobachtungen und Selbstbekenntnisse auf diesem Gebiete zu schämen. Wir müssen wieder die Geschlechtsgeschichte pflegen, aber nicht nur jene, die mit grossen Jahreszahlen für Geburt, Verheiratung und Tod — in die alten Familienbibeln — geschrieben wurde, sondern eine, die auch die Umstände einbezieht, welche Geburt und Tod bestimmt haben. Man muss von neuem anfangen, Horoskope zu stellen, aber weniger nach Zeichen am Himmel — obgleich diese vielleicht etwas von ihrer früheren Bedeutung wiedererlangen werden — als nach solchen auf Erden, und nicht nur nach Zeichen bei der Geburt, sondern lange vor derselben. So wie die Alchymie Chemie, die Astrologie Astronomie wurde, dürfte eine solche Zeichendeutung das vorbereiten, was man — in Erwartung eines Wortes mit tieferer Ausdehnung als

Galtons Eugenies und Haeckels Ontogenie — Erotoplastik nennen könnte: die Lehre von der Liebe als bewusst formender Kunst, anstatt des blinden Geschlechtstriebes. Es wäre von unendlich grösserer Bedeutung für die Menschheit, wenn die vielen Frauen, die ihre Erlebnisse in halb ehrliche und ganz unkünstlerische Dichtungen umsetzen, zu Nutz und Frommen der Wissenschaft ganz wahre Geschlechtschroniken und ganz ehrliche Selbstbekenntnisse niederschrieben.

Schon jetzt ist es ganz ausgemacht, dass die Sitten und Denkweisen, die Kunst- und Gefühlsrichtungen, die das Milieu der Liebe bilden, unbewusst auf ihre der Rasse nützliche Auswahl einwirken. Dies lässt es auch möglich erscheinen, dass eine solche Einwirkung bewusst werden kann, wenn man einmal Klarheit erlangt hat, in welcher Richtung sie sich bewegen soll; welches die geistigen und körperlichen Eigenschaften sind, die man auszurotten oder zu steigern wünscht; und durch welche Mittel die Eigenschaften der neuen Generation in der Wahl der Eltern liegen. Aber vor allem werden die Rücksichten auf die Gattung mittelbar in derselben Richtung wirken, so dass die Liebe immer seltener unter Bedingungen, die der neuen Generation ungünstig sind, entsteht. Der Mensch hat kein logisch denkendes Innere: les entrailles ne raisonnent pas, elles ne sont pas faites pour ça (George Sand). Aber unser Wesen wird allmählich unbewusst durch wechselseitige Einflüsse umgestaltet: der Körper durch die Seele, die Seele durch den Körper; die Begierden durch die Gedanken, die Gedanken durch die Begierden. Ge-

wiss wird die Auswahl der Liebe — die gerade dieses einzige Wesen unter vielen anderen, die ebenso viel oder mehr wert sind, erwählt — ein Mysterium bleiben. Aber die einzelnen und allgemeinen Eigenschaften, die überhaupt anziehend wirken, werden immer besser begriffen, von beiden Geschlechtern immer mehr erstrebt werden und bei der Auswahl immer bestimmender sein. Andrerseits wird der geschlechtlich Ausschweifende, der Alkoholiker, der in der einen oder anderen Richtung erblich Belastete immer weniger Liebe einflössen.

Man hat schon in früheren Zeiten gesehen, dass eine Verschiebung der Motive, eine Teilung der Triebkräfte in irgend einer bestimmten Epoche den Charakter der Liebe geändert hat. So vermochte, wie schon dargelegt, der Einfluss des Zeitgeistes in der Ritterzeit und später wieder in der Epoche der Aufklärung die Liebe sowohl von der Ehe, wie von der Geschlechtsaufgabe zu trennen. Nach denselben psychischen Verläufen kann ein neuer — von der Entwicklungshoffnung erfüllter, vom Lebensglauben bestimmter — Zeitgeist diesen Zusammenhang inniger denn je wiederherstellen. Dann werden neue Dichter die Andacht ausdrücken, die den tragenden Schoss und die Seele bei der vereinigten Auswahl der persönlichen Liebe und des Geschlechts-Gefühls erfüllen, die allein die Gewissheit gibt, dass

I am for you, and you are for me,
Not only for our own sake, but for others sakes,
Envelop'd in you sleep greater heroes and bards,
They refuse to awake at the touch of any man but me.[2])

Religion, Poesie, Kunst und Gesellschaftssitte haben zusammengewirkt, das Geschlechtsgefühl zur Liebe zu erheben. Sie fangen nun an wieder zusammenzuwirken, das Geschlechtsgefühl in der Liebe bewusst zu machen. Die Altäre, die die Vergangenheit den Gottheiten der Zeugung errichtet hat, müssen wieder aufgebaut werden. Aber nicht, damit sich die Menschen zu orgiastischem Taumel in dem Brand roter Sonnenuntergänge um sie versammeln, sondern im goldenen Morgenlicht zu freudigen Schaffenstagen.

Das Stammesgefühl, die Verehrung der Vorväter, der Stolz auf reines Blut werden in einem neuen Sinne ihre bestimmende Macht über Gefühle und Handlungen wiedererlangen.

So — nicht aber durch die abstrakten Staatsbürger- und Pflichtbegriffe der idealistischen Philosophie, ebensowenig durch spartanisch-evolutionistische Züchtungsgesetze — wird die Freiheit der Liebe begrenzt werden.

Freiheit für die Auswahl der Liebe unter Bedingungen, die der Gattung günstig sind; Begrenzung, nicht der Freiheit der Liebe, wohl aber der Freiheit des Kinderzeugens unter Bedingungen, die der Gattung ungünstig sind — dies ist die Lebenslinie.

Die Liebe hat, wie jedes andere Gefühl, ihre Ebbe und Flut. Sie hat folglich nicht einmal in den grössten Seelen immer dieselbe Höhenlage. Aber je grösser die Seele ist, die von der erotischen Gefühlswelle überströmt ist, desto gewisser erbebt diese Welle bei ihrer höchsten Er-

hebung in Ewigkeitssehnsucht. Das Kind ist die einzige sichere Lösung dieser Sehnsucht.

Das bedeutet nicht, dass die Liebenden im Augenblicke der Hingerissenheit ihr Bewusstsein zwischen der Gegenwart und der Zukunft teilen, zwischen der eigenen Seligkeit und dem möglichen Kinde. So plump funktioniert das Seelenleben nicht. Aber die bewussten Seelenzustände werden von — augenblicklich in Unbewusstheit versunkenen — Gefühlen bestimmt; und Motive, die in der Stunde der Erfüllung vergessen sind, sind darum nicht weniger entscheidend gewesen. Der Sportsmann erinnert sich im Augenblicke des Sieges nicht an das Training, das dem Wettkampf vorausgegangen ist, aber es hat diesen Augenblick trotzdem bestimmt. Der Künstler gedenkt in der Stunde des Schaffens nicht der Mühen der Lehrjahre, aber sie bestimmen nichtsdestoweniger die Vollkommenheit der Schöpfung. Der Artveredlungswille muss den Liebenden nicht bewusst sein, wenn sie einer durch den anderen Zeit und Dasein vergessen, aber ohne die Gefühle, die bewusst oder unbewusst von diesem Willen beeinflusst wurden, wären sie nicht in dem Glücksrausch der Seele und der Sinne vereint.

Jenen, welche die Hoffnung, dass die Auswahl der Liebe sich immer mehr in der Richtung des Vorteils für die Gattung bewegen wird, eine Gedankenlosigkeit nennen; ja, die in dieser Möglichkeit die Erniedrigung der Liebe zu einem Züchtunginstitut sehen, dürften ebenso grosse Gebiete menschlichen Seelenlebens und menschlicher Entwicklung verborgen sein, wie denen,

welche die Religionen ein Werk der Priesterlist nannten!

Immer mehr junge Männer sind sich heut voll bewusst, dass der Gedanke an das Kind bei der Wahl ihrer Liebe Einfluss gehabt hat; immer mehr Frauen bekennen, dass ihre Sehnsucht nach einem Kinde niemals stärker war, als in der Umarmung des Mannes, in die eine grosse Liebe sie geführt hat. Immer häufiger spähen Mütter in den Gesichtern und Seelen ihrer Kinder nach einem Zeugnis ihrer Liebe. In einem Lande, wo das Weib sich nicht schämt, durch das Glück beglückt zu werden, sagte die Mutter von drei der allerschönsten Kinder: „Die Seligkeiten unserer Liebkosungen sind in unseren Kindern sichtbar geworden, in den edlen Linien ihrer Lippen, ihren feingeschnittenen Nasenflügeln, ihren schamhaften Augenlidern.“ Immer häufiger schliesslich hört man die unverheiratete Frau die hungernde Muttersehnsucht eingestehen, die sie vor einigen Jahrzehnten wie eine Schmach verbarg.

Jede wache Seele begreift, dass das Zeitbewusstsein mit neuer Innigkeit die Geschlechtsaufgabe umfasst, obgleich es Jahrhunderte dauern wird, bis man zu beweisen vermag, was die freie Auswahl der Liebe für die Entstehung von Wesen bedeutet hat, die über das Mass der jetzigen Menschheit hinausragen.

Auch die Bekenner des Lebensglaubens richten noch Warnungen gegen die persönlich auswählende, alle anderen ausschliessende, andere frühere Bande

lösende Liebe. Evolutionisten erkennen so, dass dieses Gefühl allerdings dem einzelnen die höchstmögliche Kraftentwicklung, die reichste Fülle des Lebens gibt und dass dies mittelbar und mannigfach dem Ganzen zu gute kommt. Aber sie betonen zugleich, dass die Liebe oft selbst diese gesteigerten Kräfte verbraucht; dass sie darum nur eine kurze Zeit des Menschenlebens in Anspruch nehmen soll und ihr keine entscheidende Bedeutung für dessen Gestaltung zugesprochen werden darf, weil dies auf Kosten des neuen Geschlechtes geschehen würde. Besonders wenden sie gegen die Liebe ein, dass so wie das Klosterleben und das Zölibat der Priester im Mittelalter und noch immer der Menschheit das Erbe vortrefflicher Eigenschaften entziehen — da oft die am reichsten Begabten die Ruhe des Klosters oder den Beruf des Priesters erwählen — auch jetzt viele der Besten durch den Traum oder den Verlust des grossen Liebesglückes von der Ehe abgehalten werden.

Und schliesslich hat man aus dem Gesichtspunkt der evolutionären Ethik nicht nur den alle anderen ausschliessenden Willen der grossen Liebe, sondern auch die monogamische Ehe angegriffen.[3]) Dieser rein wissenschaftliche Gedankengang hat noch nicht bewusst an dem Teil, was man die Äusserungen der neuen Unsittlichkeit nennt, um so weniger, als der wissenschaftliche Gedankengang stark betont, dass — w e n n die Menschheit dahin kommen sollte, die monogamische Ehe aufzugeben, die so unerhörte Vorteile gebracht hat — dies zielbewusst geschehen müsste, um der Entwicklung des ganzen Menschengeschlechtes zu dienen, nicht ein-

zelnen Leidenschaften. Aber wenn dieser evolutionistische Gedankengang recht behält, dann wird er die Auffassung, die die Gesellschaft von der Wahlfreiheit der Liebe hat, sowohl in dem Sinne einer Erweiterung wie in dem einer Begrenzung umwandeln. Viel von dem, was man jetzt die neue Unsittlichkeit nennt, dürfte dann als die unbewusste Selbstverteidigung der Menschheit gegen eine durch Gesellschaftssitten und Gesellschaftsordnung aufgezwungene Verschlechterung erscheinen, während andere Ausdrucksformen der Unsittlichkeit wie der Sittlichkeit von heute unbedingt verworfen werden dürften.

Gegen die Zukunftsforderungen des Evolutionismus erhebt sich jedoch die Überzeugung, dass die grosse Schöpfung der Kultur, die persönliche Liebe, nicht aus dem Dasein verschwinden wird. Und damit ist die Gefahr der Polygamie beseitigt.

Es muss also auch weiter die Auswahl der Liebe sein, die solche so zu sagen „ethische Ehebrüche“ veranlassen wird, aber eine vom Artveredlungsgesichtspunkt beeinflusste Liebe. Noch hat man kaum angefangen, die Forderungen der Evolution nach dieser Richtung einzusehen, noch weniger konnten sie schon umbildend auf die sittliche Anschauung wirken, die vielleicht auf diesem Gebiete einmal Platos Satz zur Anwendung bringen wird: dass das Nützliche das Passende ist, das Schädliche das Schmachvolle. Wo gute Gründe dafür sprechen, die Ehe nach aussen hin nicht zu

lösen, z. B. der Wunsch, einem Manne oder einer Frau auch fernerhin Krankenpflege angedeihen zu lassen, oder ihnen die geistige Hilfe zu bringen, deren sie bedürfen, dürfte man vielleicht in Zukunft das Recht anerkennen, das schon jetzt einzelne Frauen und Männer sich selbst zugesprochen haben, das Recht, durch eine andere Frau Vater, durch einen anderen Mann Mutter zu werden, wenn sie selbst die besten Elternmöglichkeiten besitzen, aber des Elternglücks beraubt sind, weil dem Gatten oder der Gattin diese Möglichkeiten fehlen.[4])

Schon jetzt fängt man ja an, die seelische Berechtigung der sich häufig wiederholenden Erfahrung einzusehen, dass ein Mann — zuweilen auch eine Frau — in verschiedener Weise gleichzeitig mehr als einem angehören kann, weil ihnen die grosse, einheitliche, ihr ganzes Wesen für immer ausfüllende Liebe nicht beschieden ward. Schon jetzt werden solche Konflikte zuweilen — es gibt europäisch bekannte Beispiele dafür — auf eine neue Weise gelöst. Nicht so wie Luther ihn für Philipp von Hessen löste, der die Frau behielt, die ihm gerade ein neuntes Kind gebar, während er sich insgeheim mit einer neuen vermählte! Sondern so, wie Goethe zuerst beabsichtigte, den Knoten in Stella zu lösen: dass die Frau ohne offenen Bruch zurücktritt; dass die Zuneigung, die Macht der Erinnerungen, die sie und den Mann verbindet, noch immer ein zeitweiliges freundschaftliches Zusammensein unter gemeinsamen Sorgen für ihre Kinder ermöglicht, obgleich der Mann einen neuen Ehebund mit einem anderen

Weibe geschlossen hat; oder so wie der Konflikt anfangs des 19. Jahrhunderts von zwei schwedischen Edelleuten gelöst wurde: dass der Mann, von dem die Frau sich scheiden liess, um seinen Freund zu heiraten, täglicher Gast im neuen Heim war. Die Frau bewahrte die Liebe der beiden Männer und diese ihre Freundschaft bis zum Todestage.

Aus dem Gesichtspunkt der Kinder dürfte eine solche Lösung in Zukunft als wünschenswerter — und achtungswerter — angesehen werden, als sie jetzt erscheint.

Die neue geschlechtliche Sittlichkeit — bei der das Licht wie in Correggios Nacht vom Kinde ausstrahlen wird — dürfte jedoch als Ideal des höchsten Glückes und der höchsten Entwicklung der Liebenden wie der Kinder noch immer die einheitliche Liebe aufstellen. Es wurde schon dargelegt, dass die Evolution der Liebe sich in dieser Richtung bewegt. Aber man wird zugleich — und zwar immer, um dem Glück der einzelnen wie dem der Menschheit zu dienen — zugeben, dass die Liebe sowohl niederere wie höhere Formen annehmen kann, ohne dass darum die ersteren als unsittlich angesehen werden müssen. Wenn der Artveredlungsgesichtspunkt die ethischen Begriffe der Menschen durchdrungen hat, dann werden diese wohl mit jetzt ungeahnter Stärke als unsittlich bezeichnen:

Jede Elternschaft ohne Liebe.
Jede unverantwortliche Elternschaft.

Jede Elternschaft unreifer oder entarteter Menschen.

Alle freiwillige Unfruchtbarkeit von Ehepaaren, welche für die geschlechtliche Aufgabe geeignet sind.

Und schliesslich:

Alle Äusserungen des Geschlechtslebens, die Gewalt oder Verführung voraussetzen oder die Abneigung oder das Unvermögen, die geschlechtliche Aufgabe gut zu erfüllen, zeigen.

Hingegen wird aber die Gesellschaft mit einer ganz anderen Freiheit als jetzt die Vereinigung der Menschen nicht nur in ihrem besten Alter, sondern auch in ihrem besten Gefühle gestatten; sie wird begreifen, dass die jetzigen Hindernisse ein Unrecht sind, das nicht nur die einzelnen, sondern die Gesellschaft selbst trifft — da das eheliche Unglück nicht nur die höchste Kraftentwicklung vieler Menschen zum besten des Ganzen hemmt, sondern auch der Gesellschaft die Kinder raubt, die aus einem neuen Glück ihr Leben empfangen könnten.

Durch ihre Auffassung der gesellschaftlichen Bedeutung der Auswahl der Liebe wird die neue Sittlichkeit neuschaffend werden.

Dass ein im Handeln neuschaffender Mensch ein gefährliches Vorbild ist, ist ausgemacht. Und man kann z. B. von der Zukunft der Flugkunst ganz überzeugt sein, ohne darum die Gefahren der Versuche zu leugnen oder die Menschen zu Fahrten über Kirchtürme anzuspornen, wenn sie nur ein paar Gänseflügel an den Schultern haben!

Keine durchgreifende Umgestaltung von Gefühlen und Sitten vollzieht sich nach Dogmen und Programmen, am allerwenigsten diese. Aber es gibt keine andere Triebkraft, die schliesslich alle — die Kleinen wie die Grossen, die Schwachen wie die Starken — zu höherer Entwicklung führen wird, als die gesteigerte Wahlfreiheit der persönlichen Liebe, zugleich mit einer immer gesteigerten Sicherheit, dass die Wahl eine der Gattung nützliche sei.

Denn bliebe nicht auch weiter die Liebe die Voraussetzung der Sittlichkeit, die Ursache der Auswahl, so würde die neue Menschheit schon erreichte Errungenschaften allmählich wieder einbüssen. Weder „Züchtungsgesetze“ noch „Paarungsfreiheit“ könnten die geistigen und körperlichen Hilfsquellen der Menschheit konstitutiv steigern. Das vermag nur die Liebe.

Freilich hat man noch nicht bewiesen, dass die Liebe — unter sonst gleichen Bedingungen — die besten Kinder hervorbringt. Aber man wird es einmal beweisen.

Diese Gewissheit ist bis auf weiteres nur Intuition. Aber das sind alle neuen Wahrheiten im Anfange. Es fehlen jedoch schon jetzt nicht die Möglichkeiten einer indirekten Beweisführung. Vor allem ist zu beachten, dass die Liebe ihren Ursprung nicht im Menschenleben hat, nicht eine Frucht der Kultur ist, sondern sich schon im Tierleben zeigt. Sie kann da zum Tode aus Kummer über den Tod des Ehegatten führen, sowie zu anderen Gefühlsphänomenen des Menschenlebens. Sie kann auch zur Monogamie führen, obgleich im Leben der

Tiere wie in dem der Menschen die Monogamie weder eine unbedingte Folge der Liebe noch eine unentbehrliche Voraussetzung der Entwicklung ist. Denn mehrere hochstehende Tierarten sind polygam, andere, tieferstehende hingegen monogam.[6]) Würde die Liebe nicht irgend einen grossen Vorteil bergen, so könnte sie wohl entstanden sein, nicht sich aber trotz der Hindernisse erhalten haben, die ihre persönliche Auswahl der Arterhaltung in den Weg zu stellen scheint. Der Mensch hat folglich das Gefühl der Liebe schon von seinem tierischen Stammbaum mitgebracht und es dem der Kultur eingepfropft. Und so hat sie sich allmählich zu einer der höchsten Mächte im Menschenleben veredelt und vergrössert. Und wie wäre diese wachsende Bedeutung der Liebe möglich, wenn sie nur glücksteigernd für die einzelnen, nicht auch lebensteigernd für die Menschheit wäre?!

Die Evolution der menschlichen Liebe hat sich teils durch eine immer bestimmtere Individualisierung bei der Auswahl gezeigt, teils in einer immer vollständigeren Inanspruchnahme und Steigerung der individuellen Eigenschaften.

Mit anderen Worten: die persönliche Eigenart hat immer mehr Liebe eingeflösst, und die Liebe hat die persönliche Eigenart immer mehr entwickelt. Dies hat wieder — wie schon oben zugegeben wurde — zur Folge gehabt, dass immer mehr Individuen nicht dazu gelangt sind, ihre geschlechtliche Aufgabe zu erfüllen, entweder, weil das Gefühl, obgleich erwidert, nicht zur Ehe führen konnte, oder weil das Gefühl in der einen oder anderen Hinsicht

getäuscht wurde. Diese leidenschaftliche Auswahl eines einzelnen unter den vielen, durch die — objektiv betrachtet — die geschlechtliche Aufgabe ebensogut hätte gelöst werden können, ist also in einem gewissen Sinne antisozial geworden.

Aber solche aus dem unmittelbaren Gesichtspunkt der Artveredlung vergeudete Leben haben dieser doch mittelbar dienen können. Viele dieser im gewöhnlichen Sinne Kinderlosen haben unsterbliche Nachkommen geboren. Andere liessen das Blut, das sie niemals in dem feinen Adernetz an der Schläfe ihres Kindes bläulich schimmern sahen, auf Schlachtfeldern fliessen, auf denen der Menschheit Siege gewonnen wurden. Durch die Grösse ihrer eigenen idealen Forderungen haben sie die Herzen anderer Menschen grösser gemacht. Und ihr Mut brauchte nicht vor der Möglichkeit zu sinken, dass man ihren eigenen Misserfolg bei der Verwirklichung ihrer Ideale gegen sie ausspielen könnte. Sie haben die Kraft ihrer Verkündigung um den höchsten Preis erkauft: niemals ein Glück besessen zu haben, das sie hätten vergeuden können; und sie tragen ohne Bitterkeit die Armut, die sie reicher an Glauben machte.

Dass viele Leben — und wertvolle Leben — durch die Liebe zerstört werden, ist nur eine Äusserung des unergründlichen Willens des Lebens, überall zu verschwenden. Er ist eins mit der grossen Notwendigkeit, deren Hand schlägt und verwundet, so lange wir sie verfluchen, aber die kühlend liebkost und stärkend stützt, wenn wir anfangen, zu segnen.

Nicht auf die Opfer — auch nicht, wenn er

selbst unter ihnen ist — darf der Mensch blicken, wenn er den Sinn des Lebens im Leben selbst sehen will. Er muss den Blick auf das Emporsteigende heften. Und dann wird es offenbar, dass — weil die Liebe noch immer und trotz allem ihre Macht erweitert — dies bedeuten muss: dass die individuelle Liebe mit all ihren Opfern und all ihren Fehlgriffen doch, im grossen gesehen, die Hebung des Menschengeschlechts fördert.

Der grosse abendländische Verkünder des Pessimismus hat bewiesen, die Liebe sei nur ein vom „Genius der Gattung" dem Individuum gegebener Auftrag, so dass nur Gegensätze einander anziehen und die Nachkommenschaft dann die Ergänzungseigenschaften erbt, die der eine bei dem anderen gesucht hat. Diese Gegensätze — durch deren Feindlichkeit die Eltern einander dann unglücklich machen — verschmelzen und neutralisieren sich bei dem Kinde, so dass dieses auf Kosten der Eltern eine wohl ausgerüstete, reiche oder harmonische Persönlichkeit wird. Auf die Spitze getrieben, wird dieser Satz Schopenhauers, wie so viele andere gedankenreiche, eine Absurdität. Aber jeder, der die Liebe beobachtet hat, muss — lange, bevor er weiss, oder ohne zu wissen, dass diese Erfahrung zum Pessimismus erhoben wurde — gefunden haben, dass alle starke Liebe zwischen entgegengesetzten Naturen entsteht. Die Harmonie, die durch Gleichheit eintritt, ist eintönig, arm und ausserdem gefährlich für die Entwicklung der einzelnen wie der Menschheit. Aber das Entgegen-

gesetzte ist darum gewiss nicht immer das Widerstreitende, obgleich es sich so dokumentieren kann, wenn der Gegensatz sich auf Lebensanschauung und Lebensziel, Lebenswerte und Lebensführung erstreckt. Die widerstreitenden Naturen werden — trotz Schopenhauer — nicht selten ebenso ungünstig für die Anlagen des Kindes wie für dessen Erziehung sein, und der Geschlechtswille verfehlt oft gerade dadurch sein Ziel, indem er diese Naturen durch eine sich rasch in Hass verwandelnde Liebe zusammenzwingt. Die entgegengesetzten Naturen werden andererseits oft nur deshalb widerstreitend, weil sie nach der Heirat die Kehrseite ihrer Eigenschaften gegeneinander wenden, während sie in der ersten Zeit der Liebe sich nur die rechte Seite dieser Eigenschaften zeigten. Dass eine solche Ehe unglücklich wird, beweist nichts gegen die Auswahl der Liebe, wohl aber viel gegen den Mangel der Menschen an Kultur für die Ehe. Dass jede sympathische Verschiedenheit zwischen Menschen eine Grenze hat, deren Überschreiten tiefer und tiefer in antipathische Verschiedenheiten führt, dies ist eine psychische Lehre, die die Ehe gründlich einprägt.

Je mehr die Lebenskunst sich entwickelt, desto mehr werden jedoch die Menschen ihre eigene Glückseinbusse durch diese Auswahl der Liebe zum Vorteile der neuen Generation verringern können. Denn es wird dahin kommen, dass die Gatten sich über ihre gegenseitigen Verschiedenheiten immer mehr freuen und dieselben schützen werden; sie werden die antipathischen Gegensätze bei sich selbst immer mehr beherrschen; immer

bewusster die sympathischen bei dem anderen zur Ausgleichung ihrer eigenen Einseitigkeit gebrauchen; immer mehr mit dem glücksfeindlichen Streben aufhören, den anderen nach ihrem eigenen Wesen umzuformen. Schon jetzt ist überdies das Sympathiebedürfnis in der Liebe so rege, so empfindlich, dass die durch extreme Gegensätze geweckte blinde Leidenschaft immer weniger imstande ist, das Sympathiebedürfnis zu überstimmen. Dieses ist nun leicht gewarnt, wenn es den unvereinbaren Gegensätzen gegenübersteht, die zeigen, dass jeder sich auf einer anderen Stufe des Daseins befindet, seelisch einem anderen Zeitalter, einem anderen Weltteil, einer anderen Rasse angehört. Diese Empfindung verhindert schon jetzt die Entwicklung der Liebe in vielen Fällen, in denen der Gegensatz wirklich widerstreitende Unvereinbarkeit ist, nicht die naturbestimmte Wahlverwandtschaft, in die sowohl primäre Verschiedenheiten wie sekundäre Ähnlichkeiten fallen und die zur Folge hat, dass die Gegensätze der Liebenden eine reiche Harmonie bilden, sowohl in ihrem Zusammenleben wie in den Persönlichkeiten der Kinder. Hat diese Anziehung der Gegensätze einmal ihr Ziel verfehlt, so sieht man oft, dass es doch ein und derselbe Typus ist, den ein Mensch das zweite, das dritte Mal, ja noch öfters liebt, mit einer Beharrlichkeit der Auswahl, die es zu einer Art Wahrheit macht, dass er eigentlich die ganze Zeit nur ein und dasselbe Wesen geliebt hat!

Der rücksichtslos zusammenzwingende Wille der Natur äussert sich nicht nur darin, dass die

Liebe in der Ehe Gegensätze zusammenführt, sondern er zeigt sich auch, wenn Ehen gebrochen werden. Eine gute Frau eines guten Mannes, liebend und geliebt, wird so von einer ihr selbst unfassbaren Leidenschaft zu einem andern Manne ergriffen. Ohne Besinnung gibt sie sich der Leidenschaft hin, um dann zu dem Manne zurückzukehren, den sie nicht aufgehört hat zu lieben, aber der ihr nie das übermächtige Gefühl einflösste, dessen Ziel — nach dem Willen der Natur und des Weibes selbst — ein Kind gewesen wäre.[6]) Derselbe Wille der Natur äussert sich in einer Menge für andere unfassbaren Erscheinungen. Ein geistvoller Mann oder eine solche Frau wird von Leidenschaft für ein in hohem Grade inferiores Wesen ergriffen. Wie oft hat nicht ein „schöner Kerl" den seelenvollsten Mann bei einem solchen Weibe ausgestochen; wie oft hat nicht gedankenloser Reiz und leere Heiterkeit bei einem überlegenen Manne das erreicht, was die Persönlichkeit eines Ausnahmeweibes nicht erreichen konnte! das ganze Geheimnis war der Wille der Natur, zum Vorteile der Gattung die cerebrale und nervöse Genialität durch gesunde sinnliche Stärke auszugleichen. Da die Geschlechtsliebe ihren Ursprung darin hat, dass die Geschlechtscharaktere, die biologisch für die Gattung günstig waren, die anziehendsten wurden, wirkt noch immer diese allgemeine Anziehung neben der individuellen. Und am stärksten gerade in jener Art von Liebe, die man mit Recht „blinde Leidenschaft" nennt und die die widerstreitenden Gegensätze zu ihrem Unglück zusammenführt.

Aber es liegt kein Grund vor zu zweifeln, dass

die Auswahl der Liebe in diesem Falle ihre instinktive Sicherheit behalten kann, wenn auch die Liebe zugleich immer weiter auch ihre seelisch sympathischen Instinkte steigert. Die Folge davon wird die sein, dass die Anzahl Gegensätze, die anziehen können, geringer wird, aber die geringere Anzahl von Möglichkeiten dafür feiner angepasst; dass die Auswahl unter den Gegensätzen so immer schwerer, aber auch immer wertvoller wird. Die Auswahl der Liebe hat nun nicht selten zur Folge, dass von zwei entgegengesetzten Naturen, die die Wahlverwandtschaft der Seelen unwiderstehlich vereint, eine oder beide nicht die besten physischen Bedingungen für die Kinder bietet. Aber die Auswahl kann dafür vortrefflich hinsichtlich der Steigerung einer gewissen Anlage ausfallen: die Gestaltung eines harmonischen Temperaments, die Entstehung einer grossen Seeleneigenschaft. Denn nicht nur mit Kilogewichten und Metermassen muss die Veredlung der Gattung geprüft werden.

Eine solche, die Art hebende Auswahl der Liebe kann zum Beispiel dadurch stattfinden, dass die jungen Mädchen immer weniger Liebe für einen erotisch zersplitterten Mann empfinden, während hingegen die Männer, die für die Liebe ihre Einheit bewahrt haben, immer mehr Aussicht besitzen, die für die Frauen Anziehenden zu sein. Generation für Generation kann so die erotische Einheit immer mehr auch die Natur des Mannes werden, wie sie es auf demselben Wege die der Frau geworden ist. Dass der Mann die Reinheit des Weibes wünschte, hat seine Auswahl bestimmt, und diese Auswahl hat dann durch Vererbung die

Gefühle der nächsten Generation wieder gesteigert, bis sie zu den stärksten in seinem erotischen Instinkt wurden. Das klarste Bewusstsein der Ungerechtigkeit der verschiedenen sittlichen Anforderungen an Mann und Frau; die „freisinnigste“ Anschauung vom Rechte der Frau auf dieselbe Freiheit, wie der Mann sie geniesst, kann in diesem Falle seine Instinkte nicht besiegen. Wenn der Mann erfährt, dass die Geliebte sich vor ihm einem anderen hingegeben hat oder dass er sie mit einem anderen teilt, erkrankt sein Gefühl oft an seiner Wurzel: dem ihm durch die Liebeswahl von Jahrtausenden einorganisierten Willen zum alleinigen Besitzrecht, der nun durch den Einheitswillen der individuellen Liebe noch weiter gesteigert worden ist.[7])

Diese Andeutungen dürften genügen, um die Oberflächlichkeit jener Schlussfolgerungen über die Auswahl der Liebe zu zeigen, die sich ausschliesslich an die physische Steigerung halten, obgleich natürlich auch diese von grossem Werte ist. Dass ein paar Liebende ein körperlich schwächliches Kind haben können, darf an und für sich ebensowenig als Beweis gegen die Auswahl der Liebe gebraucht werden, wie die physisch prächtigen Kinder eines unglücklichen Ehepaars.

Wenn so auch die erotische Anziehungskraft der Verschiedenheiten der stärkste Wahrscheinlichkeitsbeweis für die Bedeutung der Liebe aus dem Gesichtspunkt der Artveredlung ist, so ist er darum doch durchaus nicht der einzige. Ein anderer solcher ist, dass eine erstaunlich grosse Anzahl von bedeutenden Persönlichkeiten auf allen Ge-

bieten erstgeborene oder einzige Kinder waren. Ein dritter ist die sprichwörtlich gewordene Begabung der sogenannten „Kinder der Liebe“. Ein vierter sind die für die Anlagen der Kinder oft sehr günstigen Folgen der Heiraten zwischen Angehörigen verschiedener Völker, wenn der Rassenunterschied kein allzu grosser ist. In den beiden ersten erwähnten Fällen kann man annehmen, dass das Liebesglück der Eltern — oder zum mindesten ihre sinnliche Leidenschaft — bei der Entstehung des Kindes ihre volle Frische und grösste Stärke hatte. Bei den „Kindern der Liebe“ ist es nicht selten eine gesunde Frau aus dem Volke, die mit echter Hingebung dem sinnlichen Verlangen eines Mannes begegnet, der ihr geistig überlegen ist. Im letzten Falle wieder hat im allgemeinen eine starke Liebe die Hindernisse besiegt, die Vaterlandsliebe und überkommene Anschauungen der Anziehung entgegenstellen, durch die die Volksgegensätze dann in dem Kinde zu glücklicher Einheit verschmelzen.

Die Beobachtungen auf diesem Gebiete werden durch zahllose Nebeneinflüsse, Gegenwirkungen und noch ungelöste Widersprüche irregeleitet. Solange man jedwedem menschlichen Wrack erlaubt, mit dem „Rechte der Liebe“ die Gattung fortzupflanzen, werden die Schlussfolgerungslinien in dieser Materie sich immer kreuzen. Erst in jenen Fällen, wo die Voraussetzungen in allem übrigen vergleichbar sind, kann man anfangen, sich einem objektiven Beweis dafür zu nähern, dass die physisch-psychische Vitalität der Kinder abnimmt, wenn sie in

Abneigung oder Gleichgültigkeit erzeugt wurden, hingegen aber zunimmt, wenn sie in Liebe erzeugt wurden. Und nicht im zarten Alter der Kinder, sondern erst wenn sie ihr Leben gelebt haben, kann diese Frage endgültig beantwortet werden.

Dass die Entwicklung der ererbten Anlagen der Kinder, ihr Kindheitsglück, ihr zukünftiger Lebensinhalt zum grossen Teile von ihrer Erziehung in einem glückstrahlenden Heime abhängt, von Eltern, die in sympathischem Verständnis zusammenwirken, das braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Jeder weiss, dass Kinder aus solchen Familien einen Lebensglauben und eine Lebenssicherheit, einen Lebensmut und Lebensjubel als Angebinde erhalten haben, den keine späteren Leiden ganz ertöten können. Die Sonnenwärme, die sie aufgespeichert haben, macht es ihnen unmöglich, selbst in der härtesten Winterzeit ganz zu erfrieren. Wer hingegen mit der Winterszeit angefangen hat, friert zuweilen noch mitten in der Sommersonne.

Ein zum Tode verurteilter Verbrecher wurde von seiner Mutter gefragt: Was haben dir deine Eltern Böses getan, dass du uns dies antust? Sie bekam eine Antwort, die kein Elternpaar je vergessen sollte:

Was habt ihr mir eigentlich Gutes getan?

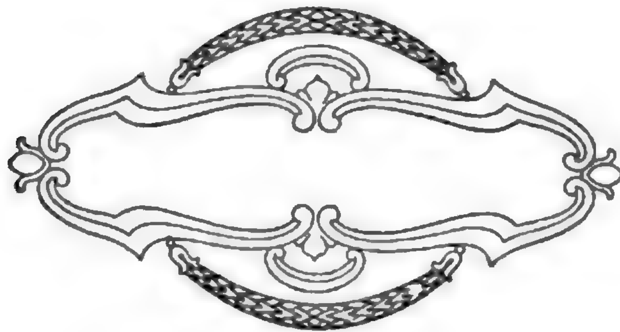
Diese Frage steigt nun von Millionen Lippen empor. Wenn sie einmal verstummt ist — wenn die Liebe sie verstummen machte — dann wird man auch eingesehen haben, dass die Liebe nicht die Stütze anderer Offenbarungen braucht, als die,

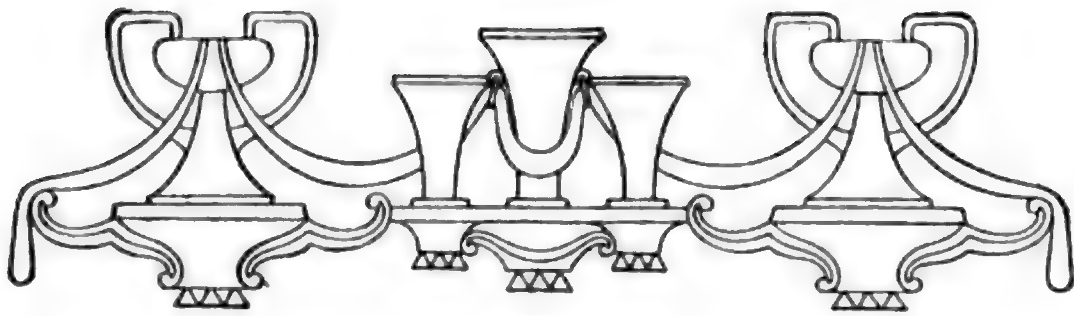
welche sie aus einer religiösen Ehrfurcht vor der Gewissheit schöpft: dass das Leben selbst der Sinn des Lebens werden muss.

Ebensowenig wie auf irgend einem anderen Gebiete steht auch auf dem der Liebeswahl die Leidenschaft diametral entgegengesetzt der Pflicht gegenüber, es sei denn auf einem Zwischenstadium der Entwicklung. Im Zustande der Unschuld gibt es keinen Zwiespalt, denn da gibt es keine andere Pflicht, als die, blind dem Triebe zu folgen. Wenn die Entwicklung vollzogen und die „zweite Unschuld" erreicht ist, dann ist die Pflicht aufgehoben, weil sie eins mit dem Triebe geworden ist.

Man wird dann einsehen, dass diejenigen im Irrtum waren, die nun meinen, dass — während Gott im Paradies umherging und die Ehe stiftete — der Teufel in der Wüste umherging und die Liebe erfand! Der erotische Dualismus wird vom erotischen Monismus besiegt werden, wenn der Kreislauf der Entwicklung den Ausgangspunkt dem Schlusspunkt genähert hat; wenn der natürliche Geschlechtstrieb dem kulturgeborenen Geschlechtsveredlungswillen begegnet; wenn der goldene Ring von allen Seiten die Gemme mit dem heiligen Lebenszeichen, dem Kinde, umschliesst. Aber das Kleinod, das man heut als das kostbarste ansieht, die Monogamie, dürfte erst nach vielen neuen Spiralwindungen von dem goldenen Ringe umschlossen werden. Das wird dann sein, wenn die Auslese der Liebe schliesslich jeden Mann und jedes Weib da-

zu geeignet gemacht hat, die Gattung fortzupflanzen. Erst dann wird der ideale Wunsch — ein Mann für ein Weib, ein Weib für einen Mann — allgemein die für die einzelnen, sowie für die Gattung besten Lebensbedingungen einschliessen können. Und wenn man es so weit gebracht hat, dürfte auch der Wille der erotischen Wahl so fein und fest mit jeder Fiber des physisch-psychischen Stoffs der Persönlichkeit verwoben sein, dass der Mann nur ein einziges Weib finden, gewinnen und bewahren kann, das Weib nur einen einzigen Mann. Dann werden viele Menschen durch ihre Liebeswahl das erleben, was eine Minderzahl schon jetzt erlebt: die höchste Steigerung ihrer individuellen Persönlichkeit, ihre höchste Lebensform als Geschlechtswesen und ihre höchste Empfindung des Ewigkeitsseins.





Das Recht auf Mutterschaft

Jeder weiss, dass die Produktionsform der modernen Gesellschaft die häusliche Arbeit der Frau immer mehr darauf beschränkt, die Konsumption zu leiten, anstatt wie in früheren Zeiten auch einen grossen Teil der im Hause verbrauchten Werte selbst hervorzubringen. Jeder sieht auch ein, dass die tiefstwirkende Ursache der Frauenbewegung nicht die Behauptung der juridisch-politischen Menschenrechte der Frau gewesen ist, sondern in erster Linie die Frage, wo sie Verwendung für ihre im Haushalt immer weniger benötigte Arbeitskraft finden und die Möglickeit zu jener Selbsterhaltung ausserhalb des Hauses erlangen soll, die die geänderte Produktionsweise notwendig macht.

Durch den immer zunehmenden Zusammenhang zwischen den verschiedenen Teilen der Gesellschaft übte die Frauenarbeit tiefgehende Wirkungen auch auf andere Gebiete als das des Arbeitsmarkts aus. Die Konkurrenz zwischen den Geschlechtern hat — was die körperliche Arbeit betrifft — für Mann und Frau die schlechteren Arbeitsbedingungen mit sich gebracht, die ein Überfluss an Arbeitskraft in der Regel hervorruft: das heisst niedrige Löhne, lange Arbeitszeit und

unsichere Arbeitsgelegenheit. Die Möglichkeit der Ehe ist von der Erwerbsarbeit beider Gatten abhängig geworden. Die verheirateten Frauen, die teilweise von den Männern versorgt werden, haben durch ihre „Supplementlöhne" die Löhne der sich selbst erhaltenden Unverheirateten gedrückt; und wenn diese sich ihrerseits verheiraten, fehlt ihnen die Lust und die Fähigkeit, einen Haushalt zu besorgen, und sie vergeuden durch ihre Nachlässigkeit mehr, als sie in der Fabrik verdienen. Die Folgen der Fabrikarbeit der Frau zeigen sich überdies in Unfruchtbarkeit, grosser Säuglingssterblichkeit, in der Entartung der am Leben bleibenden Kinder in physischer wie in psychischer Beziehung, in einem schlechteren Familienleben mit allen seinen Folgen, Vernachlässigung, Trunksucht und Verbrechen.

In der Mittelklasse hinwiederum hat die Konkurrenz zwischen den Geschlechtern teils unmittelbar die Heiratsmöglichkeiten des Mannes verringert, teils mittelbar den Wunsch beider Geschlechter, eine Ehe einzugehen, vermindert.

Das, wie es scheint, unerbittliche Gesetz, dass nur Einseitigkeit stark macht, hat die Verfechterinnen der Frauensache in der Behandlung aller mit ihrer „Sache" zusammenhängenden sozialen Fragen „linkshändig" gemacht. Sie haben das Arbeitsrecht der Frau durchgedrückt, ohne auf die Bedingungen wie auf die Wirkungen der Arbeit zu achten. Die Frauen, von der vereinten Triebkraft des Zeitgeistes und der Notwendigkeit geleitet, haben Arbeitsverdienst von jedweder Beschaffenheit und zu jedwedem Lohne gesucht. In

der Mittelklasse war die Folge die, dass viele Mädchen, denen die Arbeit nicht vollen Lebensunterhalt zu geben brauchte, die Arbeitsbedingungen der Frauen, die darauf angewiesen waren, herabgedrückt haben. So sind diese letzteren auf einem für Gesundheit und Sittlichkeit gleich gefährlichen Existenzminimum festgehalten worden. Die Familientöchter selbst konnten hingegen gesteigerte Lebensansprüche befriedigen, und dies hat wieder dem Manne die Möglichkeit, ihnen in der Ehe annehmbare Lebensbedingungen zu bieten, aufs äusserste erschwert.

Es wurde schon dargelegt, dass die Selbstversorgung der Frau eine tiefe Bedeutung für die Liebe in der Ehe besessen hat und noch besitzt. Der schwedische, seiner Zeit immer vorauseilende Dichter Almquist gab sie schon um 1830 an, als er schrieb, nur die Frau, „die froh und arbeitsam alles aufbringen kann, was ihr zum Leben zukommt", mache es dem Manne, dem sie sich gibt, möglich „sich selbst mit Recht zu sagen: Ich bin geliebt".

Aber niemand kann im vorhinein berechnen, wie eine neue soziale Kraft nach allen Richtungen wirken wird; wie sich mit den Bedürfnissen auch die Seelen ändern werden, so dass neue Forderungen und neue Kräfte entstehen. Das erotische Problem der heutigen Jugend ist eines der schlagendsten Beispiele für diese Unberechenbarkeit.

Die Arbeitskonkurrenz der Frau mit dem Manne hat nämlich eine tiefe Missstimmung zwischen den Geschlechtern erzeugt. Die Frauen fühlen sich — mit Recht und mit Unrecht — unter-

schätzt und unterboten, die Männer hingegen halten sich für verdrängt, wenn der niedrigere Lohnanspruch der Frau die Konkurrenz zu ihren Gunsten entscheidet. Aber das ist nur die Aussenseite der Sache.

Die neue Frau selbst — der umgewandelte Seelentypus — widerstrebt dem Manne. Die mannhaften Emanzipationsdamen sind zwar jetzt schon bald ausgestorben. Man kann sie also übergehen und nur bei den jungen Frauen verweilen, die ihre Möglichkeit, erotisch zu fesseln, bewahrt haben oder bewahren wollen.

Diese haben jedoch die Ruhe, das Gleichgewicht, die Empfänglichkeit verloren, die einst die Frau zu einem schönen, leicht fassbaren Stück Natur machte, anspruchslos und unmittelbar gebend wie diese. Wenn der Mann da mit seinen Grübeleien, seiner Müdigkeit, seinen Enttäuschungen zu dem geliebten Weibe kam, badete er sich rein wie in einer kühlen Welle, er fand Ruhe wie in einem stillen Walde. Nun kommt sie zu ihm mit ihren Grübeleien, ihrer Müdigkeit, ihrer Unruhe, ihren Enttäuschungen. Ihr Bild ist refusiert; ihr Buch verkannt, ihre Arbeit missbraucht, ihr Examen bevorstehend; ihr ... immer ihr! All diese „ihr" machen, dass der Mann sie zerstreut, verständnislos, unzugänglich findet.[1]) Und selbst wenn sie noch die Empfänglichkeit der Liebe für ihn hat, so hat sie doch ihre Spannkraft verloren. Sie wählt ihre Arbeitsbedingungen nicht, sie muss Überarbeit annehmen, wenn sie überhaupt Arbeit erhalten will. Aber die Liebe will — wie treffend gesagt wurde —

Ruhe haben, will träumen können; sie kann nicht von den Überbleibseln unserer Zeit und unserer Persönlichkeit leben. Und so sinkt der Wert der Liebe — wie alle anderen Persönlichkeitswerte — unter den jetzigen Arbeitsbedingungen, die die Lebenskräfte erschöpfen und die Menschen selbst die Bedeutung des Begriffs „leben" vergessen lassen. So werden die heutigen Menschen von der Liebe ausgeschlossen: nicht nur von der Möglichkeit, sie ehelich zu verwirklichen, sondern auch von der Möglichkeit, sie voll zu erleben.[2])

Diese übermüdeten jungen Frauen haben auch gar nicht die Möglichkeit, den Reiz ihrer äusseren Erscheinung und ihres Wesens zu pflegen. Dies geschieht nunmehr mit bewusstem Stil nur von den Damen der feinsten Welt — oder der „Halbwelt" — Damen, die keine andere Gesellschaftsaufgabe erfüllen, ausser der mehr schönen als würdigen: das Gleichnis von den Lilien auf dem Felde zu veranschaulichen. Aber nur wenige Frauen sind jetzt in der Lage zu diesem Kultus ihrer berauschenden und selbstberauschten Schönheit, und immer wenigere glauben die Ruhe oder das Recht dazu zu haben. Immer mehr Frauen müssen am Arbeitsleben teilnehmen, und immer wenigere werden überdies von dem Ideal der Formvollendung angezogen, immer mehr hingegen von dem der Persönlichkeitsgestaltung. Aber dieser Umschwung bringt eine Unsicherheit in der Form mit sich, bis wieder neue Formen geschaffen werden. Und der Mann liebt beim Weibe gerade die Sicherheit und Leichtigkeit, das Ruhen in ihrem eigenen Machtgefühl, das den

suchenden Jungfrauen der Jetztzeit gewöhnlich fehlt. Aber man begegnet auch schon einer neuen Art junger weiblicher Wesen, die weder ausschliesslich arbeiten, noch ausschliesslich gefallen wollen, die das Problem lösen, zugleich tätig und schön zu sein.

Der allertiefste Konflikt liegt also darin, dass die jungen Männer die jungen Mädchen unabhängig von der Liebe wissen, die sie ihnen bieten, dass sie sich gewogen fühlen und — zu leicht befunden! Die Erwerbstüchtigkeit der Frau hat so, wie Almquist es hoffte, allerdings eine grössere Möglichkeit für den Mann herbeigeführt, sich geliebt zu glauben, aber — auch eine geringere Aussicht, es zu sein!

Eine Essayistin hat mit grosser Feinheit dargelegt, dass immer gerade die Frauen, deren Lebensinhalt das Kind, nicht der Mann ist, am anziehendsten auf die Männer gewirkt haben, weil ihre innerste Unabhängigkeit vom Manne ihnen die Ruhe der elementaren Naturkraft gegeben hat, während hingegen jene Frauen, deren Lebensinhalt zuerst und zuletzt der Mann ist, weniger anziehend gewesen sind. Sie legt dar, dass diese Käthchen von Heilbronn-Naturen jetzt nicht nur mit dem Instinkt des Mannes, sondern auch mit ihrer eigenen persönlichen Entwicklung in Konflikt geraten, so dass sie als Frauen gerade jene rücksichtslose Kraft des Mannes begehren, die sie als Menschen verabscheuen. Für diese Art Männer wird folglich der ursprüngliche Mangel an Anziehungskraft dieser Frauen noch durch ihre jetzige Selbstbehauptung und Unabhängigkeit verschärft.[8])

Aber während diese Entwicklung das Glück für die Frauen erschwert, die immer in der Minderzahl gewesen sind — die Heldinnen oder Märtyrerinnen der grossen Liebe — sind es hingegen die heutigen Arbeitsbedingungen, die die Mehrzahl der Frauen, diejenigen, welche ihren Lebensinhalt im Kinde haben, mehr denn je die Härte des Lebensgesetzes fühlen lassen, das dem Menschen „die Macht, zu wünschen, und den Zwang, zu entsagen," auferlegt.

Immer mehr dieser jungen unverheirateten Frauen fangen an nachzudenken, ob nicht ihre Macht, zu wünschen, einen Sinn haben muss, der der Entsagung eine Grenze zu setzen vermag? Ihr erwachender Lebenswille sträubt sich gegen die Anerkennung des Rechts auf Arbeit als des Alpha und Omega ihrer Menschenrechte. Und gegen jene, die ihr raten, durch Arbeit und Askese, Askese und Arbeit ihr sündiges Verlangen zu stillen, erhebt die eine oder andere ihr über das Kontorpult oder den Katheder gebeugtes Haupt und antwortet mit einem jungen Weibe, das im Leben wie in der Dichtung Aufruhr gemacht hat, dass von den Sünden:

„... nur eine wird nicht vergeben,
Die die treibende Kraft zerbricht —
Das ist die Sünde gegen das Leben —
Ich bin das Leben: ich sündige nicht."[4])

So stehen zwei Gruppen der Töchter unserer Zeit als neue Vertonungen der uralten Doppelnatur des Weibes da.

Für die eine Gruppe ist das Kind nicht der unmittelbare Zweck der Liebe, und am aller-

wenigsten kann das Kind alle Mittel zu dessen Erreichung heiligen. Wenn eine solche Frau vor die Wahl gestellt würde, ohne die Mutterschaft eine Liebe, so gross wie sie sie geträumt, zu geben und zu finden, oder durch eine geringere Liebe Mutter zu werden, dann würde sie ohne Schwanken das erstere wählen. Und wird sie Mutter, ohne die volle Höhe ihres Wesens in der Liebe erreicht zu haben, dann empfindet sie das als eine Erniedrigung. Denn weder das Kind, noch die Ehe, noch die Liebe sind ihr genug, nur die grosse Liebe ist ihr genug.[5])

Dies ist der bedeutungsvollste Schritt nach vorwärts, den die Frau gemacht hat, seit sie sich von der Gefühlssphäre des Tierweibchens der des Menschenweibes näherte. Und — wie schwere Leiden auch diese Seelenverfassung für die einzelnen bergen mag — kann doch niemand, der tief genug blickt, an seiner Überzeugung irre werden, hier vor der Lebenslinie zu stehen.

Diese dürfte jedoch nicht mit dem Wege jener Frauen zusammenfallen, die nun das Recht auf Mutterschaft verlangen, nicht nur ohne die Ehe, sondern auch ohne die Liebe!

Diejenigen, welche gehofft haben, dass die Unabhängigkeit der Frau durch die Arbeit die Gewissheit des Mannes, geliebt zu sein, verbürgen würde, haben nicht in ihre Berechnung gezogen, dass das Weib in ihrem Lebensinhalt vom Mann abhängig ist. Diese Abhängigkeit, die die Natur, nicht die Gesellschaft geschaffen hat, treibt noch viele im übrigen selbständige Frauen in Ehen ohne Liebe. Und sie treibt andere Frauen, die

ihre Unabhängigkeit bewahren wollen, indem sie keine Ehe schliessen, zu dem Wunsche, ohne diese das Mutterglück zu erlangen. Der Wille des neuen Weibes, durch sich selbst, mit sich selbst, für sich selbst zu leben, erreicht seinen Höhepunkt, wenn sie anfängt, den Mann nur — als Mittel zum Kinde zu betrachten!

Gründlicher konnte sich die Frau kaum dafür rächen, dass sie selbst Jahrtausende hindurch als Mittel betrachtet wurde!

Man darf jedoch hoffen, dass die weibliche Rachsucht nicht lange diese Form beibehalten wird. Die Erniedrigung des Weibes zum Mittel hat die Entwicklung des Mannes und ihre eigene verzögert. Aber dieselbe Erniedrigung des Mannes würde die gleiche Wirkung haben, und die Kinder dürften durch den Missbrauch, den die Frau mit dem Manne treibt, ebenso leiden, wie durch den, den er mit ihr trieb. Übrigens könnte dieses selbstherrliche Dasein ja nicht einmal ein paar Generationen hindurch bestehen. Und die Unabhängigkeit vom Manne könnte folglich nie zu den erblichen Eigenschaften gehören, die die Geschlechts-Charaktere umgestalten können. Es wäre nur ein Experiment mit den Glücksmöglichkeiten einer oder mehrerer Generationen.

Das Kind muss Selbstzweck sein. Es bedarf der Liebe zu seinem Ursprung; es muss bei seiner Mutter das Verständnis der Liebe für die Eigenschaften finden, die es von seinem Vater geerbt hat, nicht erstaunte Kälte oder Abneigung gegen das ungeahnte und unwillkommene in seinem Wesen. Die Frau, die den Vater ihres Kindes

niemals geliebt hat, wird diesem Kinde unfehlbar in irgend einer Weise schaden — wenn schon nicht anders, so durch ihre Art, es zu lieben! Das Kind braucht die Fröhlichkeit eines Geschwisterkreises, und selbst die zärtlichste Mutterliebe kann diese nicht ersetzen. Und schliesslich braucht das Kind den Vater, wie der Vater das Kind. Dass Kindern in wie ausser der Ehe oft vom Tode oder vom Leben Vater oder Geschwister geraubt werden, gehört zu dem Unvermeidlichen, wenigstens häufig. Aber dass eine Frau mit Wissen und Willen ihrem Kinde das Recht raubt, sein Leben durch die Liebe zu empfangen, dass sie es im vorhinein von der Möglichkeit der Zärtlichkeit eines Vaters ausschliesst, das ist eine Selbstsucht, die sich rächen muss. Das Recht auf Mutterschaft ohne Ehe darf nicht gleichbedeutend mit dem Recht auf Mutterschaft ohne Liebe werden. Es ist ebenso erniedrigend, sich in ein freies Verhältnis ohne Liebe zu begeben wie in eine liebelose Ehe. Man kann in beiden Fällen sein Kind stehlen und damit den Stolz verlieren, es einmal davon zu überzeugen, dass es die besten Lebensbedingungen für seine Entstehung gehabt hat. *Liebe* — das muss immer wiederholt werden — *will Zukunft, nicht Augenblick; will Vereinigung, nicht nur bei der Schöpfung eines neuen Wesens, sondern weil zwei Wesen durch einander ein neues und grösseres Wesen werden können, als jedes für sich allein.* Eine Frau kann sich in ihrer Liebe irren, ebenso wie in ihrer Möglichkeit, sich für die Ehe zu eignen. Aber das kann sie nicht im

vorhinein wissen. Sie macht diese Erfahrungen erst, indem sie liebt. Hat sie sich in ihrer Hingebung getäuscht, dann ist es keine Rettung, diesen Irrtum in einer Ehe zu verbergen. Aber ihr Kind von einem Manne zu empfangen, von dem sie im vorhinein weiss, dass sie nie das Leben mit ihm leben wollte, das heisst im tiefsten Sinne des Wortes ein unehrliches Kind bekommen. Und so stellen sich doch eine Anzahl von Frauen vor, dass „die Madonna der Zukunft" das Mutterglück finden wird.[6])

Arbeit ist immer Kraftentwicklung, und je mehr sie eine Ausübung unserer besonderen Kräfte wird, ein desto grösseres Glück wird sie folglich sein. Der Weg jeder lieben und massvollen Arbeit kann mit Meilensteinen bezeichnet werden, in die die guten alten Worte des Katechismus von den Segnungen der Arbeit eingegraben werden sollten: hier „Gesundheit", dort „Wohlstand"; hier „Trost und Stärke des Gemüts im Unglück", dort „verhinderte Gelegenheit zur Sünde" — vor allem der, am Werte des Lebens zu zweifeln!

Aber gerade der, dem die Arbeit all dies gegeben, hat um so triftigeren Grund, der Arbeit für jene Frauen zu fluchen, die weder die Arbeit nach ihren Anlagen wählen, noch ihre Arbeitszeit ihren Kräften anpassen können. Grössere und grössere Scharen bewegen sich auf jenem Wege der Mühe, wo die Meilensteine die Inschriften tragen: Ungesundheit, Unsicherheit für den

morgigen Tag und für die Zukunft; Freudelosigkeit, seelische Abstumpfung und die Sünden, die im Schatten wuchern, vor allem die, das Leben als bedeutungslos zu schmähen!

Für andere hinwiederum ist die Arbeit Rausch, Laster und Aberglaube geworden. Sie hat Männer und Frauen gewissenlos, leer, hart, rastlos gemacht. Sie hat sie dazu gebracht, anderen die übrigen Werte des Lebens zu zerstören — den Schmerz, die Liebe, das Heim, die Natur, die Schönheit, die Bücher, den Frieden — vor allem den Frieden, weil er die Voraussetzung dafür ist, dass das Leiden wie das Glück seine volle Bedeutung erhalte. Die schönen Worte Arbeitsfreiheit und Arbeitsfreude bedeuten in Wirklichkeit Arbeitssklaverei und Arbeitsleid, das einzige Leid, das unsere Zeit voll erlebt!

Unter gedankenlosen Lobgesängen auf diese massenmordende Arbeit lässt die Gesellschaft einen heiligen Frühling nach dem anderen welken, ohne geblüht zu haben — während schon vor Jahrtausenden die Städte der Antike ihre „heiligen Frühlinge“ aussandten, neues Land urbar zu machen und den Menschen neue Wohnstätten zu erbauen!

Ebenso gewiss wie die Verluste der einzelnen zur Armut der Gesamtheit werden, wenn diese Verluste verringerte Gesundheit und Kraftfülle bedeuten; ebenso gewiss wie nichts besser wird ohne die Sehnsucht nach einem Besseren, ist es ein Gesundheitszeichen der Zeit, dass die kleinen Hungerlöhne für die gewissenhafte Fronarbeit die jungen Mädchen nicht mehr mit gerührter Dankbarkeit gegen Gott und die Vorkämpferinnen der

Frauenbewegung erfüllen; dass sie sich immer weniger einreden lassen, dass nur „die Freiheit, die in Jesu Fussstapfen tritt, die das von der Gewalt Niedergebeugte und Zertretene erhebt“, die echte Freiheit ist!

Sie wissen, diese jungen Frauen, dass auch ihre eigene Natur vergewaltigt werden kann; dass es im Wesen des Weibes noch andere niedergebeugte Kräfte gibt als nur Wissensdurst und Tätigkeitsdrang, und dass weder Arbeitsrecht, noch Mitbürgerrecht zertretene Glücksmöglichkeiten zu ersetzen vermag!

Und weit davon entfernt, dass irgend ein Denkender diesen Missmut der Jugend einschläfern soll, erweist man im Gegenteil ihnen und dem Leben den besten Dienst, wenn man ihnen die Alltagszufriedenheit und die Ruhe der Resignation raubt. Denn nur das Leiden, das wach erhalten wird, die Sehnsucht, die lebendig bleibt, werden zu Mächten in der Erhebung gegen die Gesellschaftsordnung, die durch sinnlose und lebensfeindliche Qualen die Leiden vermehrt, welche die Gesetze des Lebens und die Entwicklung des Lebens ohnehin noch mit Notwendigkeit auf dem Gebiete des Geschlechtsverhältnisses mit sich bringen.

Alle unterdrückten Kräfte, die nicht gebraucht werden, können ausarten. Und unsere Zeit mit ihrer Hemmung der erotischen Kräfte hat auch unter den Frauen solche Zeichen der Entartung aufzuweisen.

Es ist darum eine notwendige Selbstbehauptung, dass die von der Liebe Ausgeschlossenen suchen, ihre Gesundheit zu bewahren und ihr Leben durch die Freudequellen zu bereichern, die jedem Lebenden zu Gebote stehen. Auch der von einer interesselosen Arbeit Gebundene kann einige Stunden finden, um auf einem Pfade weiter zu schreiten, der zu einem Einblick in den unendlichen Raum des Wissens führt. Fast jede Arbeit kann eine Steigerung der eigenen Tüchtigkeit herbeiführen und damit auch die Freude, seinen Wert als Arbeitender und seine Würde als Persönlichkeit gesteigert zu fühlen. Es gibt keinen Tag, der nicht einen Funken von Schönheitsfreude zu spenden vermag. Keine Stunde endlich — ausser den schwersten des Schmerzes — in der nicht ein Mensch die Stärke und Grösse seiner eigenen Seele fühlen kann; ihre Unabhängigkeit von allen äusseren Schicksalen; ihre Macht, sich selbst zu suchen, sich selbst zu finden, sich selbst zu steigern, durch alles und trotz allem. Für alle vom Leben Benachteiligten gelten die Worte, die Viktor Hugo an eine junge trauernde Frau richtete:

N'avez-vous pas votre âme?

Und zu welchem Glauben oder Unglauben ein Mensch sich auch bekennt, im Innersten ist es dieses Bewusstsein vom Werte seiner eigenen Seele, das ihn rettet, wenn es keine andere Hilfe gibt. Und es gibt keine andere Hilfe!

In diesem Sinne ist es allerdings wahr, dass der Mensch, Weib wie Mann, Selbstzweck ist; dass er seine Aufgabe erfüllt hat, wenn er nicht Schaden

genommen hat an seiner Seele, selbst wenn er vom Leben nichts anderes erlangte; wenn er seine seelische Macht vergrössert, seine Eigenart entdeckt und betätigt hat. Denn nur dies heisst, seine Seele erlösen. In diesem Sinne ist es wahr, dass die „Aufgabe“ des Weibes wie des Mannes nicht die von unserem eigenen Willen allein nicht abhängige Geschlechtsaufgabe sein kann. Und so kann man auch von dem, der diese nicht erfüllt hat, nicht sagen, dass er sein Dasein verfehlt habe. In diesem Sinne besteht auch im innersten eine gewisse Übereinstimmung zwischen dem Gefühl der eben geschilderten Selbstherrlichkeit und der Empfindung derer, die meinen, dass die höchste Bestimmung des Weibes wie des Mannes nicht die Liebe sein kann, sondern nur das Leben als Ewigkeitswesen über allen irdischen und gesellschaftlichen Werten; dass die höchste Wirklichkeit jedes Menschen in ihm selbst ist und sein grösstes Glück nur das sein kann, in Heiligkeit und Gottesgemeinschaft zu erstarken.

Aber für die Lebensgestaltung wird der Unterschied unermesslich gross. Da steht man wieder vor der dualistischen und der monistischen Lebensanschauung; dem Glauben, dass die Seele ihre höchste Entwicklung und Seligkeit unabhängig von ihren irdischen Voraussetzungen — anstatt durch dieselben — erreichen kann.

Für die letztere Anschauung wird der Mann wie das Weib selbst in ihren grössten Seelenbewegungen von ihrem Geschlechtsleben bestimmt. Geschlechtsgefühle pulsieren in den Träumen des Übergangsalters von Heldentaten und Märtyrertum;

sie sind der warme Unterstrom des in dieser Zeit erwachenden religiösen Bedürfnisses. Jede Frau, die später ein strahlendes Liebeswerk vollbracht hat, die ein grosser christlicher Charakter geworden ist, hat — wie die schwedische Heilige Birgitta, wie Katharina von Siena, wie die heilige Teresa — das Feuer der grossen Liebe in ihrer Seele gehabt; in ihrem Blut hat die heisse Sehnsucht gebrannt, mit Körper und Seele dem Geschlechte zu dienen. Und darum wurde auch ihre Menschenliebe wärmend, während die Opfer so mancher anderer Wohltätigkeit frieren wie geschorene Schafe. Vom Weibe gilt in noch höherem Grade als vom Mann das Wort Schillers: Wer keinen Menschen machen kann, der kann auch keinen lieben.

Das wesentliche Ich eines Weibes muss hervorgeliebt werden, ehe sie in grosser Weise etwas für andere oder für sich selbst bedeuten kann. Wer in seinem Leben aller Erotik entbehrt hat, findet selten den Weg zu dem im grossen Sinne Menschlichen, während der, dem das Leben es versagt hat, sein erotisches Wesen im gewöhnlichen Sinne auszudrücken, dieses in einen das All-Leben umschliessenden Eros umwandelt, den Eros, den Plato ahnte und den er von Diotima verkünden liess: ein Zug von unendlicher Feinheit. Denn vielleicht kann nur die Frau — weil ihr ganzes Wesen Erotik ist — so ihrerseits selbst ihre Liebessehnsucht aus dem ganzen Dasein stillen?

Aber diese Empfindung der Einheit mit dem All — die der Theosoph, der Mystiker, der Pantheist, der Evolutionist, jeder in seiner Weise ausdrückt, aber die alle in gleicher Weise fühlen — ist das,

was ein grosses erotisches Glück vor allem schenkt. Von dieser Art zu lieben gilt es ganz besonders, dass nur, wer liebt, Gott fühlt, jenes grosse Wort von der Einheit mit dem All, in dem wir leben, uns bewegen und unser Wesen haben. Nicht weil Gott die Menschen schuf, auf dass sie sich vermehren und die Erde erfüllen, sondern weil sie fruchtbar waren und die Erde mit Wesen und Werken erfüllten, gaben sie dem Leben den Namen des Schöpfers und verehrten in der Gestalt von Göttern ihre eigene Schaffensmacht, für die sie auch Ewigkeiten träumten.

Weil die Fruchtbarkeit, die Zeugungskraft in allen ihren Formen das Göttliche im Menschen ist, kann niemand ohne sie „Heiligkeit und Gottesgemeinschaft“ im Sinne des Lebensglaubens erreichen oder, mit anderen Worten, volles Menschentum. Schon in ihrer begrenzten Form, als familienbildend, ist sie das untrügliche Mittel, das Ich über seine eigene Grenze auszudehnen, die einfachste Voraussetzung der Humanisierung. Sie kann den Egoisten zu einem Gebenden umwandeln, nur indem sie ihm etwas gibt, wofür er leben kann. Darum hat die Liebe unzähligen Menschen den Glauben ersetzt, weil sie dieselbe Macht hat, sie gut und gross zu machen, aber eine hundertfache, sie zu beglücken. Darum ist alle grosse und schöne — von Milde und Mildtätigkeit überquellende — Resignation ein Weinberg auf dem Abhang eines Kraters.

Aber darum gilt es auch von allen, die die Wärme der Fruchtbarkeit in sich gelöscht haben, dass sie die einzige unverzeihliche Sünde begangen

haben, die gegen des Lebens heiligen Geist. Diese Frauen finden ihre Verurteilung in Lessings Fabel von Hera, die Iris zur Erde sandte, um dort drei tugendstrenge, vollkommen keusche, von keinerlei Liebesträumen besudelte Jungfrauen zu finden. Und Iris fand sie wohl, aber brachte sie nicht in den Olymp. Denn der Hades hatte sie schon von Hermes holen lassen, in der Unterwelt — die gealterten Furien zu ersetzen!

Weil die Mittel des Lebens nie seinen Zweck verdecken dürfen, — der darin besteht, mit unserem ganzen Wesen zu leben und so eine immer grössere Fülle von Leben mitzuteilen — ist es unsittlich, ausschliesslich für die Heiligung oder die Arbeit, das Vaterland oder die Menschheit zu leben, ja sogar für die Liebe, denn der Mensch soll durch all dies leben. Seine Abschliessung von einem dieser Mittel zu vollem Menschentum kann nie durch seine Teilnahme an einem der anderen ersetzt werden, ebenso wenig wie einer seiner Sinne durch einen anderen, selbst wenn dieser letztere durch den Zwang, an Stelle des verlorenen zu dienen, vervollkommnet wird. Und die Resignation, die sich vorzeitig mit einem Teil des Rechtes ihrer Menschennatur begnügt, anstatt das Ganze anzustreben, diese Resignation ist ein Schlummer im Schnee. Es ist unleugbar ein ruhigerer Zustand, als seine Seele spannkräftig für neue Erlebnisse zu bewahren. Denn dann muss man auch neuer Wunden gewärtig sein; und wer seine Leidensfähigkeit wach erhält, kann über-

zeugt sein, mehr erdulden zu müssen, als der, welcher sie mit einem Opiat eingeschläfert hat. Aber kein Wertmesser ist schlechter, als der, ob man leidet oder nicht leidet. Die Frage ist nur, wodurch man leidet und was man — für sich selbst und andere — durch seine Schmerzen wird oder nicht wird.

Das Leben hält in seiner einen Hand den goldenen Königsreif des Glücks, in der anderen die Dornenkrone des Leids. Seinen Lieblingen reicht es beide. Aber nur der geht leer aus, dessen Schläfen von keiner berührt werden.

Eine seelenvolle Frau machte einmal die Bemerkung, dass, obgleich die Liebe von den meisten als der grosse Inhalt des Lebens anerkannt wird, die Menschen doch noch nicht vermocht haben, ihr ihren Platz im Leben zu bereiten. Ausserhalb der Ehe nennt man sie Sünde; in derselben kann die Liebe — so wie die Ehe jetzt ist — selten leben, und entsteht sie zu einem anderen als dem Gatten, dann muss sie um der Kinder willen geopfert werden.

Diese Beobachtung hat die neue Frau immer mehr in ihrem Entschluss bestärkt, der Liebe ausserhalb der Ehe Platz zu bereiten.

Die Frauen — wie die Männer — haben angefangen, die Sittlichkeitsbegriffe zu prüfen, wo die grossen und kleinen Werte so durcheinander gemischt werden wie die Scatins und die Könige in einem Kartenspiel. Alle Sittlichkeit ist für die Frau gleichbedeutend mit geschlechtlicher Sittlich-

keit geworden; alle geschlechtliche Sittlichkeit gleichbedeutend mit der Abwesenheit von Sinnlichkeit und dem Vorhandensein des Trauungsscheins. In Reden und Dichtung wird die Aufgabe des Weibes als „Gattin und Mutter“ verherrlicht, aber zugleich wird diese Aufgabe erst dann als achtungswert angesehen, wenn sie — erreicht ist, hingegen aber als entehrend, solange sie mit der gesunden Stärke ersehnt wird, die die Bürgschaft dafür ist, dass man sie voll erfüllen kann! Eine Frau kann stolz und stark sein, gut und arbeitsfreudig, mutig und edelmütig, ehrlich und verlässlich, treu und pflichtgetreu — mit einem Worte, sie kann alle Tugenden besitzen, die man beim Manne preist — und doch unsittlich genannt werden, wenn sie der Menschheit ein neues Leben gibt! Die aus dem Gesichtspunkt der geschlechtlichen Sittlichkeit Tadellose kann hingegen so feige, so verleumderisch, so lügnerisch wie nur möglich sein, ohne dass die Gesellschaft ihr darum ihre Achtung versagt.

Diese Gedankenwirrnis ist so eins mit den Gefühlen, dass es Jahrhunderte dauern dürfte, bis neue Rechtsbegriffe sie umzubilden vermögen.

Denn trotz allem bleibt es wahr, dass die übrige Sittlichkeit des Weibes in einem tieferen Zusammenhange mit ihrer geschlechtlichen Sittlichkeit steht, als dies beim Manne der Fall ist. Die Natur selbst hat diesen Zusammenhang geschaffen, als sie die Liebe und das Kind mit dem Dasein des Weibes enger verband, als mit dem des Mannes. Es muss immer für die ganze Persönlichkeit der Frau von durchgreifender Bedeutung sein, sich

der Möglichkeit hinzugeben, ein neues Leben zu schaffen. Und darum ist die Stellung einer Frau, nicht zur Trauung, wohl aber zur Mutterschaft ein entscheidender Massstab für ihre übrige sittliche Entwicklung und seelische Kultur.

Dieselbe geschlechtliche Freiheit für die Frau wie für den Mann erscheint jeder tief weiblichen Frau als eine naturwidrige Forderung. Aber dies bedeutet weder, dass der Mann fortfahren soll, seine Freiheit zu missbrauchen, noch dass die Frau fortfahren muss, die ihre innerhalb „gesetzlicher“ Grenzen einzuschränken. Ebenso wenig bedeutet dies, dass die Frauen weiter sich selbst, die Männer, und einander über ihre Natur als Geschlechtswesen belügen sollen. Gewiss gibt es viele in dieser Beziehung unempfindliche Frauen, und gewiss stellen andere verheiratete Frauen die Forderungen der Sinne in Abrede, — weil dieselben befriedigt wurden, bevor sie ihnen zum Bewusstsein kamen. Aber wenn die Entwicklung der Liebe eine reinere und gesundere Anschauung herbeigeführt haben wird, dann werden weder Frauen noch Männer es als einen Vorzug, eine Überlegenheit beim Weibe betrachten, wenn sie den Charakter des „dritten Geschlechts“ in sich entwickelt. Da wird jeder erkennen, dass das im vollsten Sinne gesunde und reiche Menschenleben die Erfüllung der Bestimmung als Geschlechtswesen einschliessen muss, und dass, wenn auch die Lebenshemmung nach dieser Richtung keine physischen Leiden mit sich bringt, sie doch tiefe psychische Leiden von kraftherabsetzender Wirkung im Gefolge haben muss. Dann wird man auch

nicht absichtlich die Augen davor verschliessen, dass es — neben vielen starken, ausgeglichenen, arbeitsfreudigen unverheirateten Frauen — andere gibt, die ebenso viel Achtung verdienen, obgleich sie nicht ohne die Mutterschaft harmonisch bleiben können. Im Norden dürften die ersteren in der Majorität sein. Etwas weiter südlich ist dies nicht mehr der Fall. Und die Ursache ist nicht Mangel an Selbstzucht oder Arbeitsernst, sondern ganz einfach die schon dargelegte Tatsache: dass das Geschlechtsleben der Frau — wenn es stark und gesund verblieben ist — sie in einer so viel innerlicheren Weise bestimmt als den Mann. Sie leidet selten heftig, oft unbewusst oder halb bewusst unter der Lebenshemmung in dieser Richtung. Aber dafür in einer um so eingreifenderen, die Lebenskraft langsam aussaugenden Weise.

Es ist darauf hingewiesen worden, dass die hochgradige Nervosität der Lehrerinnen nicht nur davon herrührt, dass ihre Arbeit schlecht entlohnt wird und grosse seelische Anspannung verlangt, sondern auch daher, dass sie so sehr darnach angetan ist, ihre Mütterlichkeitssehnsucht aufzustacheln. Aber nicht nur die Lehrerinnen allein werden lange vor der Zeit vergrämt, farblos und geschwächt. Viele Frauen, die in der Ehe neu aufblühen könnten, werden — wenn diese sich nicht bietet — früher oder später zu den Entgleisten gehören. Innere Krankheiten, Hysterie, Wahnsinn, Perversität, Selbstmord sind die Folgen dieses „Opferwesens der Kultur“, das hier seinen geheimsten Ritus hat.[7])

Aber jedes derartige Opfer macht das Leben

ärmer. Denn es sind oft die wärmsten, an Güte und Seele reichsten Frauennaturen, die in jedem Sinne Fruchtbaren, die so untergehen. Und die Menschheit verliert durch sie nicht nur unmittelbar einen Wert, sondern auch mittelbar, in ihren niemals geborenen Kindern.

Diese Verluste können bis auf weiteres nur durch einen geänderten Sittlichkeitsmassstab vermieden werden, wenigstens solange als es nicht einmal einen Mann für jede Frau gibt. Denn man kann nur eine sehr langsame Wirkung der Massregeln erhoffen, die das Gleichgewicht wieder herstellen können, das die Natur zu beabsichtigen scheint, indem sie sogar mehr Knaben als Mädchen zur Welt kommen lässt, nämlich Massregeln zum besseren Schutz des Lebens der Knaben und Männer. Ein Vorschlag, der vor einigen Jahren in einem der grossen Kulturländer gemacht wurde: eine planmässige und gut überwachte Auswanderung von berufstüchtigen Frauen aus jenen Ländern, wo sie überzählig sind, in Länder anzuordnen, wo das entgegengesetzte Verhältnis herrscht, verdient ganz gewiss als zeitweiliges Hilfsmittel Erwägung. Denn während die Arbeitstüchtigkeit dieser Frauen sie von der Heirat unabhängig machen würde, wären ihnen auch grössere Möglichkeiten geboten, eine solche zu schliessen, ebenso wie den — nun in diesen Gegenden auf das Zölibat oder die Prostitution angewiesenen — überzähligen Männern.

Im grossen gesehen, kann jedoch hier nur das Erwachen des Gesellschaftsbewusstseins helfen. Aber bevor nicht die Jugend selbst mit der

Sturmglocke des Handelns das Gesellschaftsgewissen wach läutet, wird die Hilfe auf sich warten lassen.

In einer Beziehung können die arbeitenden jungen Männer und Frauen selbst ihr Schicksal in die Hand nehmen, in der rein äusseren nämlich, die darin besteht, sich die Gelegenheiten zu verschaffen, die ihnen fehlen — während sie für die studierende Jugend nun so manches Lebensglück begründen — die Gelegenheit, sich unter schönen und würdigen Formen der Kameradschaft gegenseitig kennen zu lernen.

In den Fällen hingegen, in denen das Lebensschicksal einer Frau ihr aus dem einen oder anderen Grunde die Verwirklichung der Liebe unmöglich gemacht hat, sollte sie — wie die Gattin in einer unfruchtbaren Ehe — öfter, als es jetzt geschieht, ihr Leben bereichern und zum Teil ihre Muttersehnsucht stillen, indem sie sich unter den schutzlosen Kindern, die es leider noch im Überfluss gibt, eines wählte, um es zu hegen und zu lieben. Solche Pfropfreiser auf dem eigenen Stamme tragen oft herrliche Frucht. Die einsame Frau fällt so nicht der Härte und Bitterkeit anheim, die nicht notwendige Folgen eines gehemmten Geschlechtslebens sind, desto mehr aber die eines erfrorenen Herzenslebens.

In den Fällen, in denen eine Frau durch die Entbehrung der Mutterschaft eine langwierige und unerträgliche Lebenshemmung erfährt, kann sie das kleinere Übel wählen: auch ohne Liebe in der Ehe oder ausserhalb derselben Mutter zu werden. Wer stiehlt, um sein Leben zu retten,

muss ungestraft bleiben. Aber sie darf nicht anderen, die nicht in derselben Not sind, als Vorbild hingestellt werden!

Es darf also nicht die Lösung des Rechts auf Mutterschaft werden, dass man die Mehrzahl der unverheirateten Frauen auffordert, sich ohne Liebe ein Kind zu schaffen. Nicht einmal, es von der Liebe zu empfangen, wenn sie im vorhinein wissen, dass ein fortgesetztes Zusammenleben mit dem Vater des Kindes unmöglich ist.

Aber aus ihrem eigenen wie aus dem Gesichtspunkt der Menschheit hat hingegen diejenige unverheiratete Frau ein Recht auf die Mutterschaft, die eine so reiche menschliche Seele, ein so grosses Mutterherz, einen so männlichen Mut hat, dass sie ein Ausnahmeschicksal tragen kann. Sie hat den ganzen Reichtum ihres Wesens und den des Geliebten durch das Kind der Menschheit zu vererben; sie hat ihre ganze Persönlichkeitsentwicklung, ihre geistige und körperliche Lebenskraft, ihre durch die Arbeit errungene Unabhängigkeit für die Erziehung des Kindes einzusetzen. Sie hat in ihrem Lebenswerk nur für einen Teil ihres Wesens Verwendung gehabt: voll und ganz will sie es ausdrücken, ehe sie von des Lebens Gabe scheidet. Mit dem vollen Ja und Amen ihres Gewissens wird sie darum Mutter.

All dies gilt jedoch selten von einer Frau, ehe sie nicht die Grenze zu „la seconda primavera“ erreicht oder überschritten hat; erst dann dürfte sie volle Sicherheit über den Ernst ihrer Sehnsucht und über ihren Mut haben, sowie die

begründete Überzeugung, dass das Leben ihr kein höheres Glücksschicksal vorbehalten hat. Und nicht einmal sie darf ein Vorbild für die endgültige Lösung des Problems werden. Aber in Zeiten wie der unsrigen, wo die Lebenshemmung in dieser Richtung unleidlich geworden ist, sind Wagestücke berechtigt, wenn sie glücken!

Wenn ein solches Wagestück glücken soll, muss die Frau nicht nur rein wie Schnee sein, nein, rein wie Feuer, in ihrer Gewissheit, mit dem Kinde ihrer Liebe ihrem eigenen Leben eine strahlende Steigerung und der Menschheit einen neuen Reichtum zu geben.

Ist sie das — dann klafft auch ein Abgrund, tief wie bis zum Mittelpunkt der Erde, zwischen dieser unverheirateten Frau, die der Menscheit ihr Kind schenkt, und der unverheirateten Frau, die „ein Kind kriegt".

Zweifellos würde die Erstgenannte es als das ideale Glück betrachtet haben, ihr Kind in Gemeinschaft mit dessen Vater erziehen zu können. Die Umstände, die sie hindern, können verschiedener Natur sein. Die Freiheit des Mannes ist z. B. von früheren Pflichten oder Gefühlen beschränkt, die ihn mit oder gegen seinen Willen fesseln. Die Lebensbedingungen und die Tätigkeit des einen oder anderen Teils können eine volle Vereinigung unmöglich machen. Ebenso die Erfahrung, dass die Persönlichkeit des einen oder anderen durch die Ehe gehemmt würde. Oder auch hat die Liebe selbst nicht das gehalten, was sie versprochen, und die Frau ist stolz genug, sich nicht als gefallen

anzusehen, nicht zu glauben, dass sie durch eine Ehe rehabilitiert werden müsse, die im Gegenteil unter diesen Verhältnissen der Sündenfall wäre.

Es gibt schliesslich einzelne Fälle, wo eine hervorragende Frau — denn es sind oft die Besten, die von dem starken Wunsche nach dem Kinde ergriffen werden — fühlt, dass sie ihre Mutterschaft nicht mit den Anforderungen der Liebe und des geistigen Schaffens vereinigen kann; dass sie nur zwei Aufgaben zu genügen vermag und darum von der Liebe das Kind nimmt, aber von der Ehe absteht.

Aber es gibt auch ganz entgegengesetzte Schicksale, wo die Frau für ihr eigen Teil das Kind wünscht, aber um des Mannes willen darauf verzichtet.

In den meisten Fällen geschieht dies, weil sie sein Werk mit solcher Liebe umfängt, dass sie, wenn es verlangt wird, im Geiste Heloisens diesem ihr Mutterglück opfert. Und je mehr die Liebe sich vervollkommnet, desto mehr lernt die Frau das Werk des Mannes wie ihr Kind lieben, er hingegen ihr Werk so, wie er sein eigenes liebt.

Aber es können auch andere Gründe sein, die eine Frau bewegen, dem Manne volle Freiheit zu bewahren, wie zum Beispiel der, dass er der jüngere ist, oder dass sie weiss, dass sie ihm kein Kind schenken kann. Solche Bündnisse sind heute nichts Ungewöhnliches, Bündnisse, durch die zwei Menschen lange ihr eigenes Leben und das Leben um sich reicher machen. In die Zärtlichkeit für den Mann setzt eine solche Frau ihre Mütterlichkeit um. Das Beste ihrer eigenen Produktionskraft gibt sie dem Gedankenaustausch mit

ihm, der so wächst, während sie stehen bleibt. Aber sie geniesst dabei die Seligkeit, die die Mutter mit dem Kindlein an ihrer Brust erfährt; sowie diese sich doppelt für das Kind nährt, sucht eine solche Geliebte die reichste geistige Nahrung, um sie dann mitzuteilen: sie hat das Gefühl, das zu stehlen, was sie sich allein aneignet. Vielleicht wäre das Märchen vom Pelikan, der die Jungen mit seinem Herzblut nährte, ein besseres Symbol für diese Frauen, die gefasst sein müssen, den Mann früher oder später die junge Braut suchen zu sehen, die seiner Sehnsucht in jeder Beziehung entsprechen wird. In Fällen wie diesen bewahrheitet es sich wenn je, dass die „grosse Liebe mehr will als Gegenliebe“, dass sie „schaffen will“. (Nietzsche). Hier wenn je offenbart die Frauennatur, dass ihre grosse geniale Begabung die für die Liebe ist; dass je höher eine Frau sich erhebt, desto gewisser eigener Ruhm, eigene Siege, eigene Zukunft federleicht gegen das Glück wiegen, ihre grosse Anlage, zu lieben, in ihrer ganzen Fülle zu entwickeln. Und wann liebt sie tiefer, als wenn sie den ganzen Überfluss ihres entwickelten Frauenwesens an die Vervollkommnung des Geliebten — für ein anderes Weib — verschwendet?

Was jede Frau in unserer Zeit mehr als in irgend einer anderen braucht, das hat Ricarda Huch mit den Worten ausgesprochen: „Mut für sich, Mitleid für die anderen!“

Mut zu einem eigenen Schicksal; Mut, es zu tragen oder darunter zusammenzubrechen. Aber auch Mut, auf sein Schicksal zu warten, es zu wählen. Mitgefühl mit den Vielen, denen der

eine oder andere Teil des neuen Mutes gefehlt hat: der Wagemut oder das Bereitsein oder das Abwarten.

Diese beiden Wege, die der neue Mut des Weibes gefunden hat — der Mann und die Arbeit ohne das Kind oder das Kind und die Arbeit ohne den Mann — müssen berechtigte Lebensformen genannt werden, wenn sie sich als lebensteigernd erweisen. Aber sie können doch nicht die Lebenslinie für die Mehrzahl werden. Diese folgt der Richtung des alten indischen Weisheitswortes: dass der Mann ein halber Mensch ist, die Frau ein halber und nur Vater und Mutter mit ihrem Kinde ein ganzer werden! Und wenn auch die Frauen das Recht besitzen, ihre erotische Sehnsucht zu erfüllen, insoweit das Leben sich dadurch erhöht, so dürfen sie doch niemals vergessen, dass sie erst dann ihr volles Menschentum erreichen, wenn sie durch die Liebe dem Manne ein Kind und dem Kinde einen Vater gegeben haben.

Hier ist nicht von den jungen Frauen die Rede, die ungetraute Gattinnen von Männern sind, welche erst später ein Heim für Kinder und für ein volles Zusammenleben begründen können. Diese Frauen können freilich den Schmerz erleben, dass sie zu fest auf ihr eigenes Herz oder das eines anderen gebaut haben. Aber sie sind rein in ihrem Willen gewesen, und ihr Wille war auf

das zukünftige Zusammenleben gerichtet, nicht auf „Erlebnisse", deren einziger Wert darin besteht, dass sie einander rasch ablösen.

Diese jungen Frauen müssen darum genau von jenen unterschieden werden, die die Hetären der Gegenwart geworden sind. Diese Neu-Griechinnen sind fein kultivierte, reich begabte, stilvolle und auserlesene Typen der zerebralen und polygamen Frau. Die Liebe ist für sie ein Genusswert — der etwas höher steht als der der Zigarette, mit der ihre schmalen Finger spielen, oder der des Alkohols, der ihren bleichen Wangen Wärme gibt — aber ausgesprochen tiefer als der Dichtertaumel oder die Farbenfreude.

Sie teilen mit den Männern die Schaffenslust, die Arbeitsfreude, die Schönheitsgenüsse, die Ideen und die Liebesfreiheit. Nichts wäre ihnen unwillkommener als mögliche Folgen ihrer „Liebe", die von Verhältnis zu Verhältnis gleitet, unter einer wachsenden Empfindung der Leere, der Müdigkeit, der Ohnmacht. Unfruchtbarkeit in jeder Beziehung, dies ist ihr Schicksal und ihr Urteilsspruch. Denn einzig und allein für das Unfruchtbare hat das Leben keine Verwendung. Zuweilen sind sie auch nicht imstande weiter zu leben — um nur wieder und wieder überzeugt zu werden: dass ihre Seele nicht lieben, nicht schaffen, nicht leiden und nichts anderes wollen kann, als sich vom Baume des Lebens zu lösen wie eine beschädigte Knospe, eine verdorbene Frucht.[8])

Aber auch diese Strömung, in der alles nur gleitende Wellen und funkelnder Schaum zu sein scheint, hat für den, der lange genug lauscht, einen

klagenden Unterton: die Dunkelscheu davor, bei sich selbst „tief innen ein leeres schwarzes Loch“ zu finden; der Hass gegen die schwindelnde Bewegung der Grossstadt und des modernen Lebens ohne grosse Ziele, gegen ihren ewigen Rhythmus der Aufreizung und des Überdrusses, der Betäubung und Unruhe, all dies, das man „das moderne Leben“ nennt, ein Leben, das sie gehindert hat, je zu — leben!

Noch ein anderer Unterton ist da. Er ist schwerer zu deuten, und nur der junge Dichter der „Renate Fuchs“ hat es voll verstanden, dass es unter diesen gleitenden Wellen auch suchende gibt; solche, die sich allem zum Trotz im Innersten rein für ihr grosses Erlebnis bewahrt haben; die es unfehlbar entdeckt, sich ihm unbedenklich hingegeben haben, im selben Augenblick, in dem es ihnen gegenübertrat. Aber die Schlussseiten, für die das ganze Buch geschrieben ist, haben nur wenige verstanden. Und die Keuschheit der Seele, die da geschildert wird, dürfte wohl auch so selten sein, dass sie dem schwer fassbar wird, der nicht mit dem Dichter einsieht, dass „für uns jetzt ein Zeitalter mit einem neuen Massstab für die Beurteilung der Frau beginnt. Tiefe innere Revolutionen sind im Anzuge ... wohin man sich wendet, sieht man überall unverstandene Frauen, unglückliche Ehen, erstickte Sehnsucht, unterirdische Flammen.“

Die reinste dieser Flammen schlägt hier und da aus der Tiefe empor, wenn eine wahrhaft weibliche Frau mit all der Macht, die ihrer Natur eigen ist, ihr Recht auf Mutterschaft behauptet.[9])

Aber das Recht auf ein Ausnahmeschicksal hat nur der, dessen Glück es schafft. Mit anderen Worten der, den es in eine solche Übereinstimmung zwischen den eigenen Lebensbedürfnissen und den umgebenden Lebensverhältnissen versetzt, dass die Kräfte des Individuums so ihre höchstmögliche Entwicklung erreichen.

Und da dies selten der Fall ist, wenn der einzelne sich eine Stellung schafft, die ihn in Kampf mit der Gesellschaft bringt, kann es also nicht ein solches Ausnahmeschicksal sein, auf das der Denkende die Mehrzahl der jetzt unter das Arbeitsjoch gebeugten Frauen hinweisen wird, die ihr Schicksal verbessern wollen. Die unmittelbarste Möglichkeit ist für den Anfang die: die Art und die Bedingungen ihrer Arbeit zu verbessern.

Die Frauen müssen es sich angelegener sein lassen, Arbeitsgebiete zu entdecken oder zu schaffen, auf denen sie etwas von ihrem Frauenwesen, ihrer menschlichen Persönlichkeit ausdrücken können. Es gehört zu den erfreulichen Zeichen der Zeit, dass dies zu geschehen anfängt. So hat z. B. in Dänemark eine ausgezeichnete Mathematikerin — gerade von den oben erwähnten Gründen bestimmt — ihre wissenschaftliche Tätigkeit aufgegeben und ist die erste Fabrikinspektorin des Nordens geworden. So hat in Deutschland eine Chemikerin aus denselben Gründen dieselbe Laufbahn gewählt. Eine Juristin widmet sich da ausschliesslich dem Kinderschutz; eine andere — in Frankreich — der Advokatur, um armen Frauen

zu helfen. Aber noch gibt es allzu viele Frauen, denen ihre glückliche Lage freie Arbeitswahl ermöglicht und die dessenungeachtet den Beruf gesucht haben, der ihnen das sicherste Einkommen oder die grösste Pension gewähren kann, nicht den freiesten Gebrauch ihrer persönlichen Kräfte!

Aber auch die Möglichkeit der Wahl ist nur den Ausnahmsbegabungen oder den Ausnahmsverhältnissen vorbehalten. Der Mehrzahl der Frauen, die arbeiten müssen oder wollen, fällt es schwer, einen Beruf zu finden, der ihnen wirklich ein Rückgrat gibt, nicht nur einen Blumenstab, um sich daran zu lehnen. Um einen grösseren organischen Zusammenhang zwischen der Frau und ihrer Arbeit zu ermöglichen, wäre nichts notwendiger als eine Unternehmungsvermittelungsanstalt, der man von verschiedenen Orten Verzeichnisse der dort benötigten Arbeiten praktischer oder ideeller Art einschickte, und dann, im Zusammenhang damit, eine neue Art „Hypothekenbank“, aber eine, bei der die Einzeichnungen auf die Tatkraft, die Arbeitsfähigkeit, die Erfindungsgabe der jungen Frauen gemacht würden, eine Bank also, die unter billigen Amortisierungsbedingungen die Kulturdarlehen vorstreckte, die erforderlich wären, damit diese jetzt ungenutzten Hilfsquellen für den Reichtum der Nation eingesetzt werden könnten. Die Glückssumme der unverheirateten Frauen würde steigen, wenn ihr Schaffenstrieb so wenigstens in einer starken und gesunden Tätigkeit ausgelöst würde, durch die sie einigermassen ihr Bedürfnis, Zärtlichkeit zu be-

zeugen und um sich Behagen und Schönheit hervorzurufen, befriedigen könnten.

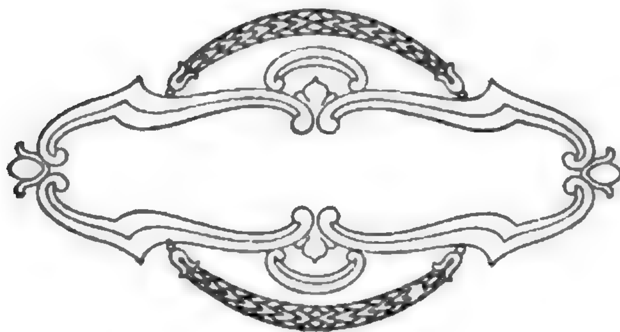
Kein „Kulturfond" wäre der Aufmerksamkeit der Donatoren würdiger als ein solcher![10])

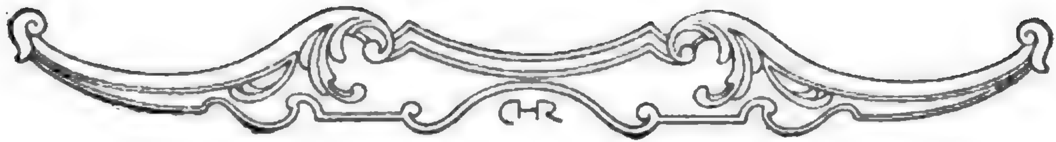
Für alle die Frauen hingegen, die gezwungen sind, bei ihrer Lohnarbeit auszuharren, gilt es wenigstens, so weit in die soziale Frage einzudringen, als notwendig ist, um die Pflicht der Solidarität und die Notwendigkeit der Organisation einzusehen, wenn sie die erhöhten Löhne, die kürzere Arbeitszeit, die Sommerruhe, überhaupt die besseren Bedingungen erlangen wollen, die sie erlangen müssen, um ihre geistige und körperliche Lebenskraft halbwegs zu bewahren und damit das Mass von Lebensfreude, das jeder besitzen kann. Die erste Voraussetzung dafür ist, dass die Familientöchter aufhören, Arbeit unter Lohnbedingungen anzunehmen, von denen eine sich selbst versorgende Frau nicht leben kann, und dass überhaupt die Frauen aufhören, sich für besonders verdienstvoll zu halten, nur weil sie arbeiten — unbekümmert um den Schaden für das grosse Ganze, den ihre Arbeit unter dem Preise zur Folge hat.

Aber diese arbeitenden Frauen brauchen nicht nur den Willen zur Erhöhung ihres eigenen Lebens, sondern vor allem ein regeres Gefühl für die Organisation des Ganzen. Ihre persönlichen Forderungen an Bildung, Ruhe, Schönheit, Liebe, Mutterschaft müssen in Zusammenhang mit denen aller gebracht werden, so dass sie auch anfangen, für andere das zu fordern, was sie für sich selbst wünschen. Anstatt durch missglückte Lebens-

versuche ihr eigenes Dasein zu verringern, sollten sie andere Frauenseelen mit ihren Träumen von einem schöneren erfüllen. Und um dies zu können, müssen sie sich immer empfänglich und tätig erhalten, nach allen Seiten gebend und empfangend.

So schwillt aus unzähligen kleinen Bächlein der Strom der Willen, der einmal die alten Grenzen zwischen der Macht, zu wünschen, und dem Zwange, zu entsagen, verschieben wird. So wird die liebesberaubte Frau ihr eigenes kleines Geschick in dem Schicksal der vielen vergessen können und trotz eigener Lebenshemmungen empfinden, dass sie lebt — weil sie die Schläge des Herzens der Menschheit in ihrem eigenen fühlen und dadurch, dass sie ihr eigenes Herz erweitert, das der Menschheit vergrössern wird.





Die Befreiung von der Mutterschaft

Für das Denken, das von der Oberfläche des Lebens zu den Tiefen dringt, ist die Forderung des Rechtes auf Mutterschaft ein Zeichen der Gesundheit, ein Beweis dafür, dass in einem Volke der starke, gesunde Frauenwille rege ist, die Erde zu erfüllen, ohne den das Volk nicht lange auf Erden leben kann. Wenn auch gewisse Äusserungen dieses Willens das lebensteigernde Ziel verfehlen, an und für sich ist der Wille verehrungswürdig.

Bezeichnend für die Begriffsverwirrung in diesen Fragen ist es jedoch, dass der Beweis der Gesundheit den Sittlichkeitswächtern Entsetzen einflösst, während sie ruhig die Zeitrichtung betrachten, die von Stoff zu Tragik für die einzelnen, wie für die Völker erfüllt ist: den Willen zur Befreiung von der Mutterschaft.

Das Christentum mit seiner Vertiefung des Persönlichkeitsbegriffes bei gleichzeitiger Rücksichtslosigkeit gegen die Gattung stempelte im Gegensatz zu der Antike die Ehe zur Privatangelegenheit der Individuen. Die Entwicklung der Liebe setzte die Befreiung fort, die das Christentum begann. Wie ich schon früher dargelegt habe, gestehen die Vertreter des Christen-

tums noch immer das Recht zu, unverheiratet zu bleiben und das Kindergebären einzuschränken, wenn nur beides unter Enthaltsamkeit geschieht.

Für den Evolutionisten hingegen ist nicht die Form das Entscheidende, sondern nur die Gründe. Die Gefahr für die möglichen Kinder oder für die Mutter selbst; die Furcht, ökonomisch oder persönlich für die Erziehung der Kinder nicht zuzureichen; der Wille, all seine Kräfte für eine bedeutungsvolle Lebensarbeit einzusetzen; ein malthusianischer Standpunkt in der Bevölkerungsfrage — diese und andere Motive erscheinen dem Evolutionisten als gute Gründe, die Elternschaft einzuschränken oder ganz davon abzustehen. Und den einzelnen wird nach dieser Richtung auch Wahlfreiheit in Bezug auf die Art zuerkannt, die am besten mit der Meinung der Wissenschaft über die Gesundheit und mit ihrer eigenen über Sittlichkeit und Schönheit übereinstimmt.

Und sobald man der Ansicht ist, dass der einzelne auch Selbstzweck ist, mit dem Rechte und der Pflicht, der Art seines Wesens gemäss in erster Linie eigene Forderungen zu erfüllen, muss es die Angelegenheit des einzelnen bleiben, wenn er seine Bestimmung als Geschlechtswesen überhaupt nicht erfüllen oder die Erfüllung der Aufgabe einschränken will.

Aber da der einzelne nur im Zusammenhange mit der Menschheit seine höchste Lebenssteigerung erreichen, seinen Selbstzweck erfüllen kann, so hat er auch Pflichten gegen die Gesamtheit und nicht zum wenigsten als Geschlechtswesen. Hat das Leben dem einzelnen das Schicksal gegeben,

das eine sittliche Elternschaft ermöglicht, die Voraussetzungen, die den neuen Leben günstig sind, dann wird eine Einschränkung der Kinderzahl nur dann sittlich sein, wenn sie — durch die Lebenssteigerung der einzelnen selbst, wie der Kinder — dem Ganzen zu gute kommt.

Aber wenn ausschliesslich kleinliche und selbstische Gründe — wie die Rücksicht auf das Erbteil der Kinder, eigenes Wohlleben und Wollust, eigene Schönheit und Bequemlichkeit — Väter und Mütter bestimmen, die Anzahl der Kinder unter der das Wachstum des Volkes sichernden Durchschnittszahl zu halten, dann ist diese Handlungsweise antisozial. Wer sich hingegen mit wenigen oder gar keinen Kindern begnügt, weil er ein Werk auszuführen hat, der kann der Gesellschaft durch die Hervorbringung eines anders gearteten Wertes Ersatz leisten.

Zu den das eine Mal sittlichen, das andere Mal unsittlichen Motiven, keine oder wenige Kinder zu haben, kommt nun noch der Wunsch der Frau, ihre rein menschlichen Eigenschaften anderen Aufgaben zu widmen. Damit sind jedoch nicht jene Frauen gemeint, die ihre Ehe auf eigene Erwerbsarbeit neben der des Mannes gründen mussten, eine Notwendigkeit, die sie bis auf weiteres von der Mutterschaft abhält, obgleich sie noch stets von dem künftigen Kinde träumen. Hier ist nur die Rede von der persönlichen Selbstbehauptung der Frauen.

Die Frauen wollen nicht mehr die Einkünfte des Mannes verwalten, sondern eigene verdienen; sie wollen nicht den Mann als Vermittler zwischen

sich und der Gesellschaft, sondern sie wollen selbst ihre Interessen vertreten; sie wollen ihre Begabung nicht auf das Haus beschränken, sondern sie auch im öffentlichen Leben zum Ausdruck bringen. Und nach allen diesen Richtungen haben sie Recht. Aber wenn sie, um so „das Leben leben“ zu können, „von der Last des Kindes befreit“ sein wollen, dann wird man nachdenklich. Denn solange keine Kinderpflegeautomaten erfunden sind, keine männlichen Volontäre sich angemeldet haben, muss ja diese Last auf andere Frauen fallen, die — mit oder ohne eigene Mutterschaft — dann gezwungen sind, doppelt zu tragen. Wirkliche Befreiung ist also für die Frauen nicht möglich, nur eine neue Verteilung der Lasten.

Die schon „Befreiten“ versichern, dass sie — indem sie erwerben, studieren, schaffen, politisieren — die Empfindung haben, ein höheres Dasein mit grösseren Seelenbewegungen zu leben, als die Kinderstube es ihnen hätte bieten können. Sie sehen auf die „passive“ Tätigkeit, Kinder zu gebären, herab — und mit Recht, wenn sie nur passiv bleibt — ohne einzusehen, dass sie die Möglichkeit birgt, wie keine andere ihre ganze Persönlichkeit in Aktivität zu versetzen. Und der Mensch hat ja das Recht, sein eigenes Glück zu wählen — oder sein Unglück!

Aber worauf diese Frauen kein Recht haben, ist, als ebenso grosse Gesellschaftswerte angesehen zu werden wie jene, die ihre grössten Seelenbewegungen durch ihre Kinder erfahren, die Wesen, die nicht allein den feinsten Stoff für menschliche Bildkunst darstellen, sondern auch

die einzigen Werke, durch die die Unsterblichkeit eines Schaffenden gewiss ist! Was diese das Kind fürchtenden Frauen auch nicht erwarten können, ist, dass man ihre Erfahrung als ebenso wertvoll ansehe wie die der Frauen, die — nachdem sie ihre unmittelbaren Mutterpflichten erfüllt haben — im öffentlichen Leben ihre im Privatleben gewonnene Entwicklung nutzbar machen.

Der Naturtrieb besitzt ebensowenig wie der Kulturtrieb einen geheimnisvollen und unfehlbaren Leitstern. Beide können den einzelnen sowohl wie das Menschengeschlecht in bezug auf das Ziel irre führen, das beide unbewusst oder bewusst suchen: höhere Lebensformen. In der Mütterlichkeit hat die Menschheit ihre bisher vollkommenste Lebensform innerhalb der Gattung als Ganzes genommen erreicht. Die Mutterschaft ist ein natürliches Gleichgewicht zwischen dem Glück des einzelnen und dem der Gesamtheit, zwischen Selbstbehauptung und Selbsthingebung, zwischen dem Sinnlichen und dem Seelenvollen. Eine grosse Liebe, eine geniale Schaffenskraft kann in einzelnen Fällen dieselbe Einheit erreichen. Aber der ungeheure Vorzug der Mutter ist, dass sie mit ihrem Kinde in den Armen — ohne bewusste Mühe und ohne zu den begünstigten Ausnahmen zu gehören — die Einheit zwischen Glück und Pflicht besitzt, die die Menschheit in ihrer Gesamtheit erst nach unendlichen Mühen auf anderen Gebieten erreichen wird. Aber wenn die persönliche Selbstbehauptung, das eigene Glück sich im

Bewusstsein der Frau immer mehr vom Zusammenhange mit dem Kinde löst, dann wird diese Einheit erschüttert.

Eine vorübergehende Erschütterung war notwendig. Denn die Befreiung des Weibes bedingte — wie jede andere Befreiung — gerade die Störung der Gleichgewichtslage, die der Druck der Übermacht und die Trägheit der Tradition geschaffen hatte, des gekünstelten Gleichgewichts, das nur der Druck auf der einen, die Trägheit auf der anderen Seite erhalten konnte. Es war notwendig, dass die Töchter sich gegen das Frauenideal der Väter erhoben, die Schwestern gegen den brüderlichen Löwenanteil, der auf ihre Kosten so reichlich zugemessen war, die Mütter gegen die Auffassung ihres Berufes, die sie in der Pflichtensphäre des Tierweibchens festhielt.

Sie mussten die Emanzipation durchführen, die es möglich gemacht hat, dass sie ihr Hirn — nicht nur ihr Herz — gebrauchen, um ihre ewige Aufgabe zu erfüllen: die neuen Leben zu erziehen und zu bewahren.

Schon die gebildete — ja selbst die ungebildete — Mutter von heute verwendet bei ihrer Kinderpflege doppelt so viel Hirnkraft, aber nur halb so viel Muskelkraft, als ihre Grossmutter verbrauchte. Sie versteht es besser, zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden; sie kann durch Umsicht Mühen und Plagen vermeiden. Und wenn alle Mütter die praktische und theoretische Ausbildung in der Gesundheits- und Krankenpflege der Kinder erhalten, die ihre Wehrpflicht bilden muss, dann

wird die Aufgabe in der Richtung des Unpersönlichen noch mehr vereinfacht sein, aber sich in der Richtung des Persönlichen immer mehr vertiefen. Die Mutter wird ihre Intelligenz und ihre Phantasie, ihren Kunstsinn und ihr Naturgefühl, ihre Kenntnisse der Physiologie und Psychologie gebrauchen, um dem Kinde die Bedingungen zu schaffen, durch die es sich am besten und freiesten selbst entwickeln kann; sie wird hingegen davon abstehen, das Kind — umzuarbeiten! Sie wird auf diese Weise viel Zeit gewinnen, die jetzt für unnötige Wartung und schädliches Erziehen vergeudet wird.

Aber sich der persönlichen Pflege entziehen, das wird die Mutter nie können, ohne die Schmach der Desertion auf sich zu laden.

Es gibt eine Anzahl von Frauen, welche meinen, dass das Muttergefühl selbst unabhängig von den mütterlichen Mühen und der mütterlichen Verantwortung für das Kind bestehen könne; dass dieses folglich von der Gesellschaft betreut werden, aber dennoch den Reichtum der Mutter- und Vaterliebe besitzen könnte. Diese Frauen müssen nie bedacht haben, dass beim Menschen wie beim Tiere die Elternzärtlichkeit aus Mühen und Opferwilligkeit entsteht, dass sie damit steigt und dass sie um so geringer wird, je weniger Anforderungen an sie gestellt werden. Wenn ein Vater zeitweilig eine Mutter ersetzt, wird er zärtlich wie diese; wenn ein krankes Kind die Kräfte der Mutter aufsaugt, kommt es ihrem Herzen am nächsten; wenn die Kinder heranwachsen, wird die Zärtlichkeit weniger spontan innig, obgleich

sie sich dann anstatt dessen durch den persönlichen Austausch vertiefen kann. Die staatliche Pflege der kleinen Kinder wäre gleichbedeutend mit dem Hinwelken der Innigkeit der elterlichen Liebe. Die durch die körperliche Nähe des Kindes geweckte Zärtlichkeit beweist besser als irgend ein anderes Gefühl die Einheit der Sinne und der Seele. Ohne die sinnliche Nähe verliert die seelische, ohne den seelischen Eindruck verliert der körperliche seine Macht. Der Mutterinstinkt hat sich wie alle anderen Instinkte durch die Stetigkeit der äusseren Bedingungen gebildet. Er ist durch bestimmte Empfindungen und Begriffsverbindungen erworben. Als gewisse dieser zuerst bewussten Seelenregungen unbewusst wurden, so dass sie automatisch von niedrigeren Nervenzentren ausgeführt werden konnten, wurden die höheren Nervenzentren, die früher bei diesen Verrichtungen tätig gewesen waren, für höhere Aufgaben freigemacht. Aber werden die Empfindungen und Begriffsverbindungen, die ursprünglich den Instinkt schufen, geschwächt, dann verliert dieser seine schlafwandlerische Sicherheit. Was leicht „von selbst“ ging, wie der Sprachgebrauch es richtig nennt, wird wieder mühsam. Mit der Erschütterung des Instinkts kommen, wenn auch äusserst langsam, entsprechende Erschütterungen der Organe, mit denen dieser verbunden ist. So war das Nähren vielleicht eine erworbene Fähigkeit, die „natürlich“ wurde. Jetzt ist es so schwierig geworden, dass in den oberen Klassen die Mehrzahl selbst beim besten Willen diese Funktion kaum ein paar Monate oder überhaupt nicht er-

füllen kann. Die Wissenschaft steht schon fragend vor der Möglichkeit, dass die Milchdrüsen und damit der besondere Charakter des Frauenbusens verschwinden könnte. „Aber," fährt ein schon citierter Gelehrter fort, „wenn die Muttermilch wirklich unentbehrlich ist, damit die Nachkommenschaft die höchste Kraft und beste Qualität erreiche, dann werden die so Aufgezogenen die physisch und psychisch Tauglichsten sein; folglich auch Sieger im sexuellen Wettbewerb, und so würde die Fähigkeit, Muttermilch hervorzubringen, erhalten bleiben . . . Wenn nicht, so werden wertvollere Eigenschaften an Stelle der verlorenen errungen werden." [1])

Es ist also denkbar, dass die abnehmende Neigung und Fähigkeit der Frau nach dieser Hinsicht unbewusst der Entwicklung der Gattung dient. Oft entscheidet erst die Zukunft, was Fortschritt, was Entartung war. Aber gewiss ist, dass nichts unwissenschaftlicher sein kann, als alle Sorge für die Zukunft mit dem Dogma zu beschwichtigen: dass der Wille, in der Nachkommenschaft weiter zu leben, so stark sei, dass nur die Entarteten ihn nicht besitzen; dass bei dem gesunden Weibe nichts dem Mutterinstinkt zu schaden vermöge!

Für den evolutionistisch Denkenden ist alles einer möglichen Umwandlung unterworfen, und nirgends wirkt etwas, das „nichts machen" kann. Nicht ein Hirn, nicht ein Nervensystem entzieht sich auch nur den unbewussten Eindrücken der Strasse. Sie versinken in das unterbewusste Seelenleben und können Jahrzehnte später daraus empor-

tauchen. Nicht ein Mensch ist derselbe — oder wird je derselbe — wenn er z. B. von einer Vorlesung fortgeht, als der er hinkam. Immer sind irgendwelche Seelenwogen in Bewegung gesetzt worden, und diese Bewegung setzt sich bis ins Unendliche fort. Wenn dies schon von der Inschrift eines Strassenschildes gilt, von der flüchtigen ärgerlichen oder freudigen Stimmung des Augenblicks, um wie viel mehr dann von den Eindrücken, die unsere Tage, unsere Jahre beherrschen! Die Vorstellungen werden aus dem edlen oder unedlen Metall der Stimmungen geschmiedet, und als Werkzeuge bearbeiten sie dann ihrerseits die Bronze oder das Gold der Stimmungen. Alle Heiligung, alle Selbstkultur ruht auf der Fähigkeit des Menschen, gewisse Gedanken abzulenken, gewisse Vorstellungen zu unterdrücken, gewisse Willensimpulse abzuwenden; andere Gedanken einzuführen, andere Vorstellungen zu steigern, andere Impulse anzureizen; mit anderen Worten: sich gewisse Seelenzustände anzueignen, andere zu verwerfen. Dadurch entsteht die Entwöhnung von einer Art von Stimmungen, die Gewöhnung an andere. Wenn diese genügende Stärke erlangt haben, werden neue Handlungsweisen, neue Lebenspläne allmählich „natürlich“; neue Instinkte bilden sich, wo Wille und Widerwille oft die gerade entgegengesetzte Stellung einnehmen, als da diese Entwicklung begann. Die Sinnlichkeit wie die Seele sind also Schöpfungen der Entwicklung, und es ist die Wollust von vielen Jahrtausenden, die sich in der Mutter regt, wenn sie die Lippen des Kindes an ihrer Brust spürt;

es ist die Zärtlichkeit von ebensovielen Jahrtausenden, die sich in der Gestalt jeder neuen Mutter über das Bett des Kindes neigt.

Wie mächtig diese Regungen der Sinne und der Seele auch geworden sind, so ist doch — aus den eben angeführten Gründen — immerhin die Möglichkeit vorhanden, dass der gewaltige Zärtlichkeitsstrom versiegt, wenn er seiner Zuflüsse beraubt wird, und dass die Menschheit dadurch ihre unentbehrlichste Triebkraft der Kulturentwicklung verlieren könnte.

Aber auch die Frauen selbst würden dabei verlieren. Nichts ist tiefer wahr, als: ... „Was einmal du gelebt, hat sich in Schicksal schon verwandelt, in dein Schicksal ...“

Aber das gilt nicht nur von dem, was wir erlebt haben, sondern auch von dem, was wir zu erleben vermieden haben!

Unser bewusstes Ich, das sind unsere Seelenzustände, die Bilder, Gefühle und Gedanken, die durch unser früheres Leben unser inneres Eigentum geworden sind; die durch gewisse Verläufe miteinander und mit unserem gegenwärtigen Ich verbunden werden. Je weniger diese Bilder, Gefühle und Gedanken in der Vergangenheit einer Frau von Muttergefühlen — geahnten oder wirklichen — bestimmt waren, desto minderwertiger wird das „Ich“, das sie zu behaupten hat, das Schicksal, das sie sich schafft. Und die Frau, die von keinerlei höheren Gründen von der Mutterschaft abgehalten wird, gehört zu den Schmarotzerpflanzen des Baums des Lebens. Die Mehrzahl dieser Frauen verbindet nicht einmal einen tieferen

Sinn mit ihrer Forderung, das Leben für sich selbst zu leben. Sie zersplittern sich in vielerlei und erleben dabei nicht viel, denn nur die grossen Gefühle geben grosse Werte.

Ob wohl die Frauen, die sich so ohne weiteres von der Mutterschaft lossagen, je ein Kind, nicht in ihrem Schosse, nein, nur auf ihren Armen getragen haben? Ob sie je jenen Rausch der Zärtlichkeit empfunden haben, den ein solches weichgliedriges, wie aus den zartesten Blättern und rosigsten Farben der Blumen geschaffenes Wesen hervorruft? Ob sie wohl je in Andacht vor der grossen wunderbaren Welt versunken sind, die man gedankenlos „eine kleine Kinderseele“ nennt?

Sind sie das nicht, dann kann man begreifen, dass diese Armen, die ihre Armut nicht erkennen, die Reichen ebenso arm machen wollen wie sich selbst — anstatt dass alle Armen reich gemacht werden sollten!

Wenn der Frau diese „Befreiung“ der Persönlichkeit gelingt, dann wird es ihr wohl ergehen wie der Prinzessin im Märchen, die sich in Sturm und Regen vor dem Königreiche sah, das sie um eines Spielzeugs willen geopfert hatte!

In einem modernen Gedicht „Paolo and Francesca“ von Stephen Phillips bricht eine Frau, die man damit tröstet, dass Kinderlosigkeit viele Leiden erspart, in die Worte aus:

Spared! To be spared what I was born to have:
I am a woman, and this my flesh
Demands its nature's pangs, its rightful throes,
And I implore with vehemence these pains!

Hört dies auf, Weibeslust und Weibesqual zu sein, dann dürften sich die Voraussagungen pessimistischer Denker von dem freiwilligen Aussterben des Menschengeschlechts verwirklichen. Aber die Frauen besässen dabei nicht die Hoheit des folgerichtigen Gedankens, der den Weltverlauf lenken will: sie würden nur als ein dem Abgrund unbewusst zurollendes Rad wirken.

Die zunehmende Anzahl der zur Mutterschaft untauglichen oder unwilligen Frauen hat in den letzten Jahren eine Menge Schriften und Gegenschriften über diesen Gegenstand hervorgerufen, wobei von jenen, die niemals feinfühlig genug sind, um ohne Barometer den Luftdruck zu spüren, ohne Chronometer zu wissen, was die Uhr geschlagen hat, Beweise verlangt wurden. [2])

Für jeden Denkenden wird es immer unverkennbarer, dass die Menschheit sich dem Scheidewege ihres zukünftigen Schicksals nähert. Entweder muss — im grossen Ganzen genommen — die alte, in der Natur begründete Arbeitsteilung fortdauern: die, dass die Mehrzahl der Frauen das neue Geschlecht nicht nur zur Welt bringen, sondern auch im Heim erziehen; dass die Männer — unmittelbar in der Ehe oder mittelbar durch staatliche Unterstützung — in den Jahren, wo die Frauen diese Gesellschaftsaufgabe erfüllen, für deren Unterhalt arbeiten; und dass die Frauen bei ihrer geistigen wie körperlichen Entwicklung, bei ihrer Arbeitswahl und bei ihren Lebensgewohnheiten bestrebt sind, ihre Tauglich-

keit für die mögliche Aufgabe der Mutterschaft zu bewahren.[3])

Oder die Frau muss zu rücksichtslosem Wettbewerb mit dem Manne auf allen Produktionsgebieten erzogen werden — aber so auch immer mehr die Fähigkeit und die Lust verlieren, die Menschheit mit neuem Menschenmaterial zu versehen — und die staatliche Grossziehung der Kinder sie von den Sorgen befreien, die ihre Bewegungsfreiheit am meisten hemmen.[4])

Jedes Kompromiss kann nur dem Umfang der Arbeitsteilung gelten, niemals der Art. Denn keine noch so kluge Gesundheitspflege, keine geänderten Gesellschaftsverhältnisse mit kürzerer Arbeit unter besseren Bedingungen; keine neuen Studienweisen mit mässiger Gehirntätigkeit können das Naturgesetz aufheben: dass die Mutterfunktion der Frau mittelbar wie unmittelbar Anforderungen an Schonung mit sich bringt, die zeitweilig ihre Berufsarbeit stören, wenn sie sie erfüllt, während deren Ausserachtlassung sich an ihr selbst und an der neuen Generation rächt. Ebensowenig können irgendwelche Verbesserungen in der Kinderwartung und den häuslichen Einrichtungen es verhindern, dass das, was immer noch übrig bleibt — um aus dem Heim mehr als ein Schlaf- und Esslokal zu machen — Zeit und Gedanken, Kräfte und Gefühle erheischt. Will man also die alte Arbeitsteilung bewahren, bei der die Menschheit bisher vorwärts geschritten ist, dann muss die Frau dem Heim zurückerobert werden.

Aber dies bedeutet nicht nur eine durchgreifende Umwandlung der jetzigen Produktions-

verhältnisse. Nein, man steht hier vor der tiefsten Bewegung der Zeit, dem Freiheitswillen des Weibes als Mensch, als Persönlichkeit, und damit vor dem grössten tragischen Konflikt, den die Weltgeschichte bis jetzt noch gesehen. Denn wenn es schon für ein Individuum oder ein Volk tragisch ist, sein eigenes innerstes Ich rücksichtslos zu suchen und ihm bis in das Pathos des Unterganges zu folgen, — wie gross wird dann nicht erst die Tragik, wenn es sich um die eine Hälfte der Menschheit handelt. Eine solche Tragik ist schon dann tief, wenn sie in dem Ringen zwischen dem entsteht, was man die „guten" und die „bösen" Kräfte im Menschen zu nennen pflegt, ein Sprachgebrauch, den die Bekenner des Lebensglaubens aufgegeben haben, weil sie wissen, dass sogenannte Verbrechen auch Menschenwesen und Menschenwert erhöhen können; dass das tief Menschliche sich als böse darstellen und doch gesund oder schön sein kann, weil es die Steigerung des Lebens in sich trägt. Aber unendlich grösser wird die Tragik, wenn der Kampf zwischen den unbestritten guten — den im höchsten Sinne lebensteigernden — Kräften und den nicht einmal sekundär zu nennenden, sondern den allerbesten, den Grundkräften selbst, den tiefsten Wesensbedingungen ausgekämpft wird!

Und so stellt sich nun das tragische Problem der Frau, wenn man von den ebenerwähnten Egoistinnen absieht und den Blick auf die Mehrzahl heftet. Frauenwesen gegen Menschenwesen, Kraftausübung, um die Forderungen des Geschlechtswesens oder um die der Persönlichkeit

zu befriedigen! Wenn Shakespeare heute wieder auferstände, würde er vielleicht Hamlet zu einem Weibe machen, für das die Frage, Sein oder Nichtsein, mit doppeltem Pathos erfüllt wäre: mit des Menschengeschlechtes ewigem und des Frauengeschlechtes neuem Grauen vor dem eigenen Rätsel; er würde sie zu einer Trägerin des verfeinertsten seelischen Bewusstseins der Zeit machen und darum — bei jeder Notwendigkeit, sich zu entschliessen — zu einem Opfer des Zauderns, des Zweifels und des Zufalls! Ebenso gewiss wie Leben Kraftentwicklung ist, ebenso gewiss ist Glück ein immer vollerer und erfolgreicherer Gebrauch der Kräfte in der Richtung, auf die die besten Anlagen hinweisen. Aber wenn diese hervorragendsten Anlagen sich in zwei unvereinbaren Richtungen bewegen, dann kommt die Seele in dieselbe Lage, wie die Wanderer in der Theseussage, die der „Tannenbeuger“ an zwei Pinienwipfel band!

Der jetzige „Kulturkampf“ der Frauen hat eine grössere Ausdehnung als irgend ein anderer. Und wenn keine Wendung eintritt, wird er schliesslich jeden Rasse- oder Religionskrieg an Fanatismus übertreffen.

Die Frauenbewegung kreist immer um die Peripherie der Frage, ohne einen Radius zu ihrem Mittelpunkt zu finden, der die Begrenzung des Menschenwesens auf Zeit und Raum ist; die Begrenzung der Seele in der Fähigkeit, sich gleichzeitig verschiedenen Gedanken- und Gefühlssphären hinzugeben, die Begrenzung des Körpers, in dem Vermögen, eine ununterbrochen gesteigerte Belastung zu ertragen.

Die schwerste Entartungsursache der Gegenwart — die Millionen unter ungünstigen Bedingungen broterwerbenden Frauen, die teils die Möglichkeit, teils den Willen zur Mutterschaft verlieren — kann verschwinden, ohne dass doch das Hauptproblem für irgend eine Frau gelöst wird, die zu einer individuell-menschlichen Entwicklung vorgedrungen ist.

In wie hohem Grade eine Frau auch körperlich wie geistig vollwertig sein mag, kann dies doch niemals verhindern, dass die Zeit, die ihre Berufsarbeit in Anspruch nimmt, der Zeit Abbruch tut, die das Haus erhält, weil sie nicht gleichzeitig daheim und draussen sein kann; nicht Gedanken und Gefühle auf die Arbeit konzentrieren, von ihr aufsaugen lassen kann, während sie gleichzeitig auf das Familienleben konzentriert, von ihm aufgesogen sind. Und all das in diesem Leben Persönliche, das, was nicht weitergegeben werden kann, wird so mit Notwendigkeit eine Hemmung ihrer individuellen Bewegungsfreiheit, im inneren wie im äusseren Sinne.

Wenn die Kinder und der Mann in dem Leben einer Frau überhaupt etwas bedeuten, kann sie ja nicht einen anderen die Zärtlichkeit, die Fürsorge, die Unruhe hegen lassen: sie muss diesen Gefühlen ihre eigene Seele hingeben.

Aber dann wird dies auch ihr Buch, ihr Bild, ihren Vortrag, ihre Untersuchung ebenso unfehlbar stören wie die Mühe, die Kinder körperlich zu nähren und zu warten — die Mühe, der sie sich wirklich entziehen kann, allerdings mit grossen

Verlusten an Freude und an Einblick in die Eigenart des Kindes.

Mit einem Worte: der bedeutungsvollste Kampf wird nicht zwischen Gesundheit und Krankheit, Entwicklung und Entartung ausgekämpft, sondern zwischen den beiden gleich starken, gesunden und schönen Lebensformen: Eigenleben oder Geschlechtsleben.

Viele Frauen, die die Notwendigkeit erkennen, sich für eines von beiden zu entscheiden, wählen das erstere und vermeiden oder beschränken die Mutterschaft, weil sie glauben, dass sie einen anderen, reicheren Kultureinsatz zu machen haben.

Aber ob wohl das Menschengeschlecht nicht mehr durch die Genies gewonnen hätte, deren Mütter diese begabten Frauen hätten werden können?

Man kann um ihrer selbst willen die unfruchtbaren Frauen des Geburts- oder Finanzadels beklagen, die aus reiner Selbstsucht nicht Mütter werden wollten. Aber der Menschheit erweisen sie einen unfreiwilligen Dienst dadurch, dass weniger entartete Kinder geboren werden.

Die geistigen und körperlichen Vollblutfrauen hingegen sind die aus dem Gesichtspunkte der Generation wertvollsten. Wenn diese sich mit einem oder gar keinem Kinde begnügen, weil sie sich menschlich-individuellen Aufgaben hingeben wollen, dann wird ihr Werk, nicht das Menschengeschlecht, den Reichtum des Blutes, das Feuer der Schaffenslust, das Mark der Gedanken, die Schönheit der Gefühle empfangen.

Aber es dürften — nach einer sehr milden Berechnung — von den Frauen der Erde jährlich wohl hunderttausend Dichtungen und Kunstschöpfungen hervorgebracht werden, die besser kleine Jungens und Mädels geworden wären!

Beinahe immer sind es die hervorragendsten Frauen, die sich vor die tragische Notwendigkeit gestellt sehen, ein einziges Gebiet zu wählen oder sich unbefriedigt auf beiden zu zersplittern. Denn je mehr sie ihre Forderungen an sich selbst steigern, desto gewisser empfinden sie die Teilung als eine halbe Massregel.

Teils die ökonomische Notwendigkeit, teils der Zeitgeist bestimmt jedoch immer häufiger die Wahl nach der Richtung der Arbeit, wenn die beiden Alternativen sich im Gefühle der Frau selbst die Wagschale halten. Denn die Frauenbefreiung hat den Gefühlsakzent auf die Selbständigkeit, die Gesellschaftsarbeit, das Schaffen gelegt. Das hat diese Werte in der Frauenseele ebenso sehr gehoben, wie es die Werte des Heims herabgedrückt hat. Das Fehlen der psychischen Einsicht macht die Frauenrechtlerinnen ehrlich, wenn sie beteuern: dass sie niemals die Aufgaben des Heims herabgesetzt, sondern im Gegenteil versucht haben, die Frauen für dieselben auszubilden. Haushaltungsschulen sind aller Anerkennung wert, aber in der Aufgabe, grössere Begeisterung für die häuslichen Pflichten hervorzurufen, haben sie sich bis jetzt nicht als bedeutungsvoll erwiesen. Weil die Begeisterung auf alle Äusserungen des Frauenwillens, auf dem einstigen Gebiete des Mannes zu wirken, gelenkt

wurde, hat der Beruf der Gattin und Mutter an Anziehung verloren.

Historisch gesehen, musste die Befreiungsarbeit von dieser einseitigen Begeisterung vorwärts getrieben werden. Aber nun ist die Frage die, ob die Frau in einer neuen Weise von Andacht für ihr rein weibliches Tätigkeitsfeld ergriffen werden kann?

Denn nur dies wäre, im grossen gesehen, die Lösung des Konfliktes. Eine Rückkehr zu dem alten Frauenideal wäre ebenso undenkbar wie unglücklich. Ein fortgesetztes Streben, die uralte Arbeitsverteilung zwischen den Geschlechtern aufzuheben, ist denkbar — und ebenso unglücklich. Dass die Frau ihren neuen Willen für ihre uralte Aufgabe einsetzt, wäre das glücklichste. Aber ist es auch das denkbare?

Die Antwort lautet unbedingt negativ für die Ausnahmenaturen, für diejenigen, die, in gesteigerter Vitalität und Leidensfähigkeit, sich die Stirn an der Begrenzung des Lebens blutig stossen, die sie hindert, sich sowohl der Liebe, wie der Mutterfreude, wie der Kulturaufgabe ganz hinzugeben.

Hier steht man vor der tiefsten Ursache der Nevrose der modernen Frau. Sie lebt Jahr aus Jahr ein „über ihre Kraft“.

Sie hat noch das alte Bewusstsein, dass eine Mutter selbstlos in ihre Aufgabe versunken sein, dass sie mit tiefer Ruhe in ihr aufgehen soll, und dass sie daher die inneren Stimmen, die sie mahnen, ihrem persönlichen Entwicklungstrieb zu folgen, ungehört verklingen lassen muss.

Sie hat dazu das neue Bewusstsein, dass die Erziehung eines Kindes dieselbe volle Hingabe verlangt wie die Gestaltung eines Werkes; dass das Kind ebenso empfindlich wie dieses gegen eine geteilte Seele, eine zerstreute Aufmerksamkeit ist. Sie möchte, wie Anselma Heine treffend gesagt hat, zugleich die Mutter früherer Zeiten sein, die geduldig tragende Karyatide, die immer an ihrem Platze war, die Schale bereit für die dürstenden Lippen des Kindes — und das, was sie jetzt ist: die selbst ewig Regsame, auf allen Pfaden Suchende, aus allen Quellen des Lebens ihre durstigen Lippen Letzende. Sie wird immer eigenartiger, dadurch, dass sie sich immer fester und feiner individualisiert, und dabei wächst ihr Wille zum Eigenleben nach allen Richtungen. Aber zugleich wächst auch ihr Zusammengehörigkeitsgefühl mit dem Geschlechte, und damit wird ihr Verantwortlichkeitsbewusstsein als Mutter und Mensch immer reger. Je „egozentrischer" sie geworden ist, desto weniger ist sie Familienegoistin geblieben. Ihre Persönlichkeitsforderungen werden immer bestimmter, immer umfassender, aber auch immer heikler in ihrer Wahl, immer schwerer zu befriedigen. Ihr wachsendes Gefühl der persönlichen Würde legt ihr immer stärkere Selbstbeherrschung auf, während ihr ganzes Wesen in einer immer empfindlicheren Sensibilität vibriert!

Und auf dieses neue Weib, das schon eitel Unruhe, Lebensdurst, Leidenschaft ist, stürzt sich die hungrige, hitzig jagende Gegenwart wie eine lauernde Katze auf einen Vogel. Hundertmal im Tage wird eine solche Frau gezwungen sein, die

Ansprüche der Persönlichkeit denen der Einträchtigkeit unterzuordnen; hundertmal wird sich der Persönlichkeitswille vor dem Verantwortlichkeitsgefühl davon schleichen müssen. Vervollkommnete Arbeitsmethoden können ihre Hände und ihre Schritte schonen, aber sie können ihre Blicke nicht hindern, mit gesteigerter Unruhe das Zünglein der Wage zu verfolgen, auf deren einer Schale die Zärtlichkeit, das Mitgefühl, die Verantwortlichkeit, auf deren anderer ihre eigenste Sehnsucht, ihr Schaffensfriede, ihr Einsamkeitsdurst, ihre Selbstentwicklung ruht. Und während bald die eine, bald die andere Schale steigt, wird es ihr immer scheinen, dass die schwerere ein Stück von ihrem Herzen geschnittenes lebendiges Fleisch enthält, die — im Augenblick — leichtere hingegen nur ein paar tote, wenn auch goldene Gewichte!

Die Zeittabellen des Hirnweibes wissen nichts von Zusammenstössen. Ihre Zugordnung ist klar. Kindergarten, Schule und Schlafsaal für die Kinder, deren Anzahl die vom Staate als richtig festgestellte ist. Automatisch servierte Mahlzeiten aus einer gemeinsamen Küche. Die Führung des Haushalts beschränkt sich auf die Zusammenrechnung des Kassenbuches. In kombiniertem Arbeits- und Sportskleid begibt sie sich in das Arbeitslokal. Nach beendeter Arbeit fünf Minuten Telephongespräch mit jedem der Kinder; zwei Stunden Sport- und Freiluftleben. Am Nachmittag zehn Minuten Telephongespräch mit dem Manne, fünfunddreissig Minuten Gedankenpause, um Ideen zu erhalten; der Abend gehört Zusammenkünften gemeinnütziger

oder gesellschaftlicher Art. An Sonntagen werden Mann und Kinder eingeladen, wobei drei Stunden für die Ausmerzung ihrer Fehler festgesetzt sind, die übrige Zeit für nützliche Vergnügungen! Eine solche Frau denkt nie während der Arbeit an die Kinder; sie wird nie von der Lust gepackt, zehn Minuten länger mit ihrem Manne zu verplaudern, sie hat nie nachts Eingebungen. Sie erwacht gut ausgeschlafen nach der hygienischen Stundenanzahl Schlummer . . . alles geht wie ein Uhrwerk, nein, besser: denn die Frau der Zukunft eilt weder je der Zeittabelle voraus, noch bleibt sie hinter ihr zurück! Aber die Auslese der Liebe dürfte keine grosse Vermehrung dieses Typus bringen, dessen jetzige Repräsentantinnen physisch wie psychisch so unberührt von der Mutterschaft scheinen, dass man, was sie betrifft, gerne an den Storch glauben möchte! Und bei den anderen armen „sinnlichen“ schwachen Wesen bleibt wohl immer noch das Blut „ein wunderlicher Saft“, der den Kopf angstvoll heiss macht, wenn er kühl sein sollte, um zu denken; der das Herz zwingt, in Sehnsucht zu schlagen, wenn es still sein sollte um Entschlüsse zu fassen; der die Nerven vor Unruhe vibrieren lässt, wenn sie gespannt sein sollten, um zu schaffen . . .[5])

Und im letzten Grunde ist es dieses Bewusstsein, das die neue Frau vor der Liebe zurückscheuen lässt, die sie ersehnt. Ein kleines Gefühl will sie nicht geben; das grosse würde alle Kräfte ihrer Seele verschlingen; und was würde dann aus ihrer Persönlichkeitsoffenbarung, aus dem Worte, das sie allein unter allen Wesen in sich

trägt, dem Worte, das auszusprechen sie geboren ward?

Mona Lisas rätselvolles Lächeln — von Barrès als „une clairvoyance sans tristesse“ gedeutet — drückt, wie jemand gesagt hat, den weiblichen Individualismus der Renaissance aus. Es steht jedoch fest, dass der weibliche Individualismus der Gegenwart einen Klarblick hat, der zu Tode betrübt ist.

Niemals trug die Erde ein zusammengesetzteres und widerspruchsvolleres Wesen, als dieses schwermütige und sehnsüchtige, dieses kühle und gefühlvolle, dieses lebensdürstende und lebensüberdrüssige Weib. Das Blut hat in ihren Pulsen einen anderen Rhythmus, es singt in ihrem Ohre ein anderes Lied, als bei irgend einer anderen Frau seit den Zeiten aller Zeiten. Sie durchschaut den Mann und ist ihm fremd; seine Sehnsucht wirkt roh gegen ihre nuancierten und widerspruchsvollen Stimmungen: sie ist nicht gewonnen, auch wenn sie sich ergreifen lässt. Sie fürchtet das Kind, weil sie weiss, dass sie seine einfachsten Lebensansprüche nicht zu erfüllen vermag. Bei dem Versuche des Schicksals, diese spröden Wesen zu Volltönigkeit zu stimmen, brechen sie wie Harfensaiten unter einem starken Griffe. Nur partiell können sie leben — aber so finden sie das Leben nicht lebenswert!

Selbst wenn eine solche Frau dieses partielle Leben wählt und versucht, sich der Arbeit ganz hinzugeben, wird sie doch noch, auf dem Gebiete der persönlichen Selbstbehauptung, von dem Frauenwesen gestört werden, das sie im grossen Ganzen

unterdrückt hat. Denn sie sieht sich oft vor die Wahl gestellt, überhaupt nicht zu siegen oder mit den Mitteln des Mannes zu siegen, die sie bei ihm verabscheut hat, bis sie sich selbst überzeugen muss, dass es der Kampf ums Dasein ist, der den Schnabel und die Klauen des Raubvogels ausbildet.

Sie ächzt unter der Wahl, rücksichtslos ihren eigenen Vorteil zu suchen oder zu scheitern; sie steht unter dem Zwange, Hammer oder Amboss zu sein, sich zu zersplittern, um zu geben, oder sich zu sammeln, um zu schaffen. Bevor die Frau in die hastende, jagende Konkurrenz der Öffentlichkeit eintrat, litt sie nicht unter dieser Notwendigkeit. So hatte sie — im buchstäblichen wie im geistigen Sinne — die Mittel, Zärtlichkeit, Mitgefühl, Güte auszubilden. Es ist darum eine traurige Wahrheit, die ausgesprochen wurde: dass das Frauenwesen, sowie es sich ferne vom Kampfe ums Dasein entwickelt hat, in tiefem Widerspruch zu den Bedingungen steht, die, unter den jetzt noch herrschenden ökonomischen und seelischen Zuständen, den Sieg in diesem Kampf ermöglichen, nämlich über andere hinwegzuschreiten.[6])

Dieser Konflikt beginnt oft auf dem Gebiete, wo die Frau sich dem Verhältnis zur Mutterschaft nicht entziehen kann, nämlich als Tochter. Sie hat auch in dieser Eigenschaft Entscheidungen zu treffen: Leiden zuzufügen oder Leiden zu ertragen.

Wenn man so die moderne Frau zwischen nach jeder Richtung hin unlösbare — oder wenn gelöst, herzzerreissende — Konflikte gestellt sieht, dann fühlt man sich nicht mehr versucht, in das

Dichterwort einzustimmen, dass der Name des Weibes Schwachheit sei. Denn mit jeder Fiber fühlt man es: ihr Name ist Schmerz.

Die Männer, welche aus der Beobachtung, dass die Berufs- und Gehirnarbeit der Frau in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrer Fruchtbarkeit zu stehen scheint, die Schlussfolgerung gezogen haben: dass die Frau „zur Natur zurückkehren", ihr Hirn ungebraucht lassen und ausschliesslich Kinder gebären müsse, diese Männer sind leicht widerlegt. Es existiert kein vollgültiger Beweis dafür, dass die geistige Arbeit an und für sich der leichten und glücklichen Mutterschaft der Frau schaden müsse. In der Tierwelt wie im Wildheitszustand der Menschheit tragen die Frauen mit Leichtigkeit die Mutterschaft neben anderen grossen Lasten. In den Kulturstaaten hingegen sind einerseits durch eine zu schwer physisch arbeitende Unterklasse, andrerseits durch eine zu angestrengt geistig arbeitende — oder überhaupt nicht arbeitende — Oberklasse die physischen Beschwerden der Mutterschaft entstanden. Dass die grössten weiblichen Genies der Welt wenige oder gar keine Kinder gehabt haben, befindet sich in voller Übereinstimmung mit den grossen männlichen Genies — während diese Männer in der Regel begabte und bedeutende Mütter hatten, eine Erfahrung, die allein ein genügender Beweis dafür ist, dass der „Schwachsinn" des Weibes nicht gerade der für die Steigerung der Generation günstigste Seelenzustand sein dürfte! Kein vollgültiger Beweis lässt sich dagegen anführen, dass die Gehirnarbeit, wenn sie massvoll ist und mit vernünftiger

Gesundheitspflege Hand in Hand geht, auch auf die Frau gute Wirkungen ausübt. Dasselbe gilt von der körperlichen Arbeit. Aber so wie beides jetzt betrieben wird, konnte die Frau ebenso wenig wie der Mann innerhalb der Grenzen ihrer Kräfte bleiben. Darum birgt bis auf weiteres das Frauenstudium und die Berufsarbeit Gefahren, die durch den Sporn des Gleichheitsdogmas gesteigert wurden, unter dessen Stachel die Frauen vorwärts stürmten, um zu beweisen, dass sie alles ertragen können, was der Mann ertragen hat — nämlich das, was weder Mann noch Frau aushalten kann!

Aber sobald die Studien und die Arbeit anders organisiert werden, schliessen sie an und für sich nichts ein, wodurch die unverheiratete Frau weniger wertvoll als Mutter der neuen Generation gemacht würde; hingegen viel, was sie in dieser Beziehung wertvoller machen kann. Also nicht für die unverheiratete Frau tritt der Konflikt in Form einer Wahl ein, die sie nötigt — schon um der ungewissen Möglichkeit der Mutterschaft willen — auf ihre Ausbildung oder den Gebrauch ihrer rein menschlichen Kräfte zu verzichten. Und wenn in der Frage des geschlechtlichen Lebens schon von Kindheit an volle Ehrlichkeit zwischen den Geschlechtern gebräuchlich wird, dann wird es den Frauen auch möglich sein, bei Arbeit, Studien und Sport jene Rücksichten auf die Gesundheit zu beobachten, die die Schamhaftigkeit sie bis jetzt veranlasste zu vernachlässigen. Dadurch, nicht durch die Tätigkeit selbst, hat so manche Frau die Fähigkeit zur Mutterschaft eingebüsst.

Der ernstliche Konflikt tritt also erst in der Ehe

ein. Und für die Ausnahmebegabungen dürfte er, wie gesagt, tragisch bleiben. Für die Mehrzahl wird er es erst, wenn die Frau zugleich ausserhalb des Hauses einem Erwerb nachgehen muss und doch innerhalb desselben ihre Mutteraufgabe voll erfüllen will; oder wenn sie wünscht, persönlich wirksam zu sein, und von einer grossen Kinderschar daran behindert wird.

Es gilt folglich für die Mehrzahl: entweder die Erwerbsarbeit aufgeben zu können oder die Kinderzahl einzuschränken.

Die erstere Möglichkeit wird später behandelt werden. Was die zweite betrifft, so ist sie es eben, um die der Hauptkampf tobt.

Aus nationalem Gesichtspunkt flehen die Männer die Frauen an, „zur Natur zurückzukehren"; aus dem Gesichtspunkte der Kultur sagen die Frauen der Natur den Gehorsam auf.

Der beste Einsatz, der von weiblicher Seite in der Frage gemacht worden ist, ist der Oda Olbergs. Sie hebt sehr richtig hervor, dass „die Natur" das missbrauchteste aller Worte ist; dass die Natur tatsächlich die Kultur einschliesst, da diese unablässig die Natur in sich aufnimmt und umwandelt. Aber um einen festen Ausgangspunkt zu erlangen, gibt sie zu, dass man, wenn die Umwandlungen der Natur die Lebensfähigkeit der Generation vermindern, von einer durch die Kultur entarteten Natur sprechen kann; wenn diese Umwandlungen hingegen die Lebensfähigkeit steigern, ist die Kultur „natürlich". Sie zeigt dann, dass, sowie die Kultur die Aufgabe erleichtert hat, die bei der grossen — auf dem Geschlechtsunterschied

begründeten — Arbeitsteilung dem Manne zufiel, nämlich die Nahrungsbeschaffung, sie auch das Teil der Frau leichter gemacht hat, nämlich das Gebären und Aufziehen der Nachkommenschaft.

Denn durch eine steigende Kultur werden die Menschenleben besser bewahrt, und darum brauchen auch immer weniger Kinder zur Welt zu kommen, während einer grossen Verschwendung von Leben eine grosse Fruchtbarkeit entspricht. Diese wird darum im umgekehrten Verhältnis zur Kulturentwicklung stehen, nicht nur wegen der gelegentlichen Entartungen, die sie mit sich bringen kann, sondern auch weil die Kinderanzahl sich dann nach den Kräften des einzelnen bestimmen lässt, während man zugleich einer geringeren Anzahl von Kindern bessere Lebensbedingungen und einsichtsvollere Pflege bieten kann. Der grössere Wert dieser Kinder hebt die Generation mehr als eine grössere Anzahl schlechter Entwickelter. Eine vernünftige Einschränkung der Fruchtbarkeit wird also die Voraussetzung einer allgemeinen Lebenssteigerung sein. Und aus diesem Gesichtspunkt kann die Frau der Menschheit ihren Tribut an neuen Leben geben und zugleich ihren Wert als Menschenwesen, ihr Glück als Kulturwesen bewahren, indem sie selbst aus dem Reichtum der Kultur schöpft und ihn persönlich vermehrt ...[7])

Und es dürfte nicht viele moderne Menschen geben, die nicht mit dem Grundgedanken übereinstimmen. Nichts ist — auch aus nationalem Gesichtspunkt — berechtigter, als die Ungeneigtheit der Frau, Kinder zu Dutzenden zu produzieren. Der frühere Gattinnenverbrauch eines Mannes

zwischen fünfzig und sechzig betrug selten weniger als drei Ehefrauen hintereinander, und von den Kindern einer jeden starb in der Regel die Hälfte. Wenn diese Berechnung schon von der höchsten Klasse gilt, um wie viel mehr dann von den übrigen! Die Einschränkung der Kinderzahl hat — von allen anderen gesellschaftlichen Gesichtspunkten abgesehen — vor allem die Bedeutung, dass viele minderwertige Kinder die Summe von Arbeitskraft und die anderen Ausgaben, die ihre Erziehung mit sich bringt, schlecht verzinsen, während eine geringere Anzahl vollwertiger Kinder durch grössere Arbeitskraft hohe Zinsen tragen, wie Frankreichs Wohlstand zur Genüge zeigt!

Aber wenn dann die Frage auftaucht, wo für das Volk wie für die einzelnen die Grenze der Ungefährlichkeit ist, dann steht noch Meinung so scharf gegen Meinung, dass es jeder vorurteilslosen Prüfung übereilt erscheinen muss, schon jetzt zu behaupten, dass die Entwicklung der Frauenfrage mit der Einschränkung der Kinderzahl zusammenfallen müsse.[8]) Selbst wenn man schliesslich darüber einig wird, dass das Wohl einer Nation nur verlangt, dass die Frauen, die Mütter werden sollen und können, drei bis vier Kinder gebären, so ist damit noch nicht entschieden, ob auf diese Weise die Hebung des Menschengeschlechtes genügend berücksichtigt wird.[9])

Ausserdem will die befreite Frau von heute nicht drei bis vier Kinder haben, sondern höchstens zwei.

Abgesehen von der — in diesem Falle unbestreitbaren — Gefahr aus dem Gesichtspunkte

des Volkes und der möglichen aus dem Gesichtspunkte der Gattung, liegt darin eine grosse Gefahr für die Kinder selbst. Ihre Kindheitsfreude verlangt einen Geschwisterkreis, und wenn möglich auch, dass der Altersunterschied zwischen den Kindern höchstens zwei Jahre betrage. Aber nicht nur ihre Fröhlichkeit, auch ihre Entwicklung hat Vorteil davon. Die Stellung als einziges Kind oder als einziger Sohn, einzige Tochter ruft gewöhnlich in der Kindheit grosse Selbstsucht hervor, in späteren Jahren hingegen oft eine schwere Pflichtenlast, und so in beiden Fällen Gefahren für eine harmonische Entwicklung.

Ein oder zwei Kinder haben eine ärmere und auch gefährlichere Kindheit als solche, die in einem Geschwisterkreise den Wert der gegenseitigen Rücksichtnahme, der geteilten Freuden und Sorgen kennen lernen. So können, ohne die Eigenart zu gefährden, Kanten abgeschliffen und Empfindlichkeiten abgehärtet werden, die sonst im Leben grosse Kraftverluste verursachen würden. Denn ein Kameradenkreis vermag nur unvollkommen die erste Erziehung der Kinderstube zum Gesellschaftsmenschen zu ersetzen.

Ausserdem kann es ja leicht vorkommen, dass Eltern ein einziges Kind oder den einzigen Sohn, die einzige Tochter verlieren.

Vielleicht aus dem Gesichtspunkt der Völker, immer aus dem der Kinder selbst, und meistens aus dem der Eltern muss also das Normale für die Mehrzahl der gesunden sorgenfreien Eltern sein: dass die Anzahl der Kinder zum mindesten nicht weniger beträgt als drei bis vier.

Aber dann muss auch eine Mutter damit rechnen, dass die Kinder ungefähr zehn Jahre ihres Lebens in Anspruch nehmen werden, wenn sie ihnen selbst die Nahrung und Pflege geben will, die sie voll lebenstauglich machen soll. Und in diesen Jahren darf sie sich — wenn ihre Leistung nicht in irgend einer Richtung minderwertig sein soll — weder durch Erwerbsarbeit noch durch andauernde öffentliche Tätigkeit zersplittern. Sie kann in diesen Jahren an ihrer eigenen allseitigen Entwicklung weiter arbeiten; sie kann gelegentlich an gemeinnütziger Arbeit teilnehmen; hie und da Zeit für ihre geistige Produktion finden. Aber jede anhaltende oder anstrengende nach aussen gerichtete Arbeit wird, wenigstens mittelbar, ihre eigene Lebenskraft und die der Kinder verringern und auch ihren Einfluss als Erzieherin.

So entgeht die Mehrzahl der Frauen niemals einem mehrjährigen Konflikt zwischen der Erneuerung des Geschlechtes und ihrer eigenen Selbstbehauptung nach aussen, in welcher Richtung diese sich auch bewegen mag, ebensowenig wie zwischen der den Frauen jetzt immer häufiger auferlegten doppelten Bürde, der Nahrungssorgen und der Mutterschaft.

Wenn zu alledem noch das Bedürfnis der Frau und des Mannes nach Gedankenaustausch mit einander kommt, und schliesslich noch die Führung des Haushalts, dann muss jeder Denkende einsehen, dass die Frau — und mit ihr die Gesellschaft — hier vor einem Entweder — Oder, nicht einem Sowohl — Als auch steht!

Nur dadurch dass die Gesellschaft die Nahrungs-

sorgen jener Frauen auf sich nimmt, die durch gut erfüllte Mutterpflichten den höchsten Gesellschaftswert hervorbringen, kann die Frage der Erwerbsarbeit der verheirateten Frau gelöst werden.

Und nur dadurch, dass die Frauen während der ersten Lebensjahre der Kinder ihre persönliche Schaffenslust für ihre Mutteraufgabe einsetzen, wird das Problem der Selbstbehauptung der Frau zugleich mit ihrer Hingabe an die Geschlechtsaufgabe gelöst.

Nein, antworten Ch. P. Stetson und mit ihr viele andere, die Lösung ist Staatserziehung. Seht all die schlechten Heime an, wo die Kinder weder die körperlichen noch die geistigen Bedingungen für eine gesunde Entwicklung haben. Kollektiv kann die Erziehung aller Kinder sich sowohl besser wie billiger gestalten. Nur die von den Mühen der Kinderstube und der Küche befreiten Frauen sind wirklich frei. Für die an öffentliche Tätigkeit gewöhnte Frau sind die häuslichen Aufgaben einförmig und langweilig. Als frei gewählte Arbeit kann hingegen die Kinderpflege die dazu Beanlagten befriedigen. Die Mehrzahl der Mütter sind für ihre kleinen Kinder nur Affenmütter, und wenn die Kleinen heranwachsen, dann verwandelt sich die unkluge Zärtlichkeit in hartnäckige Verständnislosigkeit.

So wird nun des weiten und breiten gesprochen. Und je mehr gesprochen wird, desto überzeugter werden die Frauen, dass alle diese Halbwahrheiten — die Wahrheit seien!

Also, in Müttern, die zu schlecht sind, um ihre eigenen Kinder zu erziehen, hofft man neue ausgezeichnete Führerinnen der Gesellschaft zu finden? Eltern, denen selbst Erzieheranlagen und Herzensanlagen fehlen, sollen — mittelbar oder unmittelbar — die Anstalten überwachen und die Personen wählen, die an ihrer Statt die Elternaufgabe erfüllen sollen! Mit andern Worten: sie sollen Fähigkeiten entdecken und bewerten, die ihnen selbst fehlen! Die Mühen, die eine Frau für die Kinder, denen sie selbst das Leben gegeben, nicht erträgt, sollen andere Frauen für 10—20—30 Kinder ertragen, die nicht ihre eigenen sind!

Es gibt zuweilen noch heute eine Art Urtypen der Weiblichkeit, von so breiter Mütterlichkeit, mit einem solchen Überschuss an Kraft, Zärtlichkeit, Organisationstalent, dass sie für ein einziges Heim zu stark sind; dass sie wirklich den unerhörten Reichtum an geistiger Elastizität, Freudigkeit und Wärme besitzen, der erforderlich ist, dass jedes Kind seinen vollen Teil daran empfange. Aber die meisten Frauen dürften nicht mehr von alledem besitzen, als gerade für ihre eigenen Kinder notwendig war. Und mit solchen bald abgebrauchten „Wahlmüttern“ würden 10—20—30 Kinder geistig ebenso schlecht fahren, wie körperlich, wenn die Muttermilch einer einzigen Frau unter sie alle verteilt würde. Es ist schon ein grosser Verlust für die Gesellschaft, dass so viele Menschen durch unzureichende Ernährung in der Kindheit fürs Leben geschwächt werden. Aber nach dem eben erwähnten, jetzt von so vielen

gutgeheissenen Kulturplan, würden alle in ihrer Kindheit in bezug auf Liebe ausgehungert werden. Es ist schon ein grosser Kulturverlust, dass die Schule die Kinder gleichformt. Noch unverbesserlicher wäre der Schade, wenn schon eine durchgeführte Staatserziehung dieses Drechseln beginnen würde!

Die Gefahr der Massenwirkung und der Nivellierung ist unzertrennlich von der jetzigen, immer festeren Organisation der Gesellschaft, bei einem immer notwendigeren Zusammenwirken, einem immer engeren Zusammenhange, einem immer innigeren Gemeingefühl zwischen den Teilen. Die Organisierung muss sich weiter vollziehen, nicht zum geringsten deshalb, weil nur auf diesem Wege der Einzelne jetzt immer mehr Freiheit zur Entwicklung und zum Gebrauch seiner persönlichen Kräfte erringen kann. Aber wenn diese erleichterten Möglichkeiten, individuelle Bedürfnisse zu befriedigen und individuelle Kräfte zu betätigen, von Wert für den einzelnen — und durch ihn für das Ganze — sein sollen, dann müssen auch die Individualitäten erhalten bleiben, die diese Möglichkeiten gebrauchen können!

Und nun ist es ausgemacht, dass das Heim — mit seinen wechselnden Verhältnissen von gut und böse — in erster Linie das beste Mittel ist, um ein sich organisch entwickelndes Solidaritätsgefühl mit dem Ganzen zu schaffen. Das Leben selbst ruft in der Familie eine Zusammengehörigkeit zwischen den einzelnen Mitgliedern derselben hervor, ein Mitgefühl mit dem Schicksal anderer, einen Kontakt mit den Wirklichkeiten des Lebens, mit

dem Ernst der Arbeit, wie ihn eine Anstalt nicht erzielen kann. Durch die Mühen von Vater und Mutter werden die Freuden des Heims geschaffen; die Liebe zu allen wägt dort das Recht eines jeden ab; sie gibt jedem in so natürlicher Weise Gewicht und Gegengewicht, dass die methodischen Anordnungen einer Anstalt niemals imstande sind, dasselbe zu leisten. Und zugleich werden die verschiedenen Häuslichkeiten durch die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Eindrücke, die sie bieten, die besten Mittel, verschiedene Temperamente und Eigenarten auszubilden. Wie eng und armselig ein Heim auch in jedem Betracht sein mag — in der Regel bietet es doch mehr persönliche Bewegungsfreiheit und ruft weniger Massenwirkung hervor als die gemeinsame Erziehung.

Wenn dies schon von jenen Häuslichkeiten gilt, wo von Erziehung im tieferen Sinne nicht die Rede sein kann, so werden in den besseren Familien die Wachsamkeit und Wärme der Liebe, das Verständnis und Feingefühl die Mächte sein, die die Eigenart hervorlocken und schirmen, und die am sichersten entdecken, was bekämpft und was in Ruhe gelassen werden soll, um sich selbst zu entwickeln. Dazu kommt noch der Einblick, den die Kenntnis, welche die Eltern von sich selbst und von einander haben, ihnen in die Charaktere der Kinder eröffnet, ein Einblick, den kein Fremder haben kann.

Dagegen wendet man ein, dass wenn jeder Bezirk der Stadt und mindestens jede Quadratmeile auf dem Lande ihre „Staatskinderstube“ hätten, die Eltern ja oft nach den Kindern sehen und sie zu-

weilen nach Hause nehmen könnten und so Ge legenheit hätten, ihren Einfluss auszuüben. Aber abgesehen davon, dass das Verhältnis sich dann in den meisten Fällen so gestalten würde, wie wenn die Kinder „en nourrice“ von den französichen kleinbürgerlichen Eltern besucht werden — nämlich, dass die Zärtlichkeit sich in dem Eifer zu amüsieren und zu putzen, zu hätscheln und zu spielen zeigt — so vergisst man das Wesentlichste. Dies ist, dass Zeit, mehr Zeit und noch mehr Zeit die eine Bedingung der Erziehung ist, Ruhe die zweite. Seelen werden nicht wie Krankheiten zu bestimmten Behandlungsstunden gepflegt!

Es gibt — was die Eltern noch allzu leicht vergessen — kein Gebiet, wo der rechte Augenblick bedeutungsvoller ist als bei der Erziehung. Die Handlung, die die Mutter am Morgen sah, darf sie oft erst abends am Bettchen des Kindes zur Sprache bringen; das Geständnis, das im richtigen Augenblick über die Lippen des Kindes gestürzt wäre, erhält der Vater nie, weil der Moment nicht benützt wurde; die Worte, die die Mutter die eine Woche schmerzten, findet sie vielleicht in der folgenden ungesucht Anlass erfolgreich zurückzuweisen. Die Liebkosung, nach der ein kleines Köpfchen sich am Abend glühend sehnt, wird es morgen vielleicht unberührt lassen. Das zärtliche Wort, das im einen Augenblick vielleicht allmächtig gewesen sein könnte, ist ein paar Stunden später machtlos. Und vor allen sind unmittelbare Ratschläge oder Ausstellungen wertlos im Vergleich mit den unabsichtlichen Worten, die die Eltern im Laufe des Tages fallen lassen und die die Wirkung

haben, dass das Kind ganz einfach seine Eltern voll menschlich leben sieht!

Nur das Zusammenleben an Werktagen und Feiertagen macht den unmittelbaren Einfluss der Eltern zu einem tiefen; nur dies ermöglicht es, dass die Eltern lernen, das beim Kinde Zufällige vom Wesen zu unterscheiden, in seinen wechselnden Stimmungen das plötzlich Angeflogene vom Dauernden zu trennen.

Und endlich, wenn man glaubt, herausgefunden zu haben, dass die Kinder zu Hause zu viel Wärme empfangen, dass sie besser für das Leben abgehärtet werden sollten — hat man da niemals solche „Abgehärtete“ beobachtet? Hat man nicht gesehen, wie sie sich verschönen, wenn ihnen ein Winkel in einem Heim gegönnt wird, wo sie sich zu Hause fühlen können; hat man nicht entdeckt, wie sie auf dem Gebiete der Intelligenz hoch über ihrer Zeit stehen können, auf dem des Gefühls hingegen auf dem Standpunkt des Wilden?

Weit davon entfernt, dass das Heim zu warm ist, ist es im Gegenteil selten warm genug durch die einzige Liebe, die das Leben hindurch währt, die Liebe des Verstehens. Nie noch wurde ein Mensch zu viel geliebt, nur zu wenig, zu schlecht. Der ganze Zeitgeist arbeitet schon den der blinden Zärtlichkeit der Tiereltern verwandten Vater- und Muttergefühlen früherer Zeiten entgegen. Die Zärtlichkeit, die sich erhalten hat, muss vertieft, nicht geschwächt werden.

Das strahlende, unbewusste Glück des Kindes ist es, zu beglücken, dem Lächeln zu begegnen, das es selbst hervorruft; Zärtlichkeit zu bezeugen

und Zärtlichkeit zurückzubekommen; die Sicherheit und den Stolz zu fühlen, seinem Vater, seiner Mutter zu gehören und sie selbst zu besitzen; dieses Entzücken in Spiel und Liebkosungen zu äussern und demselben Entzücken zu begegnen, ohne dass es doch leer wird. Denn in einem Heim, in dem irgend ein Ernst herrscht, lernt das Kind früh begreifen, dass Liebe auch Arbeit und Opfer für einander bedeutet. Aus einer solchen Liebe wird das seelisch-persönliche Blutband geschaffen, während das „natürliche" schwach wird, wenn es nicht von dem scheinbar unbedeutenden, stündlichen, täglichen, jahrelangen Einfluss all der ungreifbaren, unsichtbaren Dinge umsponnen wurde, von denen schon die Edda wusste, dass sie die unzerreissbaren Bande schaffen. Das Elternhaus ist mit einem Worte für die Entwicklung der Menschheitsgefühle das, was die Heimat für die Entwicklung der Vaterlandsgefühle ist. Schon jetzt leidet das Familienleben in beunruhigendem Grade unter dem immer gierigeren Griff der Schule nach den älteren Kindern; unter der Zerstreutheit und Verhältnislosigkeit, die dem Heim gegenüber entsteht, wenn dieses die Kinder nur zu den Mahlzeiten, an Sonntagen und in den Ferien hat. Aber wenn nun auch noch die ganz kleinen Kinder in dieselbe Lage kämen, dann würde das Übel auf die am meisten lebenentscheidenden Jahre ausgedehnt.

Um uns nun von den Eltern und Kindern den neuen Erzieherinnen in den Kinderstuben der Bezirke und Quadratmeilen zuzuwenden, wie will man, dass diese für ihre eigenen Kinder hinreichen,

wenn sie Mütter sind, wie — wenn sie mütterlich sind — sollen sie sich mit denen anderer begnügen, die sie ausserdem wieder und wieder verlieren müssen? Haben wohl die Frauen, die „befreit“ werden wollen, jemals an die Leiden dieser anderen gedacht?

Die einzige Möglichkeit, dass solche Pflegerinnen es überhaupt aushalten, ist die, dass sie den Kindern nur das allgemeine Wohlwollen schenken, was für die Kinder nicht genug ist. Liebe können sie nicht geben. Kein Wort ist missbrauchter als die Liebe, nicht zum geringsten dadurch, dass die Verkünder des Christentums den Begriff zu einem Dünnbrot für aller Speisung abplatten, zu der sogenannten allgemeinen Menschenliebe. Aber es gibt keine allgemeine Menschenliebe; es kann keine geben; sie wäre ein ebenso grosser Selbstwiderspruch, wie etwa die Vierseitigkeit des Dreiecks. Eine Barmherzigkeit gibt es, die sich gleich Öl über alle Wunden ergiesst; Mitleid und Mitfreude gibt es zwischen einzelnen; gegenseitige Hilfe und gegenseitige Verantwortung innerhalb der Gesellschaft; gemeinsamen Jubel oder gemeinsamen Schmerz mit unserem Volke oder mit der Menschheit in grossen Augenblicken. Aber alle Liebe vom Menschen zum Menschen, die diesen Namen verdient, ist im höchsten Grade persönlich, ist eine Auswahl, eine Unterscheidung. Ist sie das nicht, dann ist sie überhaupt nichts. Eine Frau wählt ihre Kinder schon, wenn sie deren Vater wählt. Und sie trifft oft eine Wahl der Vorliebe unter den Kindern selbst. Eine individuell entwickelte Mutter behauptet oft mit Fug ihr Recht, ihre

Kinder nicht gleich zu lieben. Sie lässt ihnen allen die zärtliche Fürsorge zuteil werden, die sie in gleichem Masse brauchen; sie ist derselben weitherzigen Gerechtigkeit gegen sie alle fähig, aber sie hat häufig für eines von ihnen eine persönlichere Liebe als für die übrigen. Die tiefe Tragik im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist gerade die, dass dieses Verhältnis oft leidenschaftlich ist wie die persönliche Liebe, aber ohne das Verständnis derselben; dass sie die Forderungen eines grossen Gefühls hat, aber nicht die Möglichkeit des individuellen Gefühls, sich in demselben Masse zu vertiefen, in dem die Forderungen sich steigern.

Nur persönliche Liebe ist für das Bedürfnis des Kindes genug. Eine „Wahlmutter“ wird vielleicht einmal, mehrere Male eine solche Liebe zu einem oder einigen der ihr anvertrauten Kinder empfinden können. Aber sie kann diese Liebe nicht für sie alle hegen, und sie wird selbst ganz zerrissen, wenn die Kinder, die sie liebt, ihr wieder und wieder genommen werden.

Überdies muss es ja Anstaltsmütter zu vielen Tausenden geben, wenn die ganze Gesellschaft auf dieser Grundlage aufgebaut werden soll? Und dann ginge es mit ihnen wohl wie mit den Geistlichen, die in den ersten Gemeinden vom heiligen Geiste berufen wurden, später aber von — der Gemeinde! Immer seltener würde die geprüfte persönliche Begabung, die innere Notwendigkeit entscheidend sein, sondern vielmehr nur die geforderte Berufsausbildung.

Durch solche Berufsmütter, meint man nun,

würden für die Kinder bessere Lebensbedingungen geschaffen werden als in ihrem eigenen Heim, wo, trotz aller Mängel, die persönliche Verantwortung und die persönliche Zärtlichkeit die Unvollkommenheiten einer höheren Erziehungsart weniger gefährlich machen, als die Vollkommenheiten einer niedrigeren?!

Es gibt allerdings Ausnahmsverhältnisse, für die bis auf weiteres die Krippe, der Kindergarten, das Kinderheim, die Besserungsanstalt auch da sein muss. Aber anstatt sich zu bestreben, diese Hilfsmittel zu verallgemeinern, sollte man sich bemühen, die Ursachen aufzuheben, die sie notwendig machen. Dies wäre ein Wegbauen in rechter Richtung. Das andere hingegen ist ein Abkürzungsweg, der sich unfehlbar als ein Umweg erweisen wird.

Es ist wahr, dass die Armut jetzt vielen Kindern ein ungesundes Heim bereitet. Dann greifet die Ursachen der Armut an, anstatt die Kinder zu nehmen und die Eltern im Elend zurückzulassen. Es ist wahr, dass Elternliebe oft unklug ist. Erzieht doch die Eltern zu Menschen! Es ist wahr, dass Eltern auf Kosten anderer Kinder das Erbteil gewisser Kinder vergrössern. Hindert doch diese Möglichkeit.

Aber raubt nicht allen Kindern ihr rechtmässiges Erbteil: die Heimgefühle und Heimerinnerungen, die Familiensorgen und Familienfreuden, all dies, was dem Naturell jedes Menschen seinen besonderen Ton, Farbe und Duft verleiht.

Hebt nicht die bedeutungsvollste aller Gemeinsamkeitserziehung auf, die der Kinder durch die Eltern, die der Eltern durch die Kinder!

Allerdings wird die Freiheit der Liebe zusammengesetztere Familienverhältnisse mit sich bringen, als es die jetzigen sind. Aus diesem Gesichtspunkt scheint für die Kinder ein Vorteil in den staatlichen Anstalten zu liegen, wo ihr Leben nicht so unmittelbar durch die Erschütterungen im Dasein der Eltern beeinflusst zu werden brauchte. Aber der Mehrzahl der Kinder ihr Heim zu rauben, weil die Minderzahl das ihre vielleicht verlieren kann, dies wäre ein schlechterer Ausweg, als der, das Heim enger mit der Mutter zu verbinden und die Menschen so zu entwickeln, dass sie Freunde bleiben können, auch wenn sie aufgehört haben, Gatten zu sein, und folglich weiter imstande sind, für das Wohl der Kinder zusammenzuwirken.

Es soll, mit einem Worte, nicht die Familie aufgehoben, sondern das Familienrecht umgestaltet werden. Nicht die elterliche Erziehung soll vermieden, sondern die Erziehung der Eltern eingeführt werden; man soll das Heim nicht abschaffen, sondern die Heimlosigkeit soll aufhören.

Die Staatserziehung würde so wirken wie die Aufziehung der Waisenhauskinder mit pasteurisierter Milch: sie erkrankten, als ihnen gewisse unentbehrliche Bazillen entzogen wurden! Die Menschen, die mit der bakterienfreien Milch des allgemeinen Wohlwollens aufgezogen würden, in der keimfreien Luft der gleichförmigen Ordnung; die ihre Nahrung aus den Anstaltsautomaten erhielten, ihre Bildung in der Knopfgiesserei der Schule, ihren Beruf als Wachsfabrikanten im Bienenkorb der Gesellschaft — diese Unglücklichen dürften das Dasein so

zahm und so leer finden, dass diejenigen, die sich nicht vor dem zwanzigsten Lebensjahr aus Lebensüberdruss umgebracht hätten, ihren atavistischen Glückswillen wohl darauf wenden würden, die Anstalten zu verbrennen und den Menschen wieder Heime zu bauen!

Begreift man denn nicht, dass die Anstaltserziehung der jungen Generation die letzte und schwerste Erfahrung des Lebens aufzwingen würde: die, keinem am meisten und am nächsten zu sein, und dass diese schwere Frucht — unter der alte Bäume sich biegen können — die jungen für immer zu krümmen vermag? Sieht man nicht ein, dass, wenn auch jetzt manches Heim eine Hölle ist, man erst dann in den untersten Höllenring — den Dantes Phantasie eiskalt machte — versinken würde, wenn die Wärme erlösche, die die Herde der Heime doch jetzt ausstrahlen, wenn die Zentralwärmeapparate der Anstalten sie ersetzten? Wenn das Dasein von Wesen mit ausgehungerten Herzen, erfrorenen Seelen, abgeplatteter Eigenart erfüllt wäre — welchen Baustoff würden diese für das Gemeinwesen abgeben, in das sie einträten? Wer weiss, ob sie überhaupt noch Kinder als Rohmaterial für die Menschenfabriken in die Welt setzen wollten? Oder die Erfordernisse zum Unterhalte des Lebens erzeugen, das bar jeder persönlichen Glücksquelle wäre? Ob sie es wohl überhaupt der Mühe wert fänden, irgend einen Beschluss über eine Gesellschaftsordnung zu fassen, die ihnen die grössten Lebenswerte raubt?

So wunderbar stark ist im Menschen das Bedürfnis, irgend wohin zu gehören, bei den Seinen zu sein, sich in irgend einem armseligen Erdenwinkel, in einem einzigen armen Herzen daheim zu fühlen, dass dieses Gefühl sogar die Macht hat, auf unterirdischen Wegen das Wasser eines Sumpfes zu einer Quelle zu klären.

Auf einer Eisenbahnfahrt im Süden befand sich einmal eine Frau, deren Gesicht, Gestalt und Benehmen den tiefsten Verfall verriet. Und diese Mutter hatte eine schöne sechsjährige Tochter! Nie war es schrecklicher, ein Kind auf dem Schosse seiner Mutter zu sehen; nie schien ein Amulett machtloser als das Heiligenbild, das eine mitleidige Hand dem Kinde um den Hals gehängt hatte. Aber als dieses sich an die Mutter lehnte, wurde es von der betrunkenen Dirne mit einer zärtlichen Bewegung umfangen, die ihr einen Schimmer menschlicher Würde wiedergab. Und als das Kind in den Blicken der Mitreisenden den Abscheu las, den die Mutter einflösste, da flammte in seinen dunklen Augen ein Ausdruck zornigen Schmerzes auf, und es nahm vor seiner Mutter eine zärtlich schützende Stellung ein. Niemand konnte darüber im Zweifel sein, dass das Kind aus diesen unreinen Händen genommen werden sollte. Aber ob wohl eine bessere Pflege das grosse Gefühl hätte schaffen können, das in diesem Augenblicke die Seele des Kindes weitete? Und wenn man sogar in einem Falle wie diesem über die Grenze zwischen Nutzen und Schaden unschlüssig sein muss, so ist man in vielen anderen Fällen überzeugt, dass der Mensch nicht unbedingt

dort, wo er die beste Nahrung, das reinste Bett, die gleichmässigste Pflege findet, am besten wächst, sondern dort, wo seine Seele von den wärmsten und grössten Gefühlen erhoben werden kann. Zu den heiligen Geheimnissen des Lebens gehört überdies auch das, dass die meisten Eltern, jeder für sich und gegeneinander, schlechter sind, als die Kinder sie zu sehen bekommen. Denn das Wesen, vor dem ein Elender zuletzt seine verhüllenden Lumpen von Menschenwürde abwirft, ist sein Kind.

Gegen die Schlechtigkeit der Eltern und gegen ihre Misshandlungen müssen die Kinder jedoch geschützt werden, und zwar in viel höherem Grade als jetzt, dadurch dass das Recht und die Pflicht der Gesellschaft, in diesen Richtungen einzugreifen, immer weiter ausgedehnt wird. Aber wo es möglich ist, soll den Kindern ebensowenig der Schutz des Heims geraubt werden, wie dem Heim der Schutz, den ihm die Kinder geben, indem sie die Eltern zu einem gewissen Grade der Selbstzucht, Selbstbeherrschung und Selbstaufopferung nötigen, wodurch deren Seele über das eigene Ich hinaus erweitert wird! In dem Augenblick, in dem die „abhärtende“ Luft der Anstalten alle Kinder umschlösse, würde der Menschenwert mit noch grösserer Geschwindigkeit sinken als das Menschenglück.

In all dem oben Gesagten liegt durchaus keine Blindheit dagegen, dass auch die besten Heime heute Strafanstalten sind gegen das, was sie werden können, wenn die Gestaltung eines Heims Wissen-

schaft und Kunst geworden ist. Bis auf weiteres werden die Heime glücklicherweise — oder unglücklicherweise — weder rezensiert noch preisgekrönt! Aber diese Zeit kommt vielleicht noch — sowie man schon jetzt in Frankreich das siebente Kind auf Staatskosten erzieht und Orden für die Frauen beantragt, die die grösste Anzahl tüchtiger Kinder geboren und erzogen haben! Und dann, wenn nicht früher, werden vielleicht die „befreiten“ Frauen wieder einiges Interesse für eine Kraftentwicklung in der Richtung des Heims empfinden?!

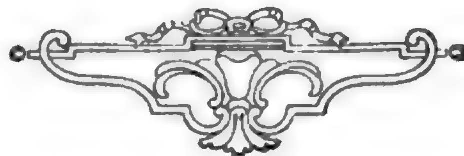
Was jetzt den Wert selbst der guten Heime in äusserer Beziehung vermindert, ist, dass sie danach eingerichtet sind, ein gewisses „Aufwärtsstreben“ zu fördern, das der gerade Gegensatz zu wirklicher Lebenssteigerung ist, deren erste Bedingungung darin besteht, dass das Heim in materieller Richtung das Behagen und die Gesundheit seiner eigenen Mitglieder anstrebt, nicht die Lebensgewohnheiten Aussenstehender. Was wieder in geistiger Beziehung die Heime, selbst die allerbesten, geringer macht, ist, dass man in ihnen noch die Familienrücksichtslosigkeit früherer Zeiten bewahrt, eine Rücksichtslosigkeit, die — durch die neue Feinfühligkeit, die Stärke des tieferen Persönlichkeitsbewusstseins — schon von Kindesbeinen an tägliche Qualen verursacht, die ebenso unfehlbar Luft und Nahrung vergiften, wie die schwereren Fehler der schlechten Häuslichkeiten.

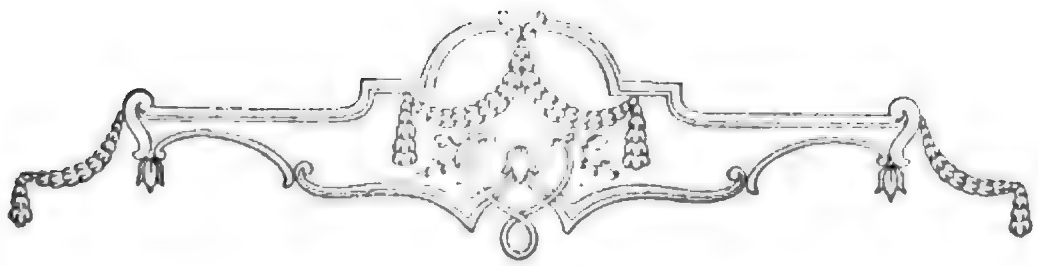
Man gestattet sich noch in der Familie eine Ironie gegen die Eigenart des anderen, ein Niederstimmen der Meinungen, ein gegenseitiges Ausforschen von Geheimnissen, eine Auslieferung der

vertraulichen Mitteilungen, die die Mitglieder der Familie für den Alltag auf den Fuss der bewaffneten Neutralität stellt. In den guten Familien hindert die Zuneigung, aber in den weniger guten die Furcht, dass man zu offenem Kriege übergeht. Denn in beiden Fällen kennen alle gegenseitig ihre verwundbaren Stellen so gut, dass sie sehr wohl wissen, wie blutig der Kampf für sie selbst wie für die anderen wäre!

Aber solange selbst die besten Häuslichkeiten diese Fehler haben, müssen die Anstalten sehr ähnliche aufweisen, da beide aus demselben Menschenmaterial gebildet sein würden. Die Anstalten hätten hingegen nicht die Vorteile, durch die die Häuslichkeiten die Fehler aufwiegen. Diese letzteren können durch höhere Seelenkultur immer mehr gemildert werden. Aber nichts vermöchte das zu ersetzen, was die Menschheit durch die Aufhebung des Heims verlieren müsste.

Der Schlusssatz wird also sein, dass — wie verschieden auch der Konflikt zwischen den Persönlichkeitsforderungen und dem Mütterlichkeitsgefühl der Frau in Ausnahmefällen gelöst werden muss — sich doch, im allgemeinen gesehen, die Frauen, die sich, um der Menschheit zu dienen, der Mutterschaft oder deren Mühen entziehen, handeln wie ein Krieger, der sich auf die Schlacht des folgenden Tages dadurch vorbereitet, dass er am Abend vorher seine Adern öffnet.





Die Mütterlichkeit der Gesellschaft

Auf einem kürzlich abgehaltenen Frauenrechtlerinnenkongress wurde eine Kantate gesungen, die verkündete: dass die Menschheit unter der Herrschaft des Mannes in Dunkelheit und Verbrechen umhergetappt sei. Aber aus der Seele der Frauen würde die Menschheit wieder geboren werden, der Sonnenaufgang würde das nächtliche Dunkel zerstreuen und das Erscheinen des Messias gewiss sein!

Dass die Männer in der Zeit ihrer Gewaltherrschaft doch einige Kleinigkeiten zusammengebracht haben — beispielsweise Religionen und Gesetze, Wissenschaften und Künste, Entdeckungen und Erfindungen — dass ihre Winternacht wenigstens eine Winterstrasse*) gehabt hat, das geruhte Ihre Majestät die Frau zu vergessen!

Wenn der Mann rachsüchtig genug wäre, nachzuforschen, was denn die Frau im Laufe der Zeiten geleistet habe, das ihr schwindelndes Selbstgefühl berechtigen oder, mit andern Worten, den Vergleich mit den eben genannten Werken des Mannes bestehen könnte, dann fände er nur eines!

---

*) Die schwedische Benennung der Milchstrasse.

Als die Natur den Geschlechtstrieb schuf, da wandelte die Frau ihn in Liebe um; als die Notwendigkeit die Wohnstätte hervorrief, da schuf die Frau daraus das Heim. Ihr grosser Kultureinsatz war also die Zärtlichkeit.

Und dieses Werk ist in Wahrheit bedeutungsvoll genug, um den Einsatz des Mannes aufzuwiegen — nicht aber, um ihn wertlos zu machen!

Glücklicherweise verstummt die Behauptung immer mehr, dass die „Unterdrückung" durch den Mann der Frau die Möglichkeit geraubt habe, auch auf seinen Gebieten ihre Kraft zu erproben. Mehr und mehr sieht man ein, dass im Daseinskampfe die Notwendigkeit der Gesellschaftsarbeit der Frau die Form der häuslichen Arbeit gab. Dieselbe Notwendigkeit hat nun — im grossen gesehen — die an die häusliche Arbeit gebundenen Kräfte freigemacht, obgleich die Frau niemals, zu keiner Zeit, von dem Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten ausgeschlossen war. Dieser Gebrauch war jedoch selbstverständlich nur ein gelegentlicher, solange die ganze Hauptsumme ihres Kraftverbrauchs einem andern Gebiete angehörte.

Aus dem Gesichtspunkte der nun befreiten weiblichen Persönlichkeit verlangen die Frauen — und viele Männer für sie — das Recht, diese persönlich-menschlichen Kräfte für die Gesellschaftsarbeit einzusetzen. Sie weisen besonders auf die Versäumnisse des Staates in jenem Pflichtenkreise hin, der schon im Heim ihr eigenster ist, nämlich das Dasein der Zarten oder Schwachen zu

schützen und zu heben. Und die Männer beginnen einzusehen, dass, je fester die Gesellschaft sich organisiert, desto unentbehrlicher das Zusammenwirken aller ihrer Teile wird, wenn der soziale Organismus wirklich sein Ziel, die Wohlfahrt aller, erreichen soll; sie sehen ein, dass die neuen Formen der Staatshilfe wie der Selbsthilfe, die man nun immer zielbewusster sucht, nicht den wirklichen Bedürfnissen angepasst werden können, wenn nicht die Frau auf allen Gebieten mit dem Manne zusammen arbeiten und an der Gesetzgebung teilnehmen kann, die über ihre eigene Wohlfahrt wie über die ihrer Kinder entscheidet.

Aber dass die Organisierung der Gesellschaft nun so weit vorgeschritten ist, dass der Mann sich nach der Hilfe der Frau umsieht, das sollte kein Grund für die Frauen sein, dem Manne die ganze Schuld an der langsamen Entwicklung der Gesellschaft aufzubürden! Die Langsamkeit ist in gleichem Grade der bisherigen Natur der Frau wie der des Mannes zuzuschreiben, der Begrenzung, der Gebundenheit beider durch die Gesetze der Entwicklung. Das Fortschreiten zu höheren Zuständen beruht in gleichem Masse auf Umwandlungen in beider Wesen, beider Idealen, beider Kulturmitteln und Kulturzielen. Diese Umwandlungen nehmen ihren allerersten Anfang mit der Erziehung, die die Frauen der neuen Generation geben, welche dann Gesetze erlassen, die Arbeit ordnen und den Verbrauch nach den Bedürfnissen bestimmen wird, die sie mit ins Leben bringen, nach den Werten, die sie im Heim lieben gelernt haben.

Unsere Zeit ist diejenige, die sich ihrer eigenen Mängel wahrscheinlich am meisten bewusst ist. Aber nichts ist für das Rechtsgefühl empörender, als wenn dieses Bewusstsein die Form des Grössenwahnsinns der Frauen annimmt, die meinen, dass es in ihrer Machtvollkommenheit stehe, den Weltverlauf zu wenden!

Nach der ersten grossen Einteilung der Menschheit durch die Natur haben Natur und Kultur vereint eine feinere getroffen, die des Schöpfers auf der einen Seite, des Stoffes auf der anderen. Nächst dem, selbst ein Schaffender zu sein, ist es gross, edler Stoff in der Hand eines Schaffenden zu werden. Und Kultursteigerung in geistigem wie in materiellem Sinne vollzieht sich dadurch, dass es den Schöpfern gelingt, Macht über den Stoff zu gewinnen. In bezug auf das Menschenmaterial bedeutet dies, dass die Schöpfer — oder Führer — es zustande bringen, die übrigen zu wirklich wollenden und wägenden Mitarbeitern zu machen. Von Hirten vorwärts getriebene Herden oder Massen mit diesen gleichwertigen Köpfen an der Spitze haben nie dauernde Wirkungen im Kulturverlauf hervorgebracht. Diese treten erst dann ein, wenn ein Schöpfer die Vielen für neue Ziele entflammt oder sie lehrt, die Mittel zu veredeln, durch die sie erstrebenswerte Ziele erreichen können.

Ob es den Frauen gelingen wird, der Gesellschaftsentwicklung eine ganz andere Richtung zu geben, als es die Männer bisher getan haben, hängt also davon ab, ob unter den Frauen Führerinnen erstehen werden, die auf höhere Ziele hinweisen

und reinere Mittel gebrauchen, als selbst die besten Männer bisher.

Aber was gibt uns die Berechtigung, dies von den Frauen zu erwarten? Die Berechtigung kann nirgends anderswo gesucht werden, als auf dem Gebiete ihrer eigenen Schöpfungen, der Liebe, der Mütterlichkeit, des Heims, des Haushalts. Wenn es sich zeigt, dass die Frauen all diesen Gebieten die Vollendung gegeben haben, deren sie fähig sind, dann ist wirklich vollauf Grund vorhanden, auch an ihre wunderwirkende Macht auf dem Gebiete der Gesellschaftsorganisation zu glauben.

Aber wenn man auch voll die Hindernisse anerkennt, die die Gesellschaftsordnung des Mannes, seine Gesetzgebung, seine Natur den Frauen in den Weg gestellt hat — gibt es eine einzige denkende Frau, die zu behaupten wagt, dass sie selbst, dass die Frauen im allgemeinen doch auf ihrem besonderen Gebiete alles getan haben, was sie konnten; dass sie bis zum äussersten alle Gelegenheiten benützt haben, die ihnen zugänglich waren? Welche gewissenhafte Frau sieht nicht ein, dass die meisten noch die grossen Erfindungen ihres Geschlechtes durch die Art verpfuschen, wie sie als Pflegerinnen und Erzieherinnen der Kinder wirken, als Geliebte, Gattinnen, Heimgründerinnen, Hausmütter! Auf jedem Gebiete lassen sie Kunst und Wissenschaft, Klarblick und Fürsorge vermissen. Sie haben oft nicht die primitivsten Voraussetzungen, ein Liebesglück zu vertiefen und zu verfeinern; wertvolle Kinder zur Welt zu bringen und zu erziehen; mit den geringsten Ausgaben an

Kräften und Mitteln die grösste Summe materiellen Wohlbefindens für die Mitglieder der Familie zu erzielen; den geistigen Einkommen- und Ausgabenetat so zu ordnen, dass die höchstmögliche Lebenssteigerung der Reingewinn ist. Ganz so wie die Mehrzahl der Männer nur langsam und teilweise die Gedanken, die Schönheitswerke, die Erfindungen, die ihre Führer ihnen bringen, aufnehmen und umsetzen, so nehmen auch die Frauen nur langsam und teilweise die führenden Ideen auf ihrem Gebiete auf.

Es muss also, nicht nur in der Natur des Mannes, sondern auch in der des Weibes, etwas geben, das die Vollkommenheit erschwert und den Fortschritt aufhält?!

Wenn dem so ist — und die Annahme dürfte wohl nicht als zu kühn angesehen werden — dann wird man vielleicht auch wagen dürfen, einen leisen Zweifel daran auszusprechen, ob die Menschheit es wirklich so viel weiter gebracht haben würde, wenn in den vergangenen Jahrhunderten die Frauen die Führung innegehabt hätten? Und hat man sich einmal so weit gewagt, dann wird man sich auch erkühnen können, zu fragen: ob diese selben Frauen — die ihre eigenen Werke so wenig vervollkommnet haben — wenn sie nun dahin gelangen, an der Gesellschaftsorganisation teilzunehmen, sogleich das vervollkommen werden, was der Mann verpfuscht hat: die Schwerter in Pflugscharen umwandeln und das Reich des Messias schaffen, wo Friede und Gerechtigkeit sich den Bruderkuss geben?!

Erst nachdem sie sich von jeder Gemein-

schaft mit Frauenüberhebung und Frauenverherrlichung losgesagt hat, kann eine Frau von intellektuellem Anständigkeitsgefühl sich mit der Frage der Gesellschaftsarbeit ihres Geschlechtes befassen.

Die Vertreterinnen der Frauenbewegungen bilden in allen Ländern eine Rechte und eine Linke, jede wieder mit einem äussersten Flügel.

Der eigentliche religiöse Kult der Rechten ist die Frau als Idealwesen. Daneben umfasst ihre Dogmatik das Christentum, die Monogamie und im übrigen die bestehende Gesellschaftsordnung. Innerhalb der alten Formen wollen sie die Frau dem Manne gleichgestellt sehen. Für den äussersten Flügel dieser Gruppe sind die Pflicht, die Arbeit und die Nützlichkeit die grossen Worte des Lebens: das Glück, die Liebe und die Schönheit fallen nicht in den Kreis der Rechte und Pflichten der Frau! Die Flecken des jetzigen Gesellschaftsgebäudes weiss zu übertünchen; den Raum für sich durch einen rechten Flügel zu vergrössern — das ist ihr höchstes Ziel; das Hauptgebäude selbst wollen sie in unveränderter Gestalt bewahren.

Die Linke hat auch ihre Gottheiten — aber „die Frau“ gehört nicht zu ihnen. Sie will die jetzige Ehe durch eine neue Sittlichkeit umbilden, die jetzige Gesellschaft durch eine höhere Organisation, die ein tieferes Solidaritätsgefühl ausdrückt. Sie sieht also das Recht und die Freiheit des Weibes wie des Mannes im Zusammenhang mit der Wohlfahrt der Gesamtheit. Aus diesem

Gesichtspunkt hält sie die Freiheit der Frau in der Liebe und ihr Recht auf die Mutterschaft für ebenso wichtig, wie das Recht, zu stimmen und die Freiheit, zu arbeiten.

Hier tritt jedoch eine Scheidung von der äussersten Linken ein, die der Frau dadurch volle persönliche Bewegungsfreiheit geben will, dass sie die Kinder der Obhut der Gesellschaft überantwortet.

Der äusserste Flügel des alten Feminismus begegnet so dem äussersten Flügel des neuen Feminismus darin, dass beiden die Kraftentwicklung der Frau in dem Masse Selbstzweck ist, dass ihr Recht ihnen ganz unabhängig davon erscheint, ob die Kraftentwicklung die Lebenstauglichkeit des ganzen Organismus verringert oder steigert.

In allem übrigen ist der Gegensatz diametral, ausser auf dem Felde, wo alle Gruppen sich begegnen: in der Forderung der juridischen und politischen Gleichstellung der Frau mit dem Manne.

Diejenigen, welche für die Frau politische Rechte als Äquivalent für ihre Steuerpflicht und ihre Muttermühen verlangen, haben gute Gründe für ihre Forderungen.[1]) Noch stärker wird jedoch die Position, wenn der Anspruch sich auf das Bedürfnis der Gesellschaft stützt, dass jedes Mitglied innerhalb derselben mitwirke, die Befriedigung seiner eigenen Bedürfnisse zu fördern. Denn die moderne Gesellschaft entspricht immer mehr dem Begriffe eines immer höheren Organismus, wo jeder Teil mehr und mehr wesentlich für das Ganze wird, mit seinen Forderungen und Kräften immer mehr die Wohlfahrt oder das Unheil des

Organismus bestimmt, und selbst seinerseits immer mehr Nutzen oder Schaden durch den Zustand des ganzen Organismus hat.

Die Gesellschaft, das sind die Menschen — Männer, Frauen und Kinder, Tote, Lebende und Ungeborene — nicht mehr, aber auch nicht weniger; die Menschen, zusammengeschlossen, um so das Leben des einzelnen und das Leben aller immer höher zu steigern. Dieser Zusammenschluss nimmt zuerst einfache, dann immer zusammengesetztere Organisationsformen an: einfache, solange die Bedürfnisse es sind, da nur die Bedürfnisse den Menschen in Bewegung setzen, um zu organisieren. Eine steigende Kultur bedeutet eine immer vollkommenere Befriedigung immer zusammengesetzterer und veredelterer Bedürfnisse. Aber da die Bedürfnisse uns in Bewegung setzen, ruft auch jede Hemmung der Bewegung unmittelbare Leiden hervor, dadurch dass wir die Ursache unserer Unlust nicht aufheben können; mittelbare, weil wir das Lustgefühl einbüssen, das die Bewegung uns gebracht haben könnte.

Wenn man einsieht, dass es das Ziel des Staates ist, dass jedes seiner Mitglieder seine Kräfte im höchstmöglichen Grade für die höchstmöglichen Ziele gebrauche und entwickle, dann wird man nicht mehr in abstrakten staatsrechtlichen Konstruktionen, sondern in den Gesetzen des Menschenlebens die Kriterien der Gesundheit eines Gemeinwesens suchen.

Die Gesellschaftsordnung muss die Lebenssteigerung der einzelnen begünstigen; die Freiheitseinschränkung des einzelnen muss der Lebens-

steigerung des Ganzen zugute kommen — dies ist der Grund, warum der Evolutionist das eine Mal die Bewegungsfreiheit des Individuums erweitern, das andere Mal sie einschränken will.

Der Parallelismus mit dem menschlichen Organismus ist ein greifbarer. Die Gestaltung und die Tätigkeit der einzelnen Zellen entscheiden über den Bau des Organismus; der Grad, in dem ihre Bedürfnisse befriedigt werden, über die Gesundheit des Organismus. Sämtliche Lebensforderungen des Organismus begrenzen die „Machterweiterung“ und „Selbstbestimmung“ der Zellen, denn ohne die Gesundheit des ganzen Organismus würden auch die Zellen verkümmern.

Jede starke Volksbewegung — und die Wahlrechtsforderung der Frauen ist schon eine solche — wird durch den Willen vieler einzelner hervorgerufen, die Gesellschaft nach einer gewissen Richtung hin zu modifizieren, um ihre besonderen Bedürfnisse und damit die der Gesamtheit besser zu befriedigen. Eine solche Bewegung wird anfangs stets aus dem Gesichtspunkte des Zusammenhalts, des Gleichgewichts und der Gesundheit der Gesamtheit zurückgewiesen. Und da sich eine Umwandlung in einem Gemeinwesen niemals gleichzeitig oder gleichmässig vollzieht, da das Bedürfnis nach neuen Formen lange von geringer Ausbreitung ist, haben die Konservativen in der Regel im Anfang mit ihrem Widerstand recht; recht, bis die Umwandlung so weit vorgeschritten ist, dass die Gesundheit des ganzen Organismus es erheischt, dass die betreffende Gesellschaftsklasse, Glaubensgenossenschaft oder Meinungsgruppe jene Freiheit der Kraft-

ausübung erhalte, ohne die sie sich schlecht befindet. Denn das schlechte Befinden vieler schadet dem Ganzen. Der Konservatismus hat folglich schliesslich Unrecht durch die sich stets wiederholende Erfahrung: dass, wenn die Lebenskraft irgend eines bedeutungsvollen Organs sich erhöht, zugleich die Lebenskraft des ganzen Organismus sich steigert. Und das Wahlrecht der Frau muss also vor allem aus dem Gesichtspunkt des gesellschaftlichen Wertes der Frauenkräfte gefordert werden, aus dem sich ihr Recht auf Bewegungsfreiheit ergibt.

„Es fällt uns nicht ein," antworten die Gegner, „irgend etwas davon zu bestreiten. Die Frau hat schon, zwar nicht der Art, jedoch dem Grade nach, dieselbe Macht wie der Mann, ebenso gewiss wie das Herz ein ebenso lebenswichtiges Organ ist wie das Hirn. Aber der ganze Organismus ginge unter, wollte sich das Herz die Funktionen des Gehirns anmassen. Die Frau ist das Organ des Gefühls im Menschenleben geworden — aber die Gefühle können keine leitende Aufgabe in der Öffentlichkeit haben. Die Frau muss dort entweder sich selbst untreu werden, oder sie kann nicht zu Bedeutung gelangen. Es wäre ein unerhörter Kulturverlust, wenn sie in die Bahnen des männlichen Egoismus gedrängt würde, anstatt ihre ganze Kraft für die Erziehung der künftigen Männer einzusetzen. So würden neue Geschlechter gross gesinnter und gross sehender Männer die Gesellschaft nach den Idealen der Frau umgestalten, anstatt dass sie selbst die Ideale in Parteistreitigkeiten verliert, bei denen Sieg mit allen Mitteln, nicht das Ziel zur Hauptsache wird." „Wenn," bemerkte so eine denkende

junge Arbeiterin, „der Knabe Mutter wie Vater als Machtstreber sähe, mit all der Härte und Rücksichtslosigkeit, die dies im Gefolge hat, dann wäre der Idealismus in der Welt bald ausgestorben, während hingegen die Frauen, wenn sie rücksichtslos an Väter und Brüder, Männer und Söhne die höchsten idealen Anforderungen stellen, allmählich mittelbar idealere Zustände hervorrufen können."

Diese Anschauung, die innerhalb des Gesellschaftsorganismus der Frau die Aufgabe des einen Zentralorgans, dem Manne die des anderen zuweist, entspricht jedoch nicht der Wirklichkeit. Sowie das Individuum vom Wirbel bis zur Sohle von seinem Geschlecht bestimmt ist, so ist auch die Gesellschaft vom Gipfel bis zum Grunde durchwegs zweigeschlechtlich; jede Funktion der Leitung beeinflusst daher alle Frauen ebenso wie alle Männer. Doch nur die letzteren haben jetzt die Möglichkeit, unmittelbar ihrer Lebenshemmung abzuhelfen und ihre Lebenssteigerung zu fördern, indem sie ebenfalls Teil an den Funktionen nehmen, durch die sie beeinflusst werden.

Weil jede „Zelle", die mittelbar oder unmittelbar den Gesellschaftsorganismus aufbaut, eine männliche oder weibliche ist, ist es undenkbar, dass nicht eine höhere Organisation der Gesellschaft schliesslich mit Notwendigkeit diesen ihren zweigeschlechtlichen Charakter ausdrücken muss. So wie die Familie — der erste „Staat" — muss sich auch der endliche Staat als eine Einheit des männlichen und des weiblichen Prinzips darstellen. Oder mit anderen Worten, er muss eine „Staatsehe" werden, nicht wie bisher nur ein „Staatszölibat!"

Nur indem sie selbst funktionieren, nicht dic männlichen Zellen es für sich tun lassen, können die weiblichen als Gesellschaftsmitglieder ihre höchstmögliche Lebensteigerung erfahren. Solange die Frauen sich damit begnügten, sich von den Männern vertreten zu lassen, störte die Rechtlosigkeit der Frauen nicht das Wohlbefinden des Organismus. Nun ist jedoch die Störung eingetreten und kann nur durch eine Umwandlung behoben werden. Aber was die Gesundheit des Organismus im höchsten Grad erfordert, das ist, dass die weiblichen Zellen, wenn sie sozial zu funktionieren beginnen, ihren Geschlechtscharakter beibehalten, denn sonst wäre keine höhere Entwicklungsform erreicht. Nicht das männliche Geschlecht, wohl aber die Leitung der Gesellschaft kann in Wahrheit mit deren Hirn verglichen werden, sowie die Repräsentation mit ihrem Nervensystem. Die jetzige Gesellschaft leidet an einseitiger Lähmung, solange die eine Hälfte von der Möglichkeit ausgeschlossen ist, durch das Nervensystem dem Hirn von ihren Forderungen Kunde zu bringen. Und die Gesellschaft leidet unter diesem Zustand ebenso sehr, wie der Körper unter einem ähnlichen leiden würde. Man kann dies am besten einsehen, wenn man den Staat beobachtet, wo der ganze Körper gelähmt ist und nur das Hirn arbeitet, nämlich Russland. Da sprechen nur die Wunden davon, dass der Organismus in seiner Gesamtheit lebt. Aber alle Staaten Europas tragen noch ein Russland in sich, jenen Teil der Gesellschaft, den Camilla Collet mit Recht „das Lager der Stummen“ genannt hat. Mit derselben inneren Notwendigkeit,

mit der eine Anzahl Männer in den Ländern, wo der Zustand einstmals dem Russlands glich, die landesväterliche Fürsorge abschüttelten und sich die Freiheit nahmen, selbst ihre Bedürfnisse zu erkennen zu geben, selbst über die Voraussetzungen ihres Wohlbefindens zu entscheiden, müssen auch die Frauen — und die Arbeiter — dieses Recht erlangen. Dies bedeutet nicht, dass die weibliche Hälfte vollkommener oder unter geringeren Fährnissen arbeiten wird als die männliche. Aber es bedeutet, dass der ganze Organismus mehr arbeiten, sich besser befinden und sich zu einem höheren Zustand entwickeln wird. Die jetzigen Rechtsinhaber werden von den Frauen wie von den Arbeitern Lügen gestraft, wenn sie behaupten, dass sie die Bedürfnisse der Unrepräsentierten voll berücksichtigen und ihre Kräfte richtig leiten. Und nicht den mit sich selbst und ihrer Macht Zufriedenen, sondern den Missvergnügten muss man Gehör schenken, wenn höhere Zustände erreicht werden sollen!

Zu diesen allgemeinen Gesichtspunkten kommt — für die kleinen Völker — noch der, dass je lebendiger und durch und durch aktiver der ganze Gesellschaftskörper ist, desto mehr Widerstandskraft er im Kampfe um sein Dasein besitzt. Die Völker, bei denen jeder Mensch zugleich mit den Interessen der Gesellschaft seine eigenen wahrnehmen kann, werden — unter im übrigen gleichen Bedingungen — die anderen ebenso weit übertreffen, wie ein Heer von Sportsmännern ein Heer von Invaliden.

Die Gesellschaft steht vor immer komplizierteren Aufgaben. Eine bisher ungenützte Kraft bietet nun ihre Mitwirkung zur Lösung an: die zum Gesellschaftsbewusstsein erwachte Frau.

Immer inbrünstiger wünschen alle Denkenden neue Zustände herbei. Aber solche entstehen nicht allein durch neue äussere Verhältnisse, wie der Sozialist allzu willig glaubt. Auch nicht durch neue Gedanken und Erfindungen, wie der Gelehrte allzu einseitig meint. Neue Zustände entstehen vor allem durch neue Menschen, neue Seelen, neue Gefühle. Nur diese schaffen neue Lebenspläne, neue Handlungsweisen; nur sie werten die Werte um, die unzählige einzelne dann tagein tagaus erstreben. Ein neuer Gedanke wird zuerst bei einem Einzelnen Gefühl und Triebkraft, dann bei Einigen, dann bei Vielen, schliesslich für das Ganze. Wer das bei irgend einer bestimmten Idee verfolgen konnte, weiss, dass das so ist wie im Frühling, wo zuerst eine einsame Birke auf der Sonnenseite ihre gelbgrüne Fahne entfaltet; dann zieht das Gelb, Rotbraun und Grün einen immer dichteren Schleier über das Grau, bis schliesslich alle Kronen sich in Fülle runden, alle Farben auf einen Ton gedämpft sind und man sich kaum mehr erinnert, wie es in der farbenschillernden Zeit war, als der Faulbaum weiss im Grün stand, die Butterblumen in wilder Sonnenfreude sich über das Gras ausstreuten, die Maiglöckchen aus dem Blattversteck perlten und der Kuckuck den Sommer kündete!

Die Gefühle sind der Lebenssaft, der ansteigt, wenn die menschliche Landschaft Farbe und Form ändert. Darum ist nie eine tiefe geistige

Umwälzung gelungen, ohne dass die Frauen mit dabei beteiligt waren. Auf diese grosse, schon mittelbar wirksame Macht der Frau kann man mit Recht die Hoffnung gründen, dass ihre unmittelbare Machtausübung noch wirksamer werden wird — wenn sie dabei ihre weibliche Eigenart bewahrt!

Die Frauen haben seit urdenklichen Zeiten nicht nur mittelbar, nein auch unmittelbar an der Regierung der Völker und an ihren Kämpfen teilgenommen, ohne dadurch irgend einen neuen Einsatz zu machen.

Es ist in dieser Hinsicht bezeichnend, dass die Frauen in Frankreich und in England — durch den Grundbesitz — in früheren Zeiten eine Form des Wahlrechts hatten, das sie in ersterem Lande bei der grossen Revolution, in letzterem durch die grosse Wahlrechtsreform wieder verloren. Aber dieses ihr Stimmrecht hat keine sichtbaren Spuren in den Gesetzen, politischen Ideen und Gesellschaftsverhältnissen ihres Landes hinterlassen. Alles vollzog sich damals wie später nach der Führung der Männer. Nicht das Wahlrecht der Frauen also, sondern nur ihre Art, es zu gebrauchen, wird das bedeutungsvolle sein.

Ganz wie die strengere Geschlechtsmoral die Liebe der Frau seelenvoller machte — bis sie nun die Freiheit der Liebe fordern kann, weil sie damit einen neuen Einsatz zu leisten hat — so dämmten die Hindernisse, die der äusseren Tätigkeit der Frau gesetzt waren, ihr Gefühlsleben ein. Während der Arbeitsteilung in ein „männliches“ und ein „weibliches“ Gebiet wurde die Eigenart der Frau gefestigter; ihr Gefühl vertiefte sich nach

der Richtung, in der sie nun bereit ist, es unmittelbar im Dienste der Menschheit zu betätigen. Die Liebe hat ihrer ganzen Art zu denken und zu fühlen, zu wollen und zu wirken den Stempel aufgedrückt. So ist sie zu jener Verschiedenheit von dem Manne gelangt, die sie nun im öffentlichen Leben behaupten muss.

Es ist ebenso natürlich wie erfreulich, dass die Frau mit ihrer Forderung, an den gesellschaftlichen Pflichten und Rechten Teil zu haben, gerade in unserer Zeit hervortritt, wo der Begriff des Zusammenhanges, das Gefühl der Solidarität in jedem einzelnen Volke wie auch unter den Völkern immer bewusster geworden ist. Denn ein klareres Bewusstsein des Zusammenhanges wird die Frau vor einer Anzahl männlicher Irrtümer bewahren; ein tiefer gefasstes Solidaritätsgefühl wird sie vor einer Anzahl weiblicher Schwächen behüten — während die besten Züge der weiblichen Eigenart für die Vertiefung des Solidaritätsgefühls unschätzbar sein werden. Der moderne Mensch ist immer empfindlicher gegen seine eigenen Leiden geworden, und dies ist die erste Voraussetzung dafür, auch die der anderen zu empfinden. Aber nun handelt es sich darum, auch wirklich das Gefühl für andere so sehr zu vertiefen und zu verfeinern, dass der Gesellschaftsorganismus es nicht mehr erträgt, wenn eines seiner Glieder eine Lebenshemmung erleidet, der abgeholfen werden kann. Hier wird die tiefere Sensibilität der Frau, ihre reichere Zärtlichkeit ihre grosse Aufgabe erfüllen können. Allerdings beginnt es, — wie schon an anderer Stelle dargelegt wurde — immer unmöglicher zu

werden, vom „Manne“ oder von der „Frau“ im allgemeinen zu sprechen, weil die Individualisierung jedes Geschlecht immer verschiedener in sich macht, während die Entwicklung die beiden Geschlechter einander immer mehr nähert. Dutzendfrauen wie Dutzendmänner haben mehr Verstand als Gefühl. Aber wo bei dem Manne Empfindungsfähigkeit vorhanden ist, ist sie heftiger und vorübergehender, bei der Frau hingegen inniger und werktätiger. Die Mehrzahl der Männer wie der Frauen denken selten. Aber wenn Mann und Frau denken, dann ist der Weg des Mannes in der Regel der der Deduktion und Analyse, der Weg der Frau der der Intuition und Synthese. Sie vereint Instinkt und Reflexion, so wie sie beim Dichter vereint sind. Beider Denken bildet nur in dem Sinne eine zusammenhängende Lichtlinie, wie eine perspektivisch gesehene Laternenreihe es tut. Ihre Handlungen haben — wie seine Gedichte — die unbewusste Zielbewusstheit der Eingebung.

Diese allgemeinen Kennzeichen sind freilich in vielen einzelnen Fällen aufgehoben. Es ist z. B. Tatsache, dass die strahlendsten Erscheinungen der christlichen Barmherzigkeit Männer waren. Dies hindert doch nicht, das bei den Frauen „the milk of human kindness“ reicher fliesst als bei den meisten Männern.

Diese Überlegenheit ist die natürliche Folge der Mütterlichkeit, die sich im Frauengeschlecht allmählich zu einem unmittelbaren Gefühl für alles Schwache und Hilfsbedürftige, alles Keimende und Werdende entwickelt hat.

Aber daraus geht hervor, dass die Frau, wenn sie durch ihre Teilnahme am öffentlichen Leben eine grosse neue, zukunftsteigernde Kraft werden soll, nicht allein nichts von der Macht des Mitgefühls, die sie schon hat, verlieren darf, sondern dass sie sie im Gegenteil vertiefen und erweitern muss. Mütterlichkeit ist nicht bei allen zu finden, die schon Mütter sind, und wir sind ja in der wunderlichen Lage, dass — während der Mann einzusehen beginnt, wie sehr die Gesellschaft die Mütterlichkeit braucht — eine Anzahl Frauen nicht mehr Mütter sein wollen, weil ihre persönliche Entwicklung und ihre bürgerlichen Aufgaben dadurch gehemmt werden. Nichts ist unumgänglicher, als dass die Frau für ihre neue Gesellschaftsaufgabe intellektuell vorgebildet wird. Aber verliert sie dabei ihre weibliche Eigenart, dann tritt sie an die Gesellschaftsaufgabe heran, wie ein Landmann mit vervollkommneten Ackergerätschaften, aber — ohne Aussaat!

Bei aller privaten Tätigkeit ist die Individualität die vornehmste Aussaat, während auf dem Arbeitsfelde der Gesellschaft hingegen die Frauen auf lange hinaus durch ihre allgemein-weibliche Eigenart am meisten bedeuten dürften. Leider ist es nämlich im öffentlichen Leben oft noch so, dass die Individualität ein Hemmnis für die gemeinsame Arbeit bildet, die sich da eher durch Parteigemeinsamkeit der Interessen und Ansichten vollzieht, als durch das Zusammenwirken von Verschiedenheiten. Nur in seltenen Fällen hat ein „Wilder“ die Möglichkeit, in die Beschlüsse einzugreifen. Weniger als einzelne Persönlichkeit,

eher als ein neues, starkes Prinzip, als ein grosser Einsatz eines bisher ungebrauchten Wertes, dürfte die Frau bis auf weiteres die Gesellschaft beeinflussen können. Gewiss werden einzelne Frauen — durch geistige Überlegenheit, intellektuelle Entwicklung, Willensstärke und Arbeitskraft — zur Lösung der Gesellschaftsaufgaben viel von allgemeinmenschlichem Werte beitragen. Aber im letzten Grunde muss man doch auf den Artunterschied zwischen Mannes- und Frauenwesen die Hoffnung gründen, dass die Teilnahme der Frauen an der Gesellschaftsarbeit eine tiefgehende Wirkung hervorrufen werde.

Wenn die Frauen — mit einem atavistischen Rückfall in die alten Kochbuchvorschriften, „nach Geschmack zu nehmen" — das zu können glauben, was die ganze Summe von männlichem Mut, Genie, Begeisterung, Opferwilligkeit und Idealismus bisher nicht vermocht hat; wenn sie bei jeder Meinungsverschiedenheit über Mannes- und Frauenwesen dem Manne auch alle weiblichen Fehler beilegen, aber für sich den Anspruch auf alle männlichen Verdienste erheben, dann überzeugt uns dies nur von — der Entbehrlichkeit der Frau, bis sie bescheidener wird.

Es wäre jedoch um das Recht der Frau, am öffentlichen Leben teilzunehmen, schlecht bestellt, wenn sie ihm nicht etwas wirklich Unentbehrliches, Neues, Eigenartiges zuführen könnte.

Dieses Neue ist nicht ihr Idealismus und Enthusiasmus, wie schön und leicht er auch aufflammen mag, weil die Frau um so viel entzündlicher ist

als der Mann, um so viel eifriger, ihre Begeisterung in Tat umzusetzen.

Denn bedeutungsvoll wird nur der Enthusiast und Idealist, der die Flamme seiner Begeisterung in seiner blossen Hand tragen kann, sie tragen kann trotz Brandwunden, sie brennend erhalten trotz Windstössen und so Schritt für Schritt sich dem Ideale nähern kann. Aber solche Enthusiasten und Idealisten — weibliche oder männliche — sind selten, viel seltener als Genies. Sie sind des Lebens Wein und des Lebens Salz. Doch das tägliche Brot auf dem Tische der Gesellschaft können nur die Werte sein, die die Mehrzahl aufzuweisen vermag.

Sehen wir nun die Mehrzahl an, so dürfte bei den Männern das Gerechtigkeitsgefühl, bei den Frauen das Zärtlichkeitsgefühl der grösste Wert sein. Dies bedeutet nicht, dass Männer nicht unerhörte Ungerechtigkeiten dulden wie begehen, ebenso wie Frauen Grausamkeiten. Aber es bedeutet, dass für das öffentliche Handeln des Mannes — bei Revolten wie Revolutionen — die stärkste Triebfeder das Gerechtigkeitsgefühl ist, während das Zärtlichkeitsgefühl hundert Frauen in Bewegung setzt, wenn die Gerechtigkeitsleidenschaft eine antreibt. Nichts ist gewöhnlicher, als schon von den Lippen des Knaben die Worte zu hören: „Recht ist ihm geschehen;“ von denen des Mädchens hingegen: „er tut mir aber doch leid!“

Bisher ist nur das männliche Gefühl für die Gesellschaftsgestaltung entscheidend gewesen. Erst wenn das weibliche den gleichen Spielraum erhält wie das männliche; erst wenn das eine dem Extrem

des anderen die Wage halten kann, wenn das seine ihre zu grosse Weichheit, das ihre seine zu grosse Härte ausgleicht, erst dann wird die Gesellschaft wirklich durch Väterlichkeit und Mütterlichkeit den berechtigten Bedürfnissen aller ihrer Kinder gerecht werden können.

Aber verkümmert das weibliche Zärtlichkeitsgefühl — dann stehen wir auf demselben Standpunkte, wie bevor die Frau in das Spiel eintrat. Dann werden wir immer weiter „die Steine rücken", und es wird uns nicht gelingen, „das Spiel umzuwerfen".

Es ist einmal dargelegt worden, dass das soziale Hirn sich im Laufe der Zeiten mehr entwickelt hat als das einzelne: dadurch dass man mehr gemeinsam dachte und fühlte, hat sich auch die Fähigkeit gesteigert, Mittel zur Förderung des gemeinsamen Wohls zu finden!

Es ist wahrscheinlich, dass die weiblichen Gehirne ihre Tüchtigkeit vor allem dadurch zeigen werden, dass sie die Mittel finden, die das Leben steigern und bewahren, was für die Frau um so viel bedeutungsvoller ist als für den Mann. Denn jedes Leben hat irgend eine Frau unendlich mehr gekostet als irgend einen Mann; jeder auf der Wahlstatt des Krieges oder der Arbeit Verstümmelte hat einmal irgend eine Frau durch sein Kinderlächeln beglückt, hinterlässt immer irgend eine Frau in Tränen.

Aber um so erfindungsreich zu werden, müssen die Frauen das bleiben, was sie sind: ungestüm in der Stärke ihrer Liebe, rasch vibrierend, sonst können sie die Einseitigkeiten des Mannes

in der Kulturarbeit nicht ausgleichen. J. S. Mills Buch von der Hörigkeit der Frau hat keine vortrefflicheren Seiten als jene, wo er die Gabe der Frau hervorhebt, von ihren individuellen Beobachtungen geleitet, intuitiv eine allgemeine Wahrheit zu finden und sie, unbehindert von allem Theoretisieren, unbedenklich und klarblickend, in einem bestimmten vorliegenden Falle anzuwenden. Die Frau hält sich, meint er, an das Wirkliche, wenn der Mann sich in Abstraktionen verliert; sie sieht, was ein Beschluss in dem einzelnen Falle bedeuten wird, während er diesen Blick über den allgemeinen Wahrheiten verliert, welche er aus der Wirklichkeit abstrahiert hat, die er in die Abstraktion hineinzwingen will. Diese Eigenschaften der Frau machen sie im guten Sinne rücksichtsloser, rascher, unmittelbarer in ihrem Handeln, während ihr gleichzeitig ihr innigeres oder leidenschaftlicheres Gefühl Mühen, Enttäuschungen und Leiden gegenüber mehr Ausdauer und Geduld verleiht.

Und dieser Meinung Mills entspricht die Ibsens, dessen Grundanschauung von der Frau gerade die ist, dass sie an Selbstbehauptung und Rücksichtslosigkeit stärker wird, sobald es sich um die Werte der Persönlichkeit handelt, aber auch hingebender und opferwilliger auf dem persönlichen Gebiete. Er sieht sie weniger gehemmt von religiösen und sozialen Dogmen, aber von grösserer Frömmigkeit und tieferem Gemeingefühl erfüllt, als der Mann es ist; er sieht bei ihr mehr Einheit zwischen Denken und Handeln, mehr Spontaneität im Handeln, ein sichereres Erfassen

des Daseins, mehr Mut es zu leben. Mit einem Worte: er meint, dass die Frau öfter etwas ist, weil sie nicht gestrebt hat, etwas zu werden; dass sie häufiger Wunder zu wirken vermag, weil sie sich nicht mit dem Möglichen begnügen kann.[2])

Nicht vollkommner also, aber — zum Glück für die Fülle des Lebens — anders wurde die Frau, schon als das Leben die Naturfunktion der Mutter und des Vaters verschieden gestaltete; sie zu ungleich gearteten Wesen machte, keines über-, keines untergeordnet, nur unvergleichbar. Diese Differenzierung muss fortbestehen — nicht zum wenigsten in der Politik. Denn sonst würden die Stimmen der Frauen nur die Stimmenzahl verdoppeln, nicht die Beschlüsse ändern; und ihre Beteiligung an der Politik würde ihre kostbaren Kräfte nur vergeuden.

Auch im öffentlichen Leben muss die Frau also den Wunderglauben ihrer Liebe bewahren, ihren Mut zur scheinbaren Unvernunft, diesen Mut, der schon in den Sagen und Märchen der Völker die schönsten Sinnbilder gefunden hat. Was das Privatleben sie gelehrt hat, muss sie nun das öffentliche Leben lehren!

Die Aufgabe ist die denkbar schwerste. Denn es gilt hier, die raschaufflammende Empörung oder Begeisterung des Gefühls zu bewahren, aber befreit von Willkür und Ungerechtigkeit. Es gilt, auf das schlafwandlerisch sichere Pfadfinden des Gefühls zu vertrauen, aber sich gegen die Gefahren der Dummdreistigkeit zu panzern. Es gilt, seinem Gefühle die Beweglichkeit zu lassen, aber es von dem Zusammenhange mit Launen und Un-

zuverlässigkeit zu lösen. Es gilt, den Blick für das Einzelne zu behalten, aber ihn doch zum Ganzen erheben zu können!

Um all dies zu vermögen, muss die Frau willig sein, vom Manne da zu lernen, wo er seine Stärke hat, ohne sich durch den männlichen Hohn über weibliche Schwächen, durch die männlichen Ansprüche an Überlegenheit verleiten zu lassen, jene Art Stärke anzustreben, die nicht die ihre sein kann. Denn so könnte sie nur jene Stärke einbüssen, die sie sich zu eigen gemacht hat.

Leider sprechen nicht alle Zeichen dafür, dass die Frau Akademien absolvieren und Staatsanstellungen bekleiden kann, ohne Schaden an der Sicherheit des Blicks, der Feinheit der Beobachtung, der Milde der Seele und des Wesens zu nehmen. „Die Resultate der Wissenschaft“, „die Gesetze der Geschichte“, „die Erfordernisse der gesellschaftlichen Sicherheit“, „die Opportunität der Kompromisse“, und all das andere, was die Männer auf dem Wege der Neugestaltung aufstapeln, schüchtern auch den Mut der Frau ein, machen auch sie beweissüchtig anstatt ahnungsstark.

Auch die Frauenseele kann in Universitätssälen, Amtsstuben und Geschäftslokalen Gefahr laufen, amtsmässig trocken, kleinlich formelkrämerisch zu werden, schmiegsam gegenüber öffentlicher Ungerechtigkeit, nüchtern gegenüber dem Enthusiasmus. Solche Amts- und Berufsfrauen fürchten sich ebenso sehr wie die Männer, für

Träumer oder Volksaufwiegler gehalten zu werden, sie können ebenso logisch die Unvernünftigkeit der Zukunftsgedanken beweisen. Mit einem Worte: wenn die Frauen die Lasten der Männer tragen, dann bekommen sie auch deren krumme Rücken; wen sie ihr Brot auf den allgemeinen Arbeitsfeldern suchen, wird auch die Haut ihrer Hände härter. Aber man kann koffen — und alles hängt von dieser Hoffnung ab — dass die Frau ihre Gesellschaftsmacht erreicht, ehe sie noch im grossen Ganzen ihre Eigenart verloren hat, und dass sie dann ihren ganzen Sinn darauf richtet, neue Verhältnisse zu ermöglichen, unter denen sie ihre Hand weich, ihre Haltung aufrecht bewahren kann.

Wenn diese Hoffnung fehlschlägt, dann wird der Eintritt der Frau ins öffentliche Leben es nicht hindern, dass man noch in tausend Jahren die Sicherheit über den Wagemut stellt, die Begeisterung durch Klugheit dämpft, die Inspiration durch Fakten zerstampft und die Ideen durch praktische Rücksichten erstickt. Dann wird man auch weiter die Forderungen seines Menschlichkeitsgefühls durch die mit vielen geteilte Verantwortung beschwichtigen; ja, man wird auch sehen, wie sich die Frauen mit der Mehrheit verbinden, um die idealistischen Tollköpfe klug oder — wenn dies nicht gelingen sollte — unschädlich zu machen!

Man hat in diesem Zusammenhang traurigen Anlass sich zu erinnern, wie die Mehrzahl der französischen Frauen gegen Dreyfus war und die Mehrzahl der Engländerinnen gegen die Buren.

Diese Beispiele — neben unzähligen anderen gleichzeitigen oder früheren — berechtigen wohl kaum zu der Hoffnung, dass die Mehrzahl der Frauen in bezug auf die öffentliche Moral schon jetzt über den Männern steht. Die Hoffnung der Zukunft gründet sich darauf, dass die Frau sich klar bewusst wird, dass sie einen anderen Weg zu gehen, eine andere Wirkung zu erreichen hat.

Manche Leute erhoffen von der Frau in der Öffentlichkeit eine um so viel höhere Moral als die des Mannes, weil sie schon im Privatleben um so viel besser sein soll als er. Man weist z. B. darauf hin, um wie viel grösser die Anzahl der männlichen Verbrecher im Vergleiche mit den weiblichen ist, und vergisst, dass, wenn der Mann aus Not oder Genusssucht zum Diebe wird, die Frau eine eingeschriebene — noch häufiger eine uneingeschriebene — Prostituierte wird. Man vergisst, dass, wenn der Mann im Rausche ein Verbrechen begeht, ihn nicht selten häusliche Vernachlässigung und Zänkerei der Trunksucht in die Arme getrieben haben; man vergisst, dass, wenn der Mann aus Eifersucht mordet, ihn in der Regel eine Frau wahnsinnig gemacht hat; wenn er veruntreut, so haben ihn häufig die Luxusansprüche, die Geldforderungen einer Frau, einer Geliebten dazu getrieben. Es ist ja sprichwörtlich, bei dem Verbrechen eines Mannes nach der Frau zu forschen, und in gleicher Weise ist auch bei dem ihren der Mann selten weit entfernt. Auch das Verbrechen ist in der Regel zweigeschlechtlich, obgleich die erotische Leidenschaft den Mann, die entartete Mütterlichkeit die Frau unmittelbarer zum Ver-

brechen treibt. Sowie ansteckende Krankheiten selten die werdende oder stillende Mutter angreifen, so halten sich auch die geistigen Seuchen leichter von den mütterlichen Naturen ferne, während die im buchstäblichen oder geistigen Sinne unfruchtbaren eher lasterhaft werden. Aber ihre Laster bleiben — aus Angst vor den Folgen — in unzugänglicheren Gebieten als die des Mannes. So ist die Hand der Frau redlicher als seine, nicht aber ihr Auge und Ohr, nicht ihre Lippen! Es gibt leider keine Verbrecherstatistik von — Ehrendieben!

Das prozentuale Verhältnis der Frau und des Mannes zum Strafgesetz hat überhaupt nur eine mittelbare Bedeutung für den Wert ihrer Wahlrechtsausübung im Verhältnis zu seiner. Denn weder Verbrecher noch Steuerhinterzieher wählen Reichstagsabgeordnete oder werden zu Reichstagsabgeordneten gewählt! Bedeutungsvoll wird nur ein Vergleich zwischen den Unbescholtenen in beiden Lagern sein, wenn er auch dann so ausfällt, dass man annehmen kann, die Frauen werden weniger bestechlich — von Vorteilen oder Phrasen — sein; weniger leicht zu Konzessionen gegen ihr Gewissen zu veranlassen; weniger zugänglich für Ränke, weniger von Missgunst bestimmt. Aber Frauenkongresse, Frauenpresse, Frauenvereine — sowie auch das Stimmenwerben der Damen in England, Amerika und anderswo — zeigen leider, dass die Frauen männlich rücksichtslos werden, wenn sie den Satz von der Macht des Zweckes, die Mittel zu heiligen, anwenden; männlich bereit, die Wahrheit zum Vorteil der Anhänger, aber zum

Nachteil der Widersacher zu drehen und Fakten nach „den Erfordernissen der Verhältnisse“ zu beugen. Und während die Frauen so traurig gelehrig in der Aneignung besonderer männlicher Schwächen sind, hat sie noch keine akademische Bildung immun gegen die allgemein menschliche Krankheit der Unbildung gemacht, die eine seelenvolle Frau mit einem einzigen Worte charakterisiert hat: die Schlechtgläubigkeit.

Es hilft nichts, wenn die Frauen beweisen, dass auch Männer Gerüchte verbreiten, Geheimnisse verraten, Beweggründe missdeuten. Denn die Erfahrung, dass Männer in dieser Weise gegenseitig ihren besten Bestrebungen entgegenarbeiten, sollte nur eine heftige Aufrüttelung für das Gewissen der Frau sein. Nicht durch Lobgesänge zum Ruhme ihres Geschlechtes, sondern durch grosse, unerschütterliche Forderungen an sich selbst und an alle anderen Frauen kann jede einzelne Frau am besten an der Erziehung ihres Geschlechtes für das öffentliche Leben mitarbeiten. Nur die seelische Bildung, die jeder sich selbst gibt, wird in der Politik fehlerhafte Bewertungen und irrige Rechtsbegriffe verhindern. Denn das politische Leben gibt in dieser Hinsicht dem, der nichts hat, nichts: dort, im Gegenteil, gilt das Bibelwort, dass dem, der nichts hat, auch noch dieses wenige genommen wird! Die Öffentlichkeit macht an und für sich niemanden weitblickend oder weitherzig; dafür liefern unsere Gemeindeverwaltungen und Landtage, unsere Stadträte und Reichstage den besten Beweis.

Nicht nur die Unbildung hat ihre besonderer

Schattenseiten, sondern in ebenso hohem Grade die Halbbildung. Und Halbbildung ist die Bildung, die Schule und Hochschule noch der Mehrheit vermitteln: Examenskenntnisse ohne Persönlichkeitsgestaltung, Fachgelehrsamkeit ohne seelische Kultur. Das Merkmal dieser Halbbildung ist, dass sie das Kleine gross, das Grosse klein macht, Urteile ohne Gründe abgibt, dass sie blind gegen den Zusammenhang der Dinge ist, dass sie die Individualität aufsaugt und den Instinkt entwurzelt.

Dieses letztere Übel wird vor allem der besonderen Gabe der Frau, der Intuition, gefährlich. Der ganze jetzige Bildungsplan geht darauf aus, die Eigenart des Mannes zu schärfen, und dies hat den Erfolg, dass er in seiner Halbbildung, wenn auch einseitig, so doch stark wird. Die Frau hingegen wird schwach, da sie ihr ihre Eigenart raubt, ohne ihr doch die des Mannes geben zu können. Man findet oft bei einer Frau ohne Schulgelehrsamkeit einen Instinkt für das Wesentliche, den die Halbgebildete verloren hat oder dem sie sich wenigstens nicht mehr anzuvertrauen wagt. Und vor allem gilt dies von den für die Frau selbst wesentlichen Eigenschaften. Gemeinnützig wirkende Frauen zeigen oft ihre Abneigung gegen die freudeschaffende Macht anderer, junger und reizvoller Frauen, die auf demselben Gebiete wirken. Mögen diese Schönheitshasserinnen den Orthodoxen des Christentums oder der Frauensache angehören, so sind sie doch einig darin, dass die einnehmende Frau auch die minderwertige ist und dass die Männer ihre Urteilslosigkeit zeigen, wenn sie sich so leicht von ihr bezaubern

lassen. Aber ganz so schlimm steht es doch mit dem Verstande der Männer nicht, wenn sie auch häufig den Schein für das Wesen nehmen! Denn was der Mann vor allem beim Weibe sucht — und am tiefsten liebt, wenn er es findet — ist der Frohsinn der Güte. Er ist es, der in allem echten Reize sichtbar wird und seine berechtigten Siege erringt. Und nur wenn die Frauen diesen Frohsinn der Güte besitzen und dem öffentlichen Leben etwas von seinem Zauber mitzuteilen wissen, wird ihre Mitwirkung es verschönen.

Wenn man augenblicklich die Sachlage beurteilt, muss man sich vergegenwärtigen: dass nicht nur Schwiegermütter, sondern auch Schwiegertöchter, nicht nur Hausfrauen, sondern auch Köchinnen das allgemeine Wahlrecht erhalten würden. Aber keine dieser Gruppen scheint bis auf weiteres geneigt, sich die andere — im Privatleben — mit den denkbar grössten Vollkommenheiten ausgerüstet zu denken! Es dürfte also nicht zu kühn sein, wenn ein Aussenstehender zu zweifeln wagt, dass sie im politischen grössere Vollkommenheiten zeigen werden?!

Mit einem Worte: wir dürfen nicht vergessen, dass die entwickelten Frauen im Verhältnis zu den unentwickelten nicht zahlreicher sind als die entwickelten Männer gegenüber den unentwickelten Dieselben oder andere Vorurteile, Eigennützigkeiten und Torheiten, die von seiten der Männer den Fortschritt verzögern, werden ihm auch von weiblicher Seite begegnen. Sowie man jetzt Herden männlicher „Stimmochsen“ an unrechter Stelle sieht, wird man auch Scharen von weiblichen „Stimm-

gänsen" sehen. Und ,an unrechter Stelle' bedeutet hier weder die Rechte noch die Linke, sondern ganz einfach den Platz, dem man ohne persönliche Wahl zugetrieben worden ist und auf dem man doch ohne Scham verbleibt.

Die Frau hat jedoch den Vorteil, aus den Irrtümern des Mannes lernen zu können, und sie lernt rascher als er. Aber nur die Macht, dort selbst tätig zu sein, wo man die Verantwortung tragen soll, und das Recht, Entschlüsse zu fassen, wo man handeln muss, wirken erziehlich. Die entwickelten Frauen werden natürlich ebenso ihre Einseitigkeiten aufweisen wie die entwickelten Männer; aber erst wenn sie beide ihre Eigenart entfalten können, wird die Gesetzgebung wie die Verwaltung allseitig werden.

Doch Allseitigkeit ist noch nicht Zusammenhang. Ob man mit einem Finger oder mit allen zehn auf einem Instrument klimpert, so wird es darum doch keine Musik. Erst wenn jeder Finger seine Sache versteht — und mit den übrigen zusammen spielen kann — entsteht Harmonie, mag es sich nun um instrumentale oder soziale Musik handeln! Was die letztere betrifft, so ist der jetzige politische Zustand — mit seiner Auflösung alter und der Gestaltung neuer Wohlfahrtsbegriffe — so chaotisch, dass man sich bei der Behandlung jeder grossen Frage an Geijers Ausruf erinnert: ein Schimmer von Zusammenhang wäre schon Glückseligkeit!

Bevor dieser inhärente Zusammenhang der Dinge — mit anderen Worten die Sozialpolitik — die Eigeninteressen- und Klasseninstinktpolitik ab-

gelöst hat, werden wohl noch viele Lebenskräfte vergeudet werden, und unter ihnen auch die vieler Frauen, wenn diese inzwischen in die politische Arbeit eintreten. Aber weder der Grund, dass die Frauen zu gut, noch dass sie zu unreif sind, vermag ins Gewicht zu fallen, sie vom politischen Leben ferne zu halten. Denn in dem Masse, in dem sie ihren Wert bewahren, werden sie die Entwicklung beschleunigen; in dem Masse, in dem sie an derselben teilnehmen, werden sie die Reife erlangen, die ihnen noch fehlt. Man darf nicht vergessen, dass nur wirkend ein Werkzeug seiner Aufgabe immer angepasster, immer vollkommener für sie geeignet wird; nur funktionierend entwickelt sich das Organ für seine Zwecke. Und dazu kommt der ebenso wichtige Grund: dass die schon jetzt für die Entwicklung notwendigen Frauen ebenso wenig wie die Männer auf der einen Seite eines Geld- oder Geburts- oder Bildungszensus zu finden sind. Nur der grosse demokratische Grundsatz: — gleiche Möglichkeiten für alle — birgt trotz seiner Mängel die grösste Aussicht, dass der rechte Mann, die rechte Frau schliesslich auf den rechten Posten kommt. Es ist für das Ganze von grösserem Belang, dass ein Mann oder eine Frau durch Wahlrecht und Wählbarkeit zu jener Führerstellung gelangt, die die Natur ihnen zugedacht hat, als ob hundert andere als Wähler Irrtümer begehen. Wenn auch die wahlberechtigten Frauen — und in den meisten Ländern Europas würde dies sicherlich der Fall sein — bis auf weiteres der Reaktion dient, so wäre doch ihr unmittelbarer Einfluss ungefährlicher als ihr jetziger

mittelbarer und verantwortungsloser. Denn die Möglichkeit wäre vorhanden, dass das öffentliche Leben sie überzeugte, dass — solange eine soziale und ökonomische Machtbesitzergruppe die Verhältnisse bewahrt, die zahllose andere Gesellschaftsmitglieder zu Opfern des Militarismus und Industrialismus, der Prostitution und des Alkoholismus machen — jede Gesellschaftsarbeit ein Säen in den Schnee genannt werden muss. Aber selbst wenn die Frauen sich nicht überzeugen liessen, sondern nur eine Stütze der jetzigen Machthaber würden, dürfte dies doch kein Hindernis für ihr Wahlrecht bilden. So wie nichts uns ausdauernder macht, als wenn wir für die Gerechtigkeit arbeiten, gibt es auch keinen besseren Beweis für die Reinheit unserer Rechtsforderungen, als wenn wir an ihnen festhalten, obgleich wir Radikalen überzeugt sind, dass ihre Erreichung noch lange Zeit nicht uns selbst, sondern unsern Widersachern zugute kommen wird!

Jeder mit Augen Sehende sieht in unserer Zeit immer klarer ein, dass neue Wege gesucht werden müssen. Auch Frauen sind jetzt immer häufiger unter diesen Sehenden, obgleich die weibliche Mehrheit durch ihre Unwissenheit, ihr Unverständnis, ihre kleinlichen Ziele noch vor denen, die den Boden urbar machen wollen, Dornenhecken auftürmt.

Aber selbst unter jenen Frauen, die sich des Gewichts der sozialen Fragen voll bewusst sind, findet man nur ein geringes Erfassen ihres Inhalts.

Es gilt, ihre Einsicht zu erhöhen, aber vor allem den Begriff der Mütterlichkeit der Gesellschaft zu vertiefen, indem man ihn klipp und klar von dem der Wohltätigkeit scheidet. Diese mag im einzelnen Falle ihr Recht haben. Aber alle Gesellschaftsarbeit, die auf das Ganze gerichtet ist, muss als Ziel vor Augen haben, es im Recht-Denken so weit zu bringen, dass alles Wohl-Tun verschwinden kann. Die Mütterlichkeit der Gesellschaft muss mehr als ewiges, unterirdisches Feuer wirken, weniger als hoch emporlodernde, aber bald ausgebrannte Opferflamme. Es genügt nicht, dass der Trieb des Mitgefühls und der gegenseitigen Hilfe beim Weibe unmittelbarer ist als beim Manne. So wie die Zärtlichkeit allein bei der Pflege des Kindes nicht genügt, wenn die Kenntnisse der Lebensgesetze des Körpers und der Seele fehlen, so müssen die Frauen auch Einblick in die Biologie und Psychologie der Gesellschaft haben, um ihre Aufgaben im Volkshaushalte zu erfüllen und die Probleme zu verstehen, die man mit einem Worte die der Gesellschaftsorganisation nennt.[8])

Nur so kann das Mitgefühl mit den Opfern der Gesellschaft die Frauen zu einem immer kräftigeren Widerstande gegen das Opferwesen der Gesellschaft führen. Sie werden so für den Anfang — und zwar sehr bald — die Macht erlangen, dieses wenigstens dort einzuschränken, wo Kinder und Jugend erzogen werden; wo Kinder und Frauen arbeiten oder verurteilt werden; wo man Alte und Kranke pflegt; wo für alle diese Gesetze gegeben werden. Die Mehrzahl der Frauen — die noch auf christlichem Boden stehen — predigen im

besten Falle Barmherzigkeit als Pflicht der Begünstigten, Geduld als Pflicht der nicht Begünstigten. Aber ebensowenig wie die einzelne Mutter sich für ihr eigenes Kind mit Barmherzigkeit begnügt, sondern volle Gerechtigkeit will — das heisst volle Entwicklungsmöglichkeiten, volle Befriedigung gesunder Bedürfnisse, vollen Gebrauch persönlicher Kräfte — ebensowenig kann sich die Mütterlichkeit der Gesellschaft für irgend ein Kind der Gesellschaft mit weniger begnügen.

Erst wenn der Begriff Armenpflege gesellschaftsgeförderter, aber stolzbewahrender Selbsthilfe Platz gemacht hat, die Barmherzigkeit der Gerechtigkeit, die Geduld dem Rechte, zu fordern, erst dann wird man sich einem menschenwürdigen Dasein für die Vielen nähern. Wir brauchen nicht zu befürchten, dass darum die Tugend der Barmherzigkeit und der Geduld aussterben wird: jeder wird täglich genug und übergenug Verwendung dafür haben — sowohl Gott, wie sich selbst und seinem Nächsten gegenüber!

Aber auf dem Gebiete des Gesellschaftslebens ist ihre Zeit abgelaufen — oder wird es wenigstens sein, je mehr der Glaube an eine überirdische väterliche Vorsehung der Überzeugung von der Macht der menschlichen Vorsehung auf Erden weicht. Wenn weibliche Gehirne und Herzen anfangen, diese Vorsehung in solcher Weise zu üben, dass ihre Lebensanschauung und ihr Gesellschaftswerk einander nicht mehr widersprechen, erst dann werden ihre Gehirne und ihre Herzen eine umbildende Macht werden.

Jetzt zum Beispiel fürchten die meisten Frauen

den Sozialismus, über den doch nur eine Meinung herrschen sollte: dass er als Parteipolitik in nächster Zukunft die unentbehrlichste Triebkraft der Entwicklung ist, während er als Anschauung — von den einander widerstreitenden Sätzen verschiedener Schulen befreit — in seiner weitesten Bedeutung den immer festeren Zusammenschluss der Gesellschaft zu einer immer innigeren Einheit ausdrückt. Wenn das schöne Bild, dass durch das Leiden des einen Gliedes alle Glieder leiden, Wahrheit geworden ist — dann ist der soziale Staat erreicht!

Die Furcht vor dem Sozialismus hindert jetzt die führenden Frauen der oberen Klassen, den übrigen in dem Kampfe beizustehen, der allein den Sieg des Guten herbeiführen kann, das diese Frauen fördern wollen. Sie haben Angst vor dem blossen Worte Forderungen — hinter dem sie die grossen Arbeiterscharen mit ihren roten Fahnen heranziehen sehen! Sie sprechen darum lieber von Wahlpflicht als von Wahlrecht. Sie hoffen, dass die Politik sich ebenso friedlich behandeln lassen wird wie ein Lehrerinnenkollegium, dass eine Volksversammlung ebenso leicht zu disziplinieren sei wie eine Schulklasse! Aber dieser Mangel an Proportionsgefühl verfehlt den Zweck wie die Mittel.

Die Frauen wollen so — und mit vollem Rechte — die Prostitution abschaffen. Aber die erste Voraussetzung ist eine durchgehende Erhöhung — für mindestens 50 Prozent eine Verdoppelung — der jetzigen Löhne der Fabrikarbeiterinnen und Handlungsgehilfinnen. Diese Erhöhung kann nur durch Fachvereine erreicht werden und, wenn es

nötig ist, durch Streiks. Aber vor beiden Mitteln schrecken die christlichen Frauenrechtlerinnen zurück.

Diese wollen — und mit vollem Recht — den Missbrauch berauschender Getränke verhindern. Aber sie sehen nicht ein, dass dies nicht durch Verbote und Tea meetings geschehen kann; dass nur durch reichlicheren Anteil an den Freudequellen des häuslichen Behagens, der Bildung, der Schönheit, der Natur und durch erhöhte Genussfähigkeit die Lebensberauschung den Alkoholrausch zu verdrängen vermag. Doch diese erhöhten Lebensmöglichkeiten gehen erst aus dem ausdauernd geführten Klassenkampfe hervor, den die christlichen Frauen im allgemeinen missbilligen!

Eine Anzahl von Frauen will den Krieg abschaffen. Aber dieselben Frauen sind nicht imstande, sich auf dem Gebiete der Erziehung jene Machtmittel zu versagen, die rohe Leidenschaften züchten und niedrige Rechtsbegriffe hervorrufen; sie glauben noch immer, dass man Kinderseelen so reinigt wie Teppiche: durch Ausklopfen. Vergebens verdammen alle hervorragendsten Pädagogen unserer Zeit, sowie die modernen Kinderpsychologen und mehrere der bedeutendsten Kriminalisten wieder und wieder die Körperstrafen — die einer der ersten Rechtsgelehrten unserer Zeit die „zwecklose Blutarbeit“ der Jahrhunderte nannte — weil die Erfahrung untrüglich gezeigt hat: dass physische Furcht niemals Sittlichkeit im wahren Sinne des Wortes schafft. Aber die Frauen machen sich doch noch immer die Arbeit in der Kinderstube durch Schreckmittel leicht. Mit anderen

Worten: sie üben selbst Gewalttaten aus — und den Kindern ein — denen im Leben der Völker die Kriege entsprechen, die diese selben Frauen abschaffen wollen!

Diese Beispiele könnten beliebig fortgesetzt werden. Sie beweisen nicht, dass die Frau in ihrer Gesellschaftsarbeit unwissender, zusammenhangsloser ist als der Mann. Aber sie beweisen, dass Frauen und Männer durch ihre öffentliche Tätigkeit sehr wenig bedeuten werden, solange sie nicht im Dienste des Zusammenhangs, sondern nur in dem des Stückwerks arbeiten.

Für den Anfang werden also wahrscheinlich einzelne Frauen, nicht die Mehrheit, die zugleich weitblickende und warmherzige Gesellschaftsmütterlichkeit vertreten. Und diese Frauen können ebensowenig wie die einzelnen Männer erwarten, dass sie von Sieg zu Sieg schreiten werden. Diejenigen, welche mit ihren gegen alle Ungerechtigkeit heilig erglühenden Seelen, ihren von Mitgefühl heissen und unruhigen Herzen in die kalte Wirklichkeit treten, müssen gefasst sein, dort das zu erleben, was zahllose männliche Neuerer und Reformatoren schon erlebt haben: nämlich zu erringen, was für sie selbst das Beste ist, das Märtyrertum — aber nicht das, was für die Gesellschaft das Beste ist: den Sieg. Und es ist dann ein schwacher Trost, dass oft die Besten Märtyrer werden, während die Nächstbesten Sieger sind! Die ersteren sind die, die sich auf den Ruf der Gerechtigkeit oder der Menschenliebe

oder der Freiheitsleidenschaft in den Kampf stürzen, ohne sich zu fragen, ob sie siegen werden, oder ohne doch wenigstens die Antwort auf diese Frage zu wissen. Die letzteren sind meistens diejenigen, welche diese Frage in ihrem Innern bejaht haben. Denn diese Siegesgewissheit verleiht ihnen die Macht, hinter sich ein Heer aufzustellen, und den Mut, ihm ihren Geist einzuflössen.

Björnson gebrauchte einmal, um die Wege der Ideen zu schildern, das Bild der feinen Striche, die auf den Weltkarten die Dampfschifflinien bezeichnen, Striche, die bei den grossen Häfen in einen einzigen dicken Strich zusammenlaufen. Und mit besonderer Beziehung auf die Linien der Friedens-, Arbeiter- und Frauenfrage ermahnte er zu fleissigem internationalem Verkehr. Aber jeder, der diese drei Linien beobachtet, wird finden, dass auch die „Herzenspolitik“ kein sicherer Lotse ist; dass selbst Ozeandampfer, die sie befrachtet, einmal ums andere an — der Goldküste stranden!

Auch die voranschreitenden Frauen werden Zeuginnen solcher Schiffbrüche sein. Sie werden erfahren, wie unsäglich schwer es ist, die Demokratie zu aristokratisieren: denn das bedeutet nicht nur reinere Hände und feinere Gewohnheiten, sondern reinere Handlungen, feinere Gedanken. Und wenn sie ihre Empfindungsfähigkeit behalten — was sie müssen — dann werden die führenden Frauen nicht nur unter ihren eigenen Wunden leiden, oder unter dem Mitgefühl mit all der Qual, in die ihre Gesellschaftsarbeit ihnen Einblick gewährt, sondern auch unter der Beschämung,

viele ihrer eigenen Geschlechtsgenossinnen ebenso unfähig wie die Männer zu sehen, eigene Vorteile — oder die eingebildeten Vorteile ihres Landes — zu opfern, wenn Menschlichkeit und Gerechtigkeit es erheischen. Und es wird diesen Frauen so ergehen wie so vielen Männern vor ihnen: der reine Wille, die reiche Persönlichkeit, die sich nicht beugen lässt, muss brechen.

Jeder, der der Politik nahe gestanden hat, wird wohl eines dieser Trauerspiele gesehen haben, wo ein hochgesinntes Herz stückweise gebrochen ward, und weiss darum, wie blutig diese unblutigen Kämpfe tatsächlich sind und in welchem Grade die Gesellschaftsarbeit ein Opferdienst sein kann.

Werden die besten Frauen imstande sein, Zeuge davon zu sein? Werden sie es ertragen zu sehen, wie es Politik und Presse — mittelbar, wenn nicht unmittelbar, von Geldinteressen bestimmt — Jahr für Jahr gelingt, die grösstmögliche Anzahl von halben Massregeln oder den grösstmöglichen Stillstand zu bewirken während der unvermeidlichen Selbstaufopferung von seiten der Besten und der unbedingten Selbstbefriedigung von seiten der Übrigen? Werden sie es ertragen zu sehen, wie in den Kulturfragen, wo der Eigennutz nichts bedeuten kann, die allweise Dummheit über die grossen Lebensinteressen des Volkes entscheidet?

Eine Versammlung von Männern kann in den nationalen Weihestunden zusammen grösser fühlen und handeln als jeder einzelne für sich. Aber in der Alltagsstimmung der Völker ist der einzelne

häufig besser als im Zusammenwirken mit vielen. Was die Massendummheit, Massenfeigheit, Massenlüge zusammen ohne Scham im öffentlichen Leben zustandebringen, davor würde fast jeder von denen, die die Masse bilden, im Privatleben zurückscheuen. Die Funktionsfähigkeit der einzelnen Gewissen zu retten, und dabei doch für die grossen Augenblicke die Macht des gemeinsamen Gewissens zu bewahren — das wäre die grosse Aufgabe in der politischen Moral!

Man fühlt sich versucht, zu wünschen, dass die männlichen und weiblichen Reichstagsabgeordneten der Zukunft an einem und demselben Tage gewählt würden — durch Einsendung von Stimmzetteln von allen unbescholtenen Männern und Frauen — und dass die so gewählte Kammer unverzüglich in ein als Zellengefängnis gebautes Reichstagsgebäude gesperrt würde, ohne jede Möglichkeit der Verständigung zwischen den Mitgliedern — nicht einmal durch Klopfen an die Wände! So wäre jeder gezwungen, das für sich zu prüfen, was dann an einigen grossen gemeinsamen Rede- und Beschlusstagen entschieden werden würde! Diese Art Reichstag wäre einerseits ein vortrefflicher Prüfstein für die patriotische Opferwilligkeit, andererseits ein Mittel, die Sessionen erheblich abzukürzen! Und man muss in vollem Ernst wünschen, dass Anträge und Gesetzvorlagen nicht von unseren jetzigen Reichstagsausschüssen ausgearbeitet würden, sondern von teils zeitweiligen, teils ständigen Ausschüssen, gewählt von den Korporationen und Gesellschaften, welche alle grossen Hauptberufe und Kulturgebiete vertreten. Sie müssten ausserhalb

wie innerhalb des Reichstags unter den in der betreffenden Frage sachverständigen Männern und Frauen gewählt werden. So würden Baufragen von Architekten und nicht von Juristen erörtert werden; Schulfragen von Schulleuten, nicht von Landwirten, während jetzt die alles verlangende Gemeinsamkeit die verantwortungslose Oberflächlichkeit zur Folge hat. Erhielten diese Ausschüsse jeder für sein Teil ein suspendierendes Veto gegen die Beschlüsse der vom Volk gewählten Kammer, dann könnten sie so die einzige notwendige erste Kammer bilden: die der Sachkenntnis, welche jedoch ihre retardierende Macht nicht länger ausüben dürfte, als bis die Volksmeinung — nach einer neuen Wahlperiode, durch den wiederholten Beschluss einer neuen Kammer — in der Meinungsverschiedenheit den Ausschlag geben würde. Denn auch die Sachkenntnis hat ihre Grenzen!

Bis diese und andere schöne Utopien verwirklicht sind, müssen die Frauen jedoch darauf gefasst sein, dass ihre Beteiligung am öffentlichen Leben sie nicht nur verschiedene unberechtigte Vorurteile, sondern auch viele Leiden kosten wird. Sie müssen ausserdem einsehen, dass sie ihrem Heim viel Zeit rauben wird. Denn das Ganze ist nicht so einfach, dass man nur seinen Stimmzettel abgibt, den Leitartikel anstatt des Feuilletons liest und zur Wahlversammlung anstatt zum Souper geht! Gibt man seinen Stimmzettel ab, ohne zu wissen, wie man stimmt, dann bedeutet die Beteiligung wenig. Will man dies jedoch wissen,

dann muss man der Sache Zeit opfern. Und hat man einmal begonnen, am öffentlichen Leben teilzunehmen, dann wird man oft durch die Verhältnisse immer tiefer in seinen Strudel gezogen.

Familienväter, die „in der Politik stecken“, sind schon jetzt die Verzweiflung ihrer Familien. Und wenn nun die Familienmütter auch anfangen...?!

Dies ist der Kernpunkt der Frage. Als Familienmutter steht die politisch tätige Frau vor der Wahl zwischen einer für das Heim und die Kinder unheilvollen Nachaussengekehrtheit und einer für sie selbst qualvollen Unselbständigkeit. Ihre privaten Vergnügungen kann sie opfern, ihre privaten Pflichten nicht. Aber gerade vor dieser letzteren Versuchung wird die Frau der unbemittelten Klassen stehen. Die Arbeiterfrau will mit dem Manne zur Wahlversammlung gehen — aber die kleinen Kinder? Dienstleute gibt es keine. Die Nachbarin? Sie will auch zur Wahlversammlung. Die Kinderkrippe? Die ist am Abend geschlossen, denn auch ihre Vorsteherin hat allgemeine Interessen! Es gibt also keinen anderen Ausweg, als dass diese Frau sich mit dem Urteil des Mannes begnügt?!

In der Wahlrechtsfrage — wie stets, wenn es sich um das Recht der Frau gehandelt hat — hat man die Sache zu einseitig aus dem Gesichtspunkte der unverheirateten Frauen der oberen Stände betrachtet. Aber diese sind so weit davon entfernt, die bedeutungsvollsten zu sein, dass man eher im Gegenteil behaupten kann, dass eine Mutter der Arbeiterklasse, die — unter all den Mühen und Entbehrungen, die dies für sie bedingt — ihren Kindern eine gute körperliche und geistige Pflege

angedeihen liess, ihnen und dem Mann ein glückliches Heim geschaffen und sich dabei selbst Bildung und Einsicht in die Gesellschaftsfragen angeeignet hat — dass eine solche Mutter eine so ausserordentliche Gesellschaftskraft darstellt, dass es die gerechteste aller proportionalen Wahlmethoden wäre, ihr — wie allen anderen Müttern ausgezeichneter Kinder — zwei Stimmen zu geben!

Man steht hier abermals vor der schon früher betonten Schwierigkeit: dass gerade die besten, die für die Aufgabe unentbehrlichsten Frauen zwischen den Pflichten der Gesellschaftsmütterlichkeit und der Mutterschaft, sowie zwischen diesen und der individuellen Kraftentwicklung wählen müssen. Keine Frau kann in den ersten Lebensjahren der Kinder diese beiden Mutterberufe gut erfüllen. Und sie wird sich genötigt sehen, einzugestehen, dass wenn sie die Kinder über ihrer Gesellschaftsaufgabe vernachlässigen wollte, dies wahrlich hiesse, über den Fluss nach Wasser gehen — und es noch dazu im Fasse der Danaiden tragen.

Törichte Jungfrauen sprechen davon, dass die natürliche Mutterschaft nur ein Sinnbild der allumfassenden geistigen sein solle! Ebensogut könnte man die Wurzeln des Baumes Symbole seiner Krone nennen. Aber ebenso gewiss wie die schattenspendende Wölbung des Baumes ohne die Wurzel nicht da wäre, ebenso gewiss ist der Baum erst dann vollkommen gewachsen, wenn Wurzel und Stamm die breite Krone tragen. Und eine Frau ist erst dann nach dem Gesetze

ihres Wesens vollendet, wenn aus der Naturkraft der Mütterlichkeit sich die Kulturmacht der Gesellschaftsmütterlichkeit erhebt. Dies bedeutet nicht, dass jede Frau eine wirkliche Mutter gewesen sein muss, um eine Gesellschaftsmutter zu werden. Aber es bedeutet, dass sie in ihrem Inneren das besitzen muss, was sie — nach Madame de Girardins Worten — „um die Kinder trauern lässt, die sie nie getragen“. Das bedeutet auch nicht, dass die Mutter, solange die Kinder klein sind, ihre menschliche Persönlichkeit unterdrücken muss. Es bedeutet im Gegenteil, dass sie in ihren häuslichen Aufgaben die Eigenschaften eines Staatsmanns, eines Seelsorgers, eines Feldherrn, eines Gesetzgebers, eines Nationalökonomen, eines Künstlers entfalten muss, um die stille, starke Autorität zu bewahren, durch die alle gelenkt werden, während alle glauben, ihrem eigenen Willen zu folgen; um bei allen die beste Seite hervorzulocken, um so Kinder und Hausgesinde zu erziehen, der Arbeit Schwung und Freude zu verleihen, aber auch die Stille und Schönheit zu schaffen, die alle das Resultat als ein fertiges Kunstwerk geniessen lässt, und um schliesslich das Alltagsleben durch Feststimmungen zu erneuen. Dabei kann sie vom Morgen bis zu Abend ein spannendes Drama erleben, dessen Fäden alle in ihrer Hand zusammenlaufen. Sie wird sehen, wie sich der ganze Verlauf der Entwicklung in dem Tropfen wiederspiegelt, der ihre Welt geworden! Sie wird erfahren, dass der Persönlichkeitseinsatz, den sie hier macht, der unentbehrliche ist, während der öffentliche Einsatz, den sie bis auf weiteres

leisten könnte, in den meisten Fällen entbehrlich wäre. Und dabei lernt sie die Kunst, sich über- und unterzuordnen, sowie die Möglichkeit, physische und psychische Kräfte, die sie einstmals im öffentlichen Leben zu betätigen gedenkt, zu sammeln und zu steigern.

So wird sie ruhig aus den Versammlungen wegbleiben können, sich damit begnügen so zu stimmen, wie ihre Gesinnungsgenossen, und sich allgemeinen Aufgaben entziehen, solange das Heim ihrer voll bedarf.

Dabei muss sie jedoch in Fühlung mit allen grossen Bewegungen der Zeit bleiben und sich empfänglich erhalten, um in Zukunft unmittelbar tätig sein zu können. Und sie muss dies auch aus dem Grunde, weil sie nur so für den Mann und die heranwachsenden Kinder in tieferem Sinne lebensteigernd wird.

Ringsum in der Welt begegnet man schon jetzt hier und da der einen oder anderen dieser starken, stolzen und schönen Mütter des zwanzigsten Jahrhunderts, die nichts von ihrer vollblütigen Weiblichkeit verloren, sondern sie nur durch eine persönliche Eigenart verstärkt haben, die sich Jahresring für Jahresring enger um den Kern ihres Wesens schliesst.

Mensch und Weib, Mitbürgerin und Persönlichkeit — weniger darf die Gesellschaftsmutter der Zukunft nicht sein! Sie hat alle Brücken abgebrochen, die sie zu dem Frauenideal früherer Zeiten zurückführen könnten: zu der kräftigen, aber kleinsinnigen Hausmutter, der gedankenlos nachgiebigen Ehefrau. Aber sie hat auch nichts

mit der kurzsichtigen Frauenrechtlerin gemein, die ihre Ehre darein setzt, die rastlose Arbeitsmaschine oder das fachgelehrte, aber halbgebildete Examenslumen zu sein.

Sie hat von den älteren wie von den neuen Typen etwas gelernt. Aber sie gleicht keinem von ihnen, denn nur des Lebens Fülle ist für sie des Lebens Sinn.

Manches kleine Mädchen wird wohl, über ihr Geschichtslehrbuch gebeugt, sich über die Art früherer Zeiten, Menschen zu zählen, empört haben: so und so viel Männer, „ausser Frauen und Kindern“!

Es dauerte lange, bis die Frauen überhaupt anfingen, gezählt zu werden, und noch geschieht dies nur zur Hälfte. Kinder sind noch immer „ausser“. Aber wir werden wohl einmal in dem Gefühl für das Werdende so weit kommen, dass wir die Reihenfolge umkehren und „so und so viele Kinder“ rechnen — „ausser Frauen und Männern“. Wir werden dann durch unsere Behandlung der Kinder unsere Ehrfurcht vor diesen tief weisen und geheimnisvollen Wesen zeigen, die wir niemals ergründen. Wir werden hinter der Gestalt jedes Kindes die unendlichen Reihen vergangener Geschlechter erblicken, und vor ihr die ebenso unüberschaubaren aller kommenden. Wir werden bei allen unseren Handlungen eingedenk sein, dass das Kind die Summe dieser Toten, die Hoffnung auf diese Ungeborenen ist. Wir werden die Kinder sich selbst offenbaren lassen und diese

Offenbarungen mit einer heute ungeahnten Demut empfangen.

Noch harren die Tragödien der Kindesseele ihres Shakespeare, obgleich die Literatur die Kinder schon hervortreten lässt wie nie zuvor.[4]) Und wie immer ist die Literatur auch hier die Vorläuferin der grossen Freiheitsbewegung, die die Rechtserklärung des Kindes bringen und der geistigen und körperlichen Kindesmisshandlung, die der Zukunft ebenso unerhört erscheinen muss wie uns heute die Negersklaverei, ein Ende bereiten wird.[5]) Auch die Kinder werden wohl ihr Stimmrecht erhalten ebenso wie ihre Repräsentanten und ihren Justizvertreter!

Es werden wohl die Gesellschaftsmütter sein, die schliesslich die Gesellschaftskinder befreien werden. Dann wird es sich zeigen, dass die Oktave der Kinderseele ebenso unentbehrlich war wie die der Frau und des Mannes, damit das grosse Saitenspiel, die Menschheit, volltönig erklinge.

Wenn dies geschieht, dann ist das dritte Reich angebrochen, dessen Messias die Zeit nun erwartet. Aber nicht der Schoss der Gesellschaftsmütterlichkeit wird ihn tragen.

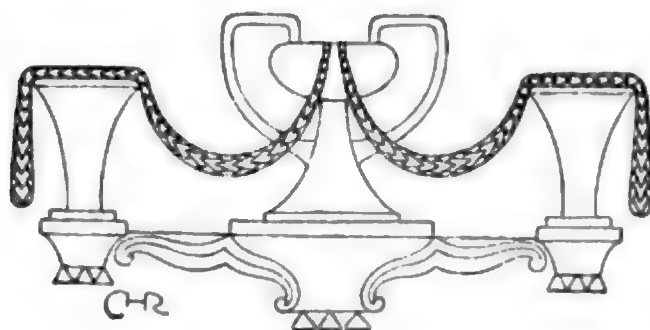
Wieder und wieder werden der Menschheit Erlöser geboren werden. Aber stets von einem jungen Weibe mit lilienreiner Stirn und tiefen Augen. Und Bethlehem bleibt immer dort, wo eine junge Mutter in Andacht vor dem Bette des Kindes auf die Kniee sinkt.

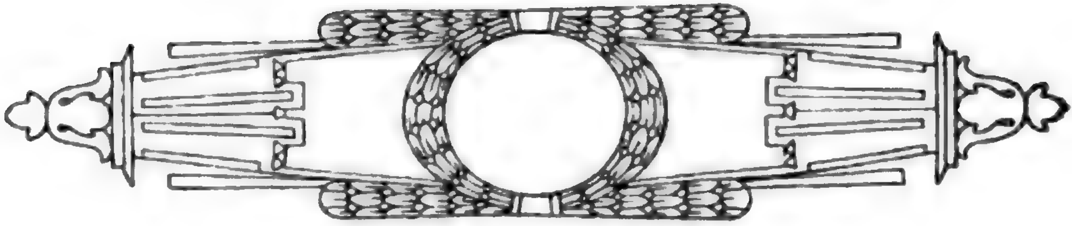
Viele nennen diese Überzeugung reaktionär. Worte sind jedoch ungefährlich. Es hat wenig zu bedeuten, ob man eine Meinung grau oder

schwarz nennt, wenn sie nur in Wirklichkeit rot ist.

Und diese wird nicht nur von dem Blute purpurn gefärbt, das durch das eigene Herz der Überzeugten geflossen ist. Dies brauchte nichts zu beweisen — hat doch schon viel rotes Blut grosse Irrtümer lebendig erhalten!

Aber die hier ausgesprochene Überzeugung empfängt ihre Farbe aus der Quelle, die für die ganze Menschheit die Quelle des Lebens ist und bleibt.





Freie Scheidung

Der Wille der Jugend, die Prostitution durch die Freiheit der Liebe abzuschaffen, ist schon als einer der Beweise für die höhere Entwicklung der geschlechtlichen Sittlichkeit hervorgehoben worden. Ein anderer ist der Wille der heutigen Zeit, den Ehebruch durch die freie Scheidung abzuschaffen.

Die Vertreter der Monogamie fürchten, dass dieser Wille einer offenen Polygamie an Stelle der jetzt wenigstens geheimen den Weg ebnen wird. In der Presse und von den Kanzeln, in Schul- und Hörsälen misst man der modernen Literatur die Schuld an dieser „neuen Unsittlichkeit“ bei.

Ob diese Prediger wohl die Sitten vor dem „Umschwung“, Ende der siebziger Jahre, vergessen haben oder sie nur vergessen wollen?

Gab es damals im Norden keine Prostitution? Waren alle Kinder ehelich? Alle Ehen glücklich? Keine Frauen verlassen, keine Ehegatten ungetreu?

Wir kennen die Antwort. Das gesellschaftliche Gewissen war damals noch so schlummernd, dass die geschlechtliche Unsittlichkeit für naturnotwendig und unangreifbar gehalten wurde, solange sie nur durch äussere Anständigkeit der monogamen Moral ihren Tribut darbrachte.

Alle wissen, dass die Ehemänner und Söhne auf den Gütern die Frauen und Töchter ihrer Untergebenen ebenso wie die Dienerinnen des Hauses verführten. Den Frauen und Müttern dieser Herren war dies oft nicht unbekannt — aber sie wurden als weise gepriesen, wenn sie taten, als ahnten sie nichts! Alle wissen, dass Ehemänner wie Ehefrauen Geliebte in ihrem eigenen Umgangskreis hatten. Alle wissen auch, dass in den Städten Männer in oder vor der Ehe Nebenfamilien hatten, ja, dass Gatten, Söhne, verlobte Männer oft direkt von Familienfesten weg verrufene Häuser besuchten!

Aber der Geist dieser Zeit war „idealistisch". Das bedeutet, dass diese selben Männer „das Weib" und die „reine" Liebe besangen, Trinksprüche auf „die Gattin und Mutter" ausbrachten und dass die Literatur nur von der Tagseite des Lebens — am liebsten von der Sonntagsseite — sprach, während die Nachtseite verschwiegen blieb!

An einem Abend Ende der siebziger Jahre wurde in einem hochadeligen Familienkreis eine dort vorgefallene Scheidung mit darauffolgender Wiederverheiratung besprochen. Die Männer wie die Frauen konnten gar nicht genug harte Worte für den Verwandten finden, der seine Frau um eines anderen Weibes willen verlassen hatte. Eine einzige in der Gesellschaft, eine junge, eben verheiratete Gräfin, fragte die männlichen Redner, wie sie sich erkühnen könnten, das offene, alle Folgen tragende „Vergehen" zu verurteilen, das sie selbst — im Geheimen, unter niedrigeren Formen und viel öfter — begangen hätten?

Von den anwesenden Männern wagte es kein einziger, die Anklage zurückzuweisen!

Diese Stunde war eine von jenen, in der sich die Klingen zum ersten Male kreuzen, die sich dann auf allen Schlachtfeldern begegnen, wo der Kampf um neue oder alte Sittlichkeit tobt.

Die letztere hat mit grosser Ruhe die Polygamie ertragen, vom Thron an durch die ganze Gesellschaft hindurch. Aber wenn für einen königlichen oder gewöhnlichen Menschen die Liebe eine Lebensfrage geworden ist — dann hat sich die ganze Gesellschaft in ihrem sittlichen Bewusstsein aufs tiefste gekränkt gefühlt! Diese alte Sittlichkeit hat noch die Macht — folglich auch den Ruhm und die Herrlichkeit — auf ihrer Seite. Sie spricht in Reichstagen und Stadtvertretungen; sie steht ordengeschmückt und breitschulterig als die den „auflösenden Tendenzen der Zeit“ zum Trotz gesellschafterhaltende Macht.

Aber dessen ungeachtet sind viele Ehemänner der Oberklasse in den Städten des Landes zuweilen das ganze Jahr regelmässige Kunden irgend eines käuflichen Weibes; dessen ungeachtet teilen nach Übereinkommen die Vorsteherinnen gewisser Häuser es jedesmal gewissen Familienvätern mit, wenn frische Ware eingetroffen ist.

Ernste Sittlichkeitsprediger antworten freilich: dass sie diese geheimen Ehebrüche ebensowenig gutheissen wie die offenen; dass sie in den einen wie in den anderen eine Äusserung der Macht der Sünde sehen, die nur die Religion zu besiegen vermag. Man hat aber dann das Recht zu fragen: ob in ihren eigenen Reihen — unter Geistlichen,

Missionaren, Laienpredigern — keine derartigen Sünden vorkommen?

Die Ehrlichen antworten: ja, aber betonen, dass dies Beschämung bei den übrigen Christen erregt, und dass diese Gläubigen selbst einsehen, dass sie gesündigt haben. Dasselbe tun auch die Weltmenschen, die heucheln, um ihr Ansehen zu bewahren. Aber die grosse Gefahr für die Gesellschaft tritt erst dann ein, wenn Freidenker ohne Gewissensbisse die Sünde begehen, Schriftsteller sie ohne sittliche Entrüstung schildern. Das drückt das Sittlichkeitsideal herab.

Hier ist der Scheideweg für die Richtung der alten und der neuen Sittlichkeit.

Die Vertreter der letzteren fahren fort zu fragen, ob wirklich alle Ehebrecher — Weltkinder wie Gotteskinder — sich in ihrem innersten Bewusstsein als Sünder fühlen. Die Forderung, die ihre Triebfeder war, ist vielleicht so gebieterisch gewesen, dass sie sie vor ihrem eigenen Gewissen berechtigt hat, ein kleineres Übel einem grösseren vorzuziehen, da sie in ihrer Ehe — aus dem einen oder anderen Grunde — diese Forderung nicht befriedigen konnten oder durften.[1])

Wenn dem so ist, dann werden die Verkünder der neuen Sittlichkeit wohl Grund für ihre Anschauung haben: dass Selbstbeherrschung nicht die einzige Lösung aller Probleme des Geschlechtslebens sein kann und darf, dass die Unzucht — das heisst hier Ehebrüche ohne Liebe — wohl am verwerflichsten bleibt, aber dass auch eine Lösung gesucht werden muss, die allmählich die Männer hindern wird, sei es in Unzucht, sei es in einem

durch die Ehe verhüllten Zölibat die Kraft zu vergeuden, die dem Menschengeschlechte gehört. Die Lösung kann nur die sein, dass man nicht nur das Recht der Liebe verficht, ohne äussere Bande zu vereinen, sondern auch das Recht des Menschen, freier als jetzt die Bande zu lösen, wo wirkliche Einheit nicht mehr möglich ist.

Bei der Frage der Auslese der Liebe wurde hervorgehoben: dass eine zunehmende Erkenntnis des Wertes und der Bedingungen der Artveredlung Ausnahmefälle mit sich bringen dürfte, in denen eine Ehe offen gebrochen werden kann, ohne darum aufgelöst zu werden.

Aber die eigentliche Entwicklungslinie wird ganz gewiss nicht diese sein, sondern vielmehr die: dass die Ehescheidung frei wird und nur von dem eine gewisse Zeit lang festgenaltenen Willen eines oder beider Teile abhängt; dass die allgemeine Meinung sich hinsichtlich gelöster Ehen zu jener weiteren Auffassung aufschwingt, die man schon in bezug auf die gelöste Verlobung erreicht hat, die einstens als ebenso herabwürdigend angesehen wurde, wie jetzt eine Scheidung.

Mit immer grösserem Ernst wird der neue Sittlichkeitsbegriff geltend gemacht: dass die Gattung nicht für die Monogamie da ist, sondern diese für die Gattung: dass die Menschheit folglich Herr über die Monogamie ist und sie bewahren oder aufheben kann.

Auch die Verfechter der freien Scheidung wissen wohl, dass sie Missbräuche mit sich bringen wird. Aber sie wissen auch, dass nichts

die unglaubliche seelische Trägheit des Menschen besser beweist, als die Unruhe, die bei dem Gedanken an die durch eine neue Gesellschaftsform möglichen Missbräuche entsteht, während uralte Missbräuche mit der stumpfesten Ruhe hingenommen werden!

Welche Missbräuche die freie Scheidung auch bringen kann, schwerere als die, die die Ehe mit sich gebracht hat und noch immer mit sich bringt, dürfte sie wohl kaum herbeiführen können! Die Ehe, die zu den rohesten Geschlechtsgewohnheiten, dem schamlosesten Handel, den qualvollsten Seelenmorden, den grausamsten Misshandlungen und den gröbsten Freiheitsverletzungen herabgewürdigt wird, die irgend ein Gebiet des modernen Lebens aufzuweisen hat! Man braucht nicht zur Kulturgeschichte zurükzugehen, sondern nur zum Arzt und zum Rechtsanwalt, um zu erfahren, wozu „der heilige Ehestand“ benützt wird — und zwar nicht selten von denselben Männern und Frauen, die seinen sittlichen Wert preisen![2])

Man mag antworten, dass Missbräuche nichts gegen den Wert einer bestimmten Gesellschaftseinrichtung beweisen, solange nur der richtige Gebrauch derselben dem Zwecke gut entspricht, zu dem sie entstanden ist.

Die Majorität meint, dass dies bei der Ehe noch immer der Fall sei. Die Minorität findet hingegen, dass ihr Zwang nun ihrem eigenen ursprünglichen Zweck, der Erhöhung der geschlechtlichen Sittlichkeit, entgegenwirkt.

Diese Minorität meint, dass, sobald man die Liebe als sittliche Grundlage der Ehe erkannt hat,

die unvermeidliche Folge die ist, dass man dem, der zu lieben aufgehört hat, das sittliche und gesetzliche Recht zusprechen muss, seine Ehe zu lösen, wenn er von diesem Rechte Gebrauch machen will.

Und dieselbe Minorität weiss, dass die Liebe, ganz unabhängig vom Willen des Menschen, aufhören kann und dass darum niemand mit verpflichtender Kraft mehr zu versprechen vermag, als was in das Gebiet des Handelns fällt.

Nichts ist natürlicher, als dass die Ewigkeitssehnsucht der Liebe Liebende zu Gelöbnissen ewiger Treue veranlasst; nichts wahrer, als dass es „eine satanische List der Gesellschaft ist, dieses Gelöbnis zu packen und eine gesetzliche Institution darauf zu gründen“ (Carpenter). Nichts ist notwendiger, als die gesetzlichen Rechtsansprüche aufzuheben, die die Menschen, gestützt auf Liebesgelöbnisse und Treueschwüre, aneinander stellen.

Je mehr die Menschen die Gesetze ihres eigenen Wesens begreifen, desto mehr beginnen die Gewissensfeinen zu zaudern, Versprechungen zu geben, die sie vielleicht eines Tages aus einer inneren Notwendigkeit heraus brechen müssen. Immer Zahlreichere finden es unmöglich, eine Ehe einzugehen und sie vom anderen Teile zu verlangen — oder auch die Fortdauer der Ehe, wenn die Liebe erloschen oder für einen anderen erwacht ist. Ein Bräutigam oder eine Braut konnten — noch vor einem Mannesalter — die Bitte des anderen Teiles um Freiheit mit der Antwort abschlagen: dass er oder sie Liebe genug für beide hätte!! Heute wäre dies in den ent-

sprechenden Kreisen undenkbar. Aber damals wurde noch eine öffentliche Verlobung als ein bindendes Band angesehen, und die Trauung fand unwiderruflich statt! Es war nach mehrjähriger Verlobung eine „Ehrensache“ für den Mann, das Mädchen nicht der Gefahr auszusetzen, unverheiratet zu bleiben. Und sie gab sich damit zufrieden, wenn er nur seine Ehrenschuld bezahlte!

Solche Gefühlsroheiten werden glücklicherweise immer seltener, obwohl sie noch durchaus nicht ausgestorben sind. Immer mehr sehen die Menschen ein, dass man ebensowenig das Recht hat, eine Ehe nur zu schliessen, um Treupflichten zu erfüllen, wie das Recht, zu stehlen, um Versorgungspflichten zu erfüllen; dass man nicht mehr die Pflicht hat, in einer Ehe zu verharren, in der man fühlt, dass man untergeht, als die Pflicht, sich einem anderen zu Liebe umzubringen!

Dies werden einmal allgemeine Wahrheiten sein, ebenso gewiss wie es jetzt verkannte Wahrheiten sind — wenigstens wenn man danach lebt!

Sie brauchen eigentlich nicht einmal mehr ausgesprochen zu werden — weil schon lange danach gelebt wurde — in jedem Kreise erotisch verfeinerter Menschen. So geschah es in der Zeit Goethes und der Romantik in Deutschland; so ist es in Frankreich geschehen, so geschieht es nun überall in Europa. Die höchst entwickelte Jugend erkennt keine andere Treue als die der Liebe, keine andere Ehe als die in Freiheit geschlossene.

Es fällt heutzutage Freunden nicht mehr ein, sich den Bruderschwur zu leisten, ebensowenig

wie es je Eltern und Kindern oder Geschwistern in den Sinn gekommen ist, gegenseitig öffentlich bindende Gelöbnisse ewiger Gefühle abzulegen. Auf allen diesen Gebieten weiss man, dass keine Gelöbnisse die Gefühle sichern können, die ebenso gut ohne sie bestehen und durch sie nicht bewahrt werden können.

Die neuen Menschen meinen, dass das erotische Gefühl in gleicher Weise der Obhut der Individuen selbst überlassen werden kann. Selbst wenn diese Menschen aus Gesellschaftsrücksichten ihrem Bunde die Form der Gesetzlichkeit geben, so schliessen sie doch das Übereinkommen: dass jeder die volle Freiheit hat, den anderen zu verlassen, wenn er oder sie es so wünscht.

Jeder ist so ebensowohl auf die Möglichkeit des Glücks, wie auf die des Leids gefasst.

Die Liebe früherer Zeiten fürchtete vor allem, der andere Teil könnte sich nicht genügend gebunden fühlen. Das feinste erotische Gefühl der Gegenwart bebt davor, eine Fessel zu werden; es schaudert vor der Zärtlichkeit des Mitleids, es scheut vor der Möglichkeit zurück, ein Hindernis zu werden. Dieser Seelenzustand weiss von keinem anderen Rechte, als dem der vollen Ehrlichkeit. Die Freiheit des einzelnen gesetzlich zu begrenzen, damit keiner dem anderen Leiden zufüge, ist unter diesen Verhältnissen sinnlos. Denn beide würden unter einer ohne volle gegenseitige Neigung fortgesetzten Vereinigung gleich tief leiden.

So stellt sich für die neuen Seelen die Scheidungsfrage, wenn keine Kinder da sind. Wo dies der Fall ist — und das ist ja die Regel —

meinen auch sie, dass der Irrtum der Eltern sie nicht von der Pflicht lösen kann, für die Erziehung der Kinder, denen sie das Leben gegeben haben, zusammenzuwirken.

Aber sie sind der Meinung, dass dies nicht immer durch ein fortgesetztes Zusammenleben geschehen muss. Oft kann dies jedoch notwendig sein, und dann müssen sie ihre persönlichen Glücksforderungen denen des neuen Geschlechtes unterordnen. Ein so Denkender hält jemanden, der ein für allemal dieselbe Antwort gibt — mag diese nun „Freiheit um jeden Preis“ oder „Verzicht um jeden Preis“ lauten — für nichts anderes als einen Moralautomaten.

Es ist wahr, dass die neuen Menschen Unglück in ihrer Ehe weniger ertragen können, als die früherer Zeiten. Dies beweist, dass der eheliche Idealismus anspruchsvoller ist als früher.

Der bewusste Lebenswille unserer Zeit sträubt sich gegen die sinnlosen Leiden, durch die die Menschen früherer Zeiten, vor allem die Frauen, sich erniedrigen, abstumpfen, verbittern liessen. Eine feinere Selbstkenntnis, ein stärkeres Persönlichkeitsbewusstsein, zieht nun dem eigenen Leiden eine Grenze, wenn man die Gefahr fühlt, Schaden an seiner Seele zu nehmen. Diese Entschlossenheit des Individualismus macht es der modernen Frau unmöglich, sich für das Griseldisideal zu begeistern — schon deshalb, weil sie fühlt, dass all die geduldige Sanftmut die Ungerechtigkeit nur mehrt. Die „guten alten“, von der Opferfreude

der Frauen getragenen Ehen verschwinden, das ist glücklicherweise wahr! Aber dass die neuen guten an ihre Stellen treten, das merkt man nicht. „Denn die Gesundheit schweigt still.“ (Geijer.)

Wenn die, welche jetzt gierig alle Scheidungen zählen, auch alle glücklichen Ehen zählten, würde es sich zeigen, dass die Neugestaltung weiter vorgeschritten ist, als die Auflösung.

Man muss einsehen, dass die Frage der Scheidung die Verfolgung der Entwicklungslinie des Protestantismus ist. Mit der bei der Behandlung eines Kulturproblems gewöhnlichen Einseitigkeit vermochte die Reformationszeit nur das Recht der Sinnlickeit im Menschenleben zu verfechten. Dass es sich jetzt im tiefsten Grunde um das Recht der Seele auf dem Gebiete des Geschlechtslebens handelt, das will man nicht einsehen. Dem Rechte des Individuums stellt man das Recht der Kinder gegenüber. Sind keine Kinder da, dann geben gewisse Christen zu, dass eine Scheidung zuweilen berechtigt sein mag. Unglückliche Eltern müssen hingegen der Kinder wegen zusammenhalten.

Aber der erotisch verfeinerte Mensch von heute kann nicht — ohne das Gefühl der tiefsten Erniedrigung — jemandem angehören, den er nicht liebt oder von dem er sich nicht geliebt weiss. Für einen oder für beide Ehegatten kann so eine — ohne die Liebe des einen oder beider — fortgesetzte Ehe entweder durch diese Erniederung oder durch ein lebenslängliches heimliches Zölibat ein tiefes Leid werden.

Dies ist der Kernpunkt der Frage, den alle

umgehen, die über der Sorge für die Kinder vergessen, dass die Eltern doch auch als Selbstzweck betrachtet werden müssen. Man verlangt nicht, dass Vater oder Mutter um der Kinder willen andere Verbrechen begehen; man würde sie tadeln, wenn sie für den Lebensunterhalt ihrer Kinder Banknoten fälschten. Aber man verurteilt Mütter ruhig dazu, sich „um ihrer Kinder willen" Jahr für Jahr in ihrer Ehe prostituiert zu fühlen!

Dass es Ehepaare gibt, die als Freunde weiterleben, weil beide geringe erotische Forderungen haben; dass andere die Erniedrigung eines Zusammenlebens ohne Liebe nicht empfinden; dass die ersteren wie die letzteren wahrscheinlich am besten für die Kinder handeln, wenn sie ihnen ein Heim erhalten — das alles hindert nicht, dass andere unter solchen Verhältnissen so leiden, dass das Leben jeden Wert für sie verliert. Und diese sind es, welche entweder beim Ehebruch oder bei der Ehescheidung landen.

Eine junge Frau, die in missbilligende Worte über eine Ehescheidung ausbrach, bekam von ihrem Oheim, einem alten Naturforscher, eine Antwort, die sie nie vergass und die sich alle mit ihr einprägen sollten:

„Du darfst dich nicht durch Urteile über eine Sache erniedrigen, über die weder du noch sonst jemand ausser den Eheleuten selbst etwas wissen kann! Eine Scheidung wird freilich im Gerichtssaal verkündigt — aber sie fängt immer im Schlafzimmer an."

Wenn auch ein Feind der Scheidung diese Schwierigkeiten zugesteht, so sagt er doch: dass

der einzelne für seine erotischen wie für seine anderen Irrtümer büssen muss, denn nur so werden Menschen dazu erzogen, keine Irrtümer zu begehen.

Aber die Sache dürfte sich anders verhalten: sowie die Morde in früheren Zeiten desto häufiger wurden, je mehr Hinrichtungen das Volk beiwohnte, so entstehen desto mehr unglückliche Ehen, je mehr schon bestehen. Denn es ist vor allem der ganze Geist, der um uns herrscht, der über unser Handeln entscheidet. Ist es die Jugend gewohnt, zu sehen, dass die Älteren sich in hässliche und falsche Verhältnisse finden, so wird sie wohl das gleiche tun. Sieht sie hingegen rings um sich das Streben nach idealen Liebesverhältnissen — einen Idealismus, der sich einmal durch ein schönes Zusammenleben offenbart, ein anderes Mal durch die Aufhebung eines unschönen — dann wird auch sie ihre Ideale hoch stellen.

Diejenigen hingegen, welche selbst einmal fehlgegriffen haben, werden vielleicht klarer sehen, wenn sie ein zweites Mal wählen.

Aber weder die, welche die Irrtümer begehen, noch die, welche sie mit angesehen haben, können durch das Unglück anderer vor dem grossen Anlass der Irrtümer bewahrt werden, vor der erotischen Verblendung. Und ehe sich nicht die erotische Sympathie verfeinert hat, sind diese Irrtümer die allerunschuldigsten. Jeder Liebende wähnt sich von dem Trug der Illusion ausgenommen, und die Erfahrung, dass die erotischen Irrtümer anderer unwiderruflich waren, haben nooh nie einen Liebesberauschten klarsehend gemacht!

Wenn man der Ansicht ist, dass die Gesell-

schaft das Leben aller so wertvoll als möglich machen soll, so bedingt dies auch die Forderung, dass unschuldige Irrtümer so wenig verhängnisvoll als möglich werden.

Auch auf dem Gebiete der Ehe muss man Ernst mit dem modernen Grundsatze machen: dass die Strafe die Fehlenden bessern und einen höheren Rechtsbegriff vorbereiten soll. Aber dies bedeutet, dass die Ehe unter immer besseren Voraussetzungen geschlossen werden, nicht unter immer schlechteren Wirkungen fortdauern soll!

Die Zwangsehe nötigt die Menschen, ihr Zusammenleben fortzusetzen, Kindern unter einem Seelenaufruhr das Leben zu schenken, der Spuren in ihrem Wesen und folglich auch in ihren zukünftigen Schicksalen hinterlassen muss. Aber dies ist nicht eine „wohlverdiente Strafe“ für einen Irrtum: es ist die tiefste Verletzung der Heiligkeit der Persönlichkeit und der neuen Generation.

Man muss mit Georg Brandes fragen, „wozu die Völker eigentlich ihre grossen Dichter brauchen?“, wenn man fast ein Mannesalter nach „Nora“ und den „Gespenstern“ noch an der unbedingten Pflicht der Gatten festhält, die Ehe um der schon geborenen Kinder willen fortzusetzen. An die möglichen Kinder denkt man nicht!

Hier weiss niemand eine Antwort, der „die persönliche Liebe für die Grundlage der Ehe“ ansieht, aber „die unbedingte Treue für den wirklichen Ausdruck der Persönlichkeit“!

Folgerichtig ist hier wie immer nur die volle individuelle Freiheit oder die unbedingte Unterwerfung.

Die katholische Kirche sagt — und von ihrem Gesichtspunkt aus mit vollem Recht — dass, weil auch Ehen, die unter den besten Voraussetzungen, aus innigster Neigung geschlossen wurden, unglücklich werden können, es unmöglich ist, die Sittlichkeit der Ehe auf dem Liebesgefühl aufzubauen. Nichts, was auf Gefühlen aufgebaut ist, hat Bestand. Ja, je reicher, je eigenartiger und vielseitiger entwickelt eine Persönlichkeit ist, desto weniger verbleibt ihr Seelenzustand unverändert. Folglich brauchen auch die Höchststehenden ein unverrückbares Gesetz, ein unzerreissbares Band, damit ihre Seelenregungen sie nicht durch Wind und Wellen treiben, so wie die niedriger Stehenden dessen bedürfen, um nicht durch ihre Begierden in die Irre geführt zu werden. Die Zugeständnisse des Protestantismus führen daher zur Auflösung der Ehe, denn mit dem Augenblick, wo die Liebe zu ihrer Grundlage gemacht wird, ist sie auf Sand gebaut.

Die Ehe, die die Kirche darum zum Sakrament und unauflöslich machte, war schon durch das Gesetz der Ausdruck für das private Eigentumsrecht des Mannes an Frau und Kindern geworden. Der Entwicklungsverlauf hat in einer unablässigen Umgestaltung dieser religiös-ökonomischen Anschauung bestanden. Und die Entwicklung kann nicht eher Halt machen, als bis das letzte Überbleibsel dieser Rechtsauffassung ausgetilgt ist.

Darum verwerfen die Lebensgläubigen sowohl die halben Konzessionen des Protestantismus wie den folgerichtigen Zwang des Katholizismus. Sie fordern, dass der Schritt von der Autorität zur

Freiheit ganz gemacht werde, weil sie wissen, dass die lebenvereinfachende äussere Gewalt keine tiefere Sittlichkeit schaffen kann. Der Zwang fesselt die gesetzliche Handlungsfreiheit, macht aber die geheimen Übertretungen zu einer Gesellschaftsinstitution.

Und selbst wenn ein Mann oder eine Frau in äusserer Hinsicht eine Versuchung überwunden hat, wird dies sie nicht hindern können, in den Armen des legitimen Gatten von Gefühlen für einen anderen erfüllt zu sein. Sind sie dann dem Ehebruch entgangen? Nach ihrem eigenen feinsten Bewusstsein nicht — dem Bewusstsein, das Goethe durch seine grosse Dichtung von den Wahlverwandtschaften erweckte. Erfüllte Pflichten können ebenso gewiss wie unerfüllte Pflichten unberechenbare und tragische Folgen nach sich ziehen. Ein Tor, der glaubt, eine andere Seele über die haarfeine, messerscharfe Brücke geleiten zu können, wo jeder seinen einsamen Weg über den Abgrund zur Seligkeit geht: den Weg der persönlichen Gewissenswahl!

Wenn Sitte und Gesetz auf den tiefst-persönlichen Gebieten — dem Glauben, der Arbeit, der Liebe — einem Menschen die volle Wahlfreiheit rauben, dann wird das Dasein um grössere Werte geplündert, als die erzwungene Pflichterfüllung bieten kann.

In der Liebe hat der Persönlichkeitsbegriff dahin geführt, dass „Eigentum Diebstahl ist“; dass nur freiwillige Gaben etwas schenken; dass

die Begriffe „eheliche Pflichten“ und „Rechte“ dem grossen neuschaffenden Gedanken gewichen sind: dass Treue niemals versprochen, wohl aber jeden Tag errungen werden kann.

Damit ist die Triebkraft zu immer höheren erotischen Organisationsformen gegeben, eine Kraft, die die Buddharuhe der unlösbaren Ehe mit ihrem gesetzlichen Besitzrecht brach liegen gelassen hat.

Es ist traurig, dass diese Wahrheit — die schon den adeligen Sinnen der Liebesgerichtshöfe klar war — noch verkündet werden muss. Einer der Gründe dieser Gerichtshöfe, warum die Liebe in der Ehe unmöglich sei, war nämlich: „dass die Frau vom Ehemanne niemals das feine Betragen erwarten kann, das der Geliebte zeigen muss, weil dieser nur aus Gnade empfängt, was der Mann als sein Recht nimmt!“

Wenn die Scheidung frei wird, dann wird man in der Ehe die Aufmerksamkeit der Verlobungszeit für die Seelenbewegungen des anderen bewahren, die Feinfühligkeit des Betragens, das Bestreben sich zu erneuern, um zu fesseln. Jeder wird — wie in der ersten Zeit der Liebe — dem anderen volle Freiheit in allen wesentlichen Lebensäusserungen gewähren, aber seine eigenen vorübergehenden Stimmungen beherrschen, während die Ehe jetzt in der Regel dieses glückfördernde Verhältnis umkehrt.

Die Sicherheit des Besitzrechtes schläfert jetzt den Eifer, zu erringen, ein; der Zwang, zu erwerben, wird auf diesem wie auf allen anderen Gebieten die Energie anspannen.

Nur eine so errungene Treue wird man in Zukunft des Besitzes wert finden. Eine feinfühligere Glücksforderung wird wohl einstmals ebenso erstaunt der gesetzversicherten Treue unserer Zeit gegenüberstehen, wie ihrem erbrechtlich versicherten Reichtum. In beiden Fällen wird man dann eingesehen haben, dass nur die eigene Kraftentwicklung Glück schafft und die Siegesseligkeit gibt, vor der unredlich ausgestreckte Hände sich beschämt zurückziehen.

Ein dänischer Denker hat unsere Übergangszeit treffend so gezeichnet: dass die Menschen jetzt auch auf erotischem Gebiete reicher und empfindungsvoller sind und dass dies mehr Möglichkeiten zu neuen Erlebnissen mit sich bringt, während andrerseits die tiefere Sensibilität der Zeit die Macht der Erinnerung grösser macht. Man kann das verflossene nicht in dem späteren Glück vergessen: die Pflichten gegen die Vergangenheit bedrücken, während das Neue alle Kräfte heischt. Gleichgewicht ist nur für jene möglich, die entweder fortfahren dort zu lieben, wo die Erinnerungen sind, oder die vergessen können, was sie nicht mehr lieben. Der moderne Mensch kann nicht mehr dem Ideal der unbedingten Treue huldigen, er hat es in die neue ideale Forderung umgewandelt: alle Verhältnisse voll auszuleben, was gleichbedeutend mit der Treue gegen uns selbst ist. Daraus folgt, dass wir Lebensverhältnisse weder übereilt knüpfen, noch zerreissen sollen — aber auch zur rechten Zeit nicht versäumen, beides zu tun.

Dieser Ausspruch ist doppelt beachtenswert,

weil er den neuen Ernst der feinfühligsten Jugend ausdrückt. Eine Jugend, die mit der Liebe getändelt hat, hat es zu allen Zeiten gegeben, folglich auch in unserer, wenn auch der Leichtsinn mit den Zeiten Namen und Gestalt ändert. Aber die Jugend, die die Liebe als den grossen Inhalt des Lebens auffasst, die ist in unserer Zeit zahlreicher als in irgend einer anderen.

Überall sind die Lebenbejahenden durch den Willen charakterisiert, jedem Verhältnis den Wert des einzig Dastehenden, das Gepräge des Besonderen, des niemals früher Gewesenen, niemals Wiederkehrenden zu geben. Wie die Lebensanbeter der Renaissance haben auch die unserer Zeit begonnen, die Macht wiederzuerlangen, stark zu geniessen und stark zu leiden, die Macht, die stets eine zunehmende geistige Einheitlichkeit, eine neue Kraftkonzentration durch ein neues religiöses Gefühl beweist.

Die neue Art, das Leben aus dem „Gesichtspunkt der Ewigkeit“ zu sehen, bringt auch die Möglichkeit, eine Lebenszeit in ein Jahr zusammenzupressen, ein Jahr in einen Tag und so „den Augenblick zu einer seligen Summe von Ewigkeiten“ zu machen.

Für diese Lebensanschauung ist die Dauer des Glücks weniger wesentlich als seine Fülle, solange es währt.

Spinoza, der die Eifersucht geschildert hat wie kein anderer, hat auch von der Liebe das tiefe Wort gesagt: eine je grössere Seelenbewegung wir hoffen, dass der Geliebte durch uns erfährt, je mehr das geliebte Wesen in seinem Verhältnis

zu uns von Freude bestimmt ist, desto grösser ist auch unser eigenes Liebesglück.

Der moderne Mensch hat angefangen, den Begriff dieser „grössten Freude“ von dem lebenslänglichen Besitzrecht zu trennen. Und damit beginnt auch die Eifersucht in ihrer niedrigeren Form zu verschwinden.

Eifersucht gehört wie andere Schatten zu dem auf- und untergehenden Licht und schwindet in der vollen Mittagsklarheit. Aber ihre Gefühlsbetonung ist eine ganz andere geworden, seit der Mensch weiss, dass es ein Wunder — und kein Recht — ist, wenn die Sonne für ihn auf ihrer Höhe stille steht. Die höchstentwickelten Menschen von heute sagen mit derselben Einfachheit „ich bin geliebt“ oder „ich bin nicht geliebt“, wie sie sagen, die Sonne scheint oder die Sonne scheint nicht. Der Unterschied ist in beiden Fällen unermesslich, aber die Notwendigkeit lässt — im einen wie im anderen Fall — das Gefühl der Demütigung nicht aufkommen. Der Schmerz, der entsteht, wenn ein liebendes Wesen nicht mehr die Freude des geliebten bildet oder sieht, wie ein anderer es tut, ist naturnotwendig und ehrfurchtgebietend. Er hört auf es zu sein, wenn er sich als gieriger Besitzrechtswille äussert, als brutaler Instinkt, der oft nicht nur das Gefühl des anderen, sondern auch das eigene überlebt.

Aber obgleich die seelische Differenzierung unserer Zeit grössere Möglichkeit bietet, jemanden zu finden, der irgend eine Seite der erotischen Sehnsucht stillt — während man immer schwerer das Wesen findet, das diese immer zusammen-

gesetztere Sehnsucht ganz zu stillen vermag — so wird diese Gefahr der Zersplitterung gerade durch den zunehmenden Willen, seine Sehnsucht ganz zu stillen, aufgewogen. Dadurch, dass die Liebe immer mehrverlangend wird, wird sie auch immer treuer.

Wer die Auflösung der Gesellschaft durch die Betonung des Rechtes der Liebe fürchtet, der bedenkt nicht, dass das Recht, eine Ehe zu brechen, nur dem Gefühle zuerkannt wird, das nicht nur die rote Glut der Leidenschaft hat, sondern auch die Klarheit, durch die zwei Menschen einander als eine Offenbarung des ganzen ungeahnten Reichtums des Lebens empfunden haben. Eine Offenbarung, die alle Fülle des Verstehens, allen Frieden des Vertrauens barg; wo beide ebenso anspruchsvoll wie anspruchslos gegeben haben — nicht kärglich und zögernd, nein, so, dass jedes ohne Vorbehalt dem anderen entgegenströmte. Nur dieses Glück wollen die erotischen Adelsmenschen erleben. Und es wird immer schwerer und schwerer werden, es auch nur einmal zu erleben — geschweige denn mehrere Male!

Eine grosse Liebe gleicht nie den erotischen Gewittern, die gegen den Wind gehen — das heisst gegen die ganze Lebensrichtung der übrigen Persönlichkeit.

Alle wertvollen Gefühle — für einen Menschen wie für einen Glauben, eine Scholle, ein Land — sind konservativ. Und wie kann die Freiheit von Jemandem missbraucht werden, der weiss, was es kostet, ein Herz von dem zu lösen, woran es sich einmal gehängt?!

Für die flüchtige Natur ist das Glück, das eine festhaltende durch die Liebe erfährt, ebenso verborgen, wie dem Polytheisten die Seligkeit des Mystikers, der in die Fülle der Gottheit versinkt!

Hier wie überall ist das Glück für den Lebensgläubigen eins mit der Sittlichkeit. Weil das Glück in den grössten Seelenbewegungen besteht, ist es seine erste Voraussetzung, alle Gefühle zu verinnerlichen und zu vergrössern, vor allem die ehebegründenden.

Aber ausserdem hängt der ganze Gehalt der Persönlichkeit in wesentlichem Grade davon ab, ob die Treue für uns ein Lebenswert ist. Wer Treue will, schliesst seine Stimmungen um die Wesentlichkeit zusammen, konzentriert seine Kräfte auf sie, schützt sie vor den Windstössen des Zufalls. Nur dies verleiht dem Dasein Stil und Grösse. Der Wille zur Treue wird darum eins mit dem Gefühle eines Menschen für seine eigene Integrität, seinen inneren Zusammenhang, die Haltung und Würde seines geistigen Wesens.

Wenn die Treue aus diesen tiefen Gründen bewahrt wird, wird sie auch nur aus diesen Gründen gebrochen werden. Die Treue, die auf überkommenen Pflichtbegriffen ruht, wird hingegen im Feuer eine Rettungsleiter aus Stroh sein.

Man vergisst überdies, wenn man so viel von den Gefahren der freien Scheidung spricht, dass unter dem Einfluss der Liebe der ganze Seelenzustand sich in der Richtung der Treue bewegt. Die grosse Liebe saugt alle Ideenassoziationen auf, und ohne bewusste Mühe verinnerlicht und vertieft sie so die Persönlichkeit. Die Treue wird

ein naturnotwendiger Zustand der Liebe, aber ein Zustand, dem die Zwangsehe ungünstig ist.

Die Treue gegen sich selbst — auch im neuen Sinne des Wortes — bedeutet folglich nicht allein, dass man im Notfall die Brücke zwischen sich selbst und seiner Vergangenheit abbrechen kann. Sie bedeutet auch eine bessere Brückenbaukunst, um den Zusammenhang zwischen unserer Persönlichkeit und der Mitwelt zu befestigen. Sie bedeutet nicht allein die Fähigkeit, mit einem Schicksal fertig zu werden. Sie bedeutet auch, mit einem Menschen nicht zu rasch fertig zu sein. Sie kann freilich die Notwendigkeit eines neuen Lebensversuchs mit sich bringen. Aber sie bringt noch sicherer die Forderung mit sich, sich nicht durch eine vorübergehende Ermattung des Gefühls zu neuen „Erlebnissen“ verleiten zu lassen. Dieser Ausdruck — der an Stelle des alten Wortes „Abenteuer“ getreten ist — birgt jedoch eine Vertiefung des Gefühls: wo man früher nur die Spannung des „Abenteuerlichen“ fand, sucht man nun einen reicheren Lebensinhalt. Aber es ist oft ein verhängnisvoller Irrtum, zu glauben, dass er in neuen Verhältnissen errungen werden kann, während man ihn vielleicht durch Vertiefung des ersten hätte erringen können. Durch grössere Empfänglichkeit und Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des anderen entdeckt man in ihm oft mehr, als man erwartet hat. Denn manche Menschen sind wie manche Landschaften oder Kunstwerke: sie fangen erst dann an etwas zu geben, wenn man wähnt, mit ihnen fertig zu sein. Aber es bedarf der Frömmigkeit, um von einer Seele und von einem

Werke Offenbarungen zu erwarten. Frömmigkeit ist Versinken. Und dies verlangt Frieden. Aber unsere Zeit ist dem Frieden nicht günstig, ihr Wesen ist gerade ihre Zerstreutheit und Zerstreuung.

Dass unsere Zeit wie jede andere ihre besonderen Seuchen auf erotischem Gebiete hat, steht fest. Und gerade die Zerstreutheit ist das Erdreich, in dem die gefährlichsten derselben ihre Nahrung finden. Es gehört darum zur erotischen Lebenskunst, dass Eheleute sich hier und da eine Zeit des ungestörten Beisammenseins miteinander — oder eine Zeit der Einsamkeit jeder für sich — schaffen, um so die Gesundheit ihres Gefühls zu stärken. Auf diesem wie auf allen übrigen Gebieten sind äussere Schutzmassregeln gegen die Ansteckung bedeutungslos im Vergleich mit der Gesundheitspflege im ganzen.

Nur wer sich nach unablässigem Streben, nach anhaltender Selbstprüfung sagen kann: dass er alle seine Hilfsquellen an Güte und Verständnis gebraucht, seinen ganzen Glückswillen, seine ganze Empfänglichkeit im Zusammenleben betätigt, jede Möglichkeit gesucht hat, die Natur des anderen zu vertiefen, und doch gescheitert ist — nur der kann mit Gewissensruhe die Ehe aufgeben.

Der Lebensbaum eines Menschen ist ebensowenig wie der des Waldes nach einem Mass für die Länge der Äste, nach einem Muster für den Zuschnitt der Blätter gemacht. Seine Schönheit beruht auf der Freiheit der Äste, unberechenbare Biegungen zu beschreiben, auf der Lust der

Blätter, ihre Formen ins Unendliche zu variieren. Nur wer den Baum nicht nach seinem eigenen inneren Gesetze wachsen lässt, sondern ihn nach dem der Gartenkunst beschneidet, kann sicher vor Überraschungen sein, sicher davor, dass hier ein Zweig unerwartet treibt, dort ein anderer unvermutet welkt. Niemand vermag für die Umwandlungen einzustehen, denen das Leben unser eigenes Wesen unterwerfen kann; für die Erschütterungen, die die Umwandlung im Wesen eines anderen in unserem eigenen Gefühle bewirken können. Man kann die vortrefflichsten Anlagen zur Treue haben, den redlichsten Willen, sich auf seine Liebe zu konzentrieren, sich um sie zusammenzuschliessen, „die Persönlichkeit rings um sie wachsen zu lassen, wie um ihren Kern“ — es hängt doch nicht allein von diesem Willen ab, wenn der Kern zusammenschrumpft oder verdirbt.

Darum kann, darf, soll der Wille zur Treue nichts anderes bedeuten als den Willen, den tiefsten Forderungen seiner eigenen Persönlichkeit treu zu sein.

Auf anderen Gebieten als dem der Liebe geben die Menschen das bereitwillig zu. Niemand hält es für eine unabweisliche Pflicht, sogleich in der Jugend die Lebensanschauung oder die Arbeit zu finden, bei denen man dann sein ganzes Leben lang verbleiben kann. Wovor man die Jugend mit Recht warnt, das ist das planlose Umherirren zwischen verschiedenen Meinungen und verschiedenen Bestrebungen. Denn nur der Glaube oder die Arbeit, von denen und für die man

ernstlich zu leben sucht, kann wirklich die Kräfte der Persönlichkeit zur Betätigung bringen und so seine Macht zeigen, sie zu steigern. Aber der tiefste Ernst vermag es nicht zu hindern, dass eine fortgesetzte Persönlichkeitsentwicklung den Menschen eines Tages zwingt, diesen Glauben, diese Arbeit aufzugeben. Es wird wohl keinem denkenden Geistlichen in den Sinn kommen, sich einem solchen Menschen gegenüber auf die Konfirmationsgelöbnisse zu berufen, keinem denkenden Vater einfallen, dem Sohne seine Berufswahl in jüngeren Jahren vorzuhalten.

Lebenslängliches Ausharren wurde in den Zeiten gefordert, wo man annahm, dass eine einzige Lehre, eine einzige Zunft das ganze Leben hindurch der persönlichen Entwicklung voll entsprechen könne. Das Verbrechen, davon abzuweichen, wurde damals folgerichtig mit Bann oder Bussen bestraft.

Diese tiefere Auffassung, zu der wir auf dem Gebiete des Glaubens und der Arbeit gelangt sind, muss auch auf dieses dritte Gebiet erstreckt werden. Wir müssen einsehen, dass unbedingte Treue gegen einen Menschen die Persönlichkeit ebenso zerstören kann wie unbedingtes Festhalten an einer Lehre, einem Beruf. Die, welche heut' das asketische Bussgewand mit ein paar Fetzen vom Purpurmantel des Persönlichkeitsbegriffes flicken wollen, verpfuschen beide. Man stelle entweder wie der Katholik die Forderung des Selbstverzichtes rein oder man gebe die Persönlichkeitsforderung voll zu. Unrein wird hingegen das ganze Problem gestellt, wenn man die „persönliche Liebe“

zur sittlichen Grundlage der Ehe macht, aber dann so von dieser Liebe spricht, als handelte es sich nur darum, sich leicht und fröhlich zu einem Gesellschaftsspiel zu paaren, bei dem nichts gewöhnlicher ist, als dass jede Frau den rechten Mann findet und gewinnt, jeder Mann die richtige Frau — und damit ist alles in Ordnung! Wäre das Leben so leicht, dann hätte man Grund zu dem Anspruche, der jetzt von so grosser Flachheit ist: nämlich, dass nur der charakterlose Mensch, die haltlose Persönlichkeit ausserstande sei, Liebe für Lebenszeit zu versprechen und das Versprechen auch zu halten.[3])

Die Persönlichkeit, der einzig dastehende und eigengeartete Wert, wird wohl durch einen Teil ihres Wesens mit den von der Gesellschaft aufrecht erhaltenen Rechtsnormen verknüpft, aber sie wird doch niemals kongruent mit denselben.

Das einzige, was ein psychologisch Denkender daher verlangen kann, ist, dass die Liebe in keiner Epoche der Entwicklung eines Menschen die Persönlichkeit zersplittere, sondern stets ein wirklicher Ausdruck derselben sei.

Aber nur jemand, der vom Begriffe der Persönlichkeit nichts weiss, kann glauben, dass das Verhältnis, in das ein Mensch mit 20 Jahren sein Gefühl ganz und rein einsetzt, dieser Persönlichkeit, so wie sie sich mit 30 oder 40 Jahren gestaltet, notwendigerweise entsprechen muss! Nur ein solcher Unwissender kann sich weismachen, dass das Schicksal unserer Liebe mit Naturnotwendigkeit unserer hohen Theorie von der Liebe, unserem reinen Willen zur Treue gleichen muss.

Wenn schon unser eigener Wille wenig mit der Liebe zu schaffen hat, die wir fühlen, um wieviel weniger dann mit der, die wir empfangen oder verlieren!

Infolgedessen ist die Aufgabe der Treue nicht schon dadurch gelöst, dass man an sich selbst die Forderung der Treue stellt. Denn erstens sind es in der Liebe zwei, die dasselbe wollen müssen. Und zweitens ist jeder dieser beiden vielfältig.

Kein Mensch ist allein Herr seines Schicksals, wenn er es mit dem eines anderen vereint hat. Die Möglichkeit, durch die Liebe eine ganze Persönlichkeit zu werden, hängt zur Hälfte von dem ganzen und reinen Willen des anderen ab, seinerseits das Zusammenleben zu vertiefen.

Das vergessen die, welche so beredt „von der Treue als Ausdruck der Persönlichkeit“ predigen. Und das macht ihre Behauptung von der Pflicht der lebenslänglichen Liebe ebenso sinnlos, als wollte man von der Pflicht der lebenslänglichen Gesundheit sprechen!

Es ist ein schönes Bild, wenn zwei Liebende den ganzen Lebenstag „der schweren Tränen Trauertrunk, der Feste Jubel“ zusammen geniessen.

Es ist auch ein schöner Anblick, wenn das Leben gleich einer klaren Sonne am Horizonte versinkt, nicht gleich einem müden Flusse im Sande verebbt.

Aber schöne Schicksale sind Glücksschicksale, nicht Pflichtgebote.

Die Liebe, wie die Gesundheit, kann freilich vernachlässigt oder gepflegt werden, und durch gute Pflege lässt sich sowohl die mittlere Lebens-

dauer des Menschen wie die seiner Liebe erhöhen.

Aber die letzten Ursachen des Entstehens der Liebe und ihres Sterbens sind ebenso geheimnisvoll, wie die des Ursprungs und Untergangs des Lebens. Ein Mensch kann daher ebensowenig versprechen, zu lieben oder nicht zu lieben, wie er versprechen kann, alt zu werden. Was er versprechen kann, ist, sein Leben und seine Liebe wohl zu hüten.

Dieses letztere geschieht, wie schon oben dargelegt wurde, durch den bewussten Willen zur Treue, durch den festen Entschluss, die Liebe zu einem grossen Erlebnis zu machen.

Aber die Mehrzahl dürfte wohl bewusst noch wenig tun, um ihr Glück zu bewahren. Das Leben arbeitet in diesem Falle für sie, sowie Gott es seinen Dienern im Schlafe gibt.

Wenn je die Lehre von der Bedeutung des unendlich Kleinen zur Anwendung kommen kann, so ist es in bezug auf die Macht, zu vereinen oder zu trennen, die die Kleinigkeiten des Alltagslebens in der Ehe besitzen.

Es ist wahr, dass „die Ehe zwei psychisch-physisch neue Wesen schafft“ (Ch. Albert). Sowie dies sie in einem Falle zur äussersten Grenze der Entwicklungsmöglichkeiten in aufsteigender Richtung führen kann, kann es sie im anderen an die Grenze des Untergangs und darüber hinaus bringen. Die letztere Möglichkeit kommt als allgemeine Wahrheit in all den Tragödien — und

Tragikomödien — des „Liebeshasses“ zum Ausdruck, die Strindberg der Gegenwart geschenkt hat.

Er hat all seine Stärke an die Bilder des Zusammenlebens verschwendet, das „die Eheleute lehrt, ineinander zu lesen“, gegenseitig ihre Gedanken und Absichten zu verurteilen, und ihnen so eine satanische Macht gibt, zu verwunden und „Verdienste in Fehler zu verwandeln“. Mit einem Worte, einander zu demaskieren, wird nach Strindberg der böse Wille der Ehegatten: also der Gegensatz zu Dehmels Überzeugung von ihrer glückbringenden Macht, einander von der Maske zu befreien!

Aber Strindbergs Ehetragödien weisen doch in einer Hinsicht in die rechte Richtung, nämlich, dass die sensitiveren und anspruchsvolleren Menschen der Gegenwart die jetzigen Formen der lebenslänglichen Ehe nicht mehr ertragen. Denn wenn man selbst zugibt, dass „das Leben Rücksicht und Nachgiebigkeit verlangt“, muss, meint er, der Mensch zur Furie werden, „wenn er mit Unterdrückung seiner inbrünstigsten Wünsche in einer Luft des Widerspruchs lebt“.

Dass geteilte Mühen und Erinnerungen, Freuden und Sorgen auch ohne die Fortdauer der Liebe Menschen miteinander verbinden; dass sie sich im tieferen Sinne des Wortes nicht trennen können, weil ein grosses Stück des Wesens des einen immer in dem des anderen bleibt — dies bildet das in Wahrheit bindende Band, aber nicht die klaren oder unklaren, festen oder freien Pflichtbegriffe, und es ist die Stärke von Geijerstams Eheschilderungen, dies zu zeigen. Wenn das eine

Mal ein Zusammenleben die Gefühle beider in dem Grade ausgedorrt hat, dass ein Windstoss sie auseinanderwirbelt wie zwei welke Blätter, so kann es hingegen ein anderes Mal den Gefühlen so tiefe Wurzeln gegeben haben, dass wenn auch alle Blätter, die der Frühling schenkte, fortgerissen sind, wenn auch das Zusammenleben kalt und kahl erscheint wie winterlich nackte Zweige — es doch auf jeden Fall bestehen bleibt.

Weder Gesetze noch Pflichtbegriffe, noch Theorien sind im letzten und innersten Grunde das Zusammenhaltende, sondern nur das geheimnisvolle Zusammenwachsen der Wesen in dem Leben, das sie gemeinsam haben; das sie, ihnen selbst unmerklich, einander anpasst, so dass sie in tieferem Sinne als dem des Bibelwortes wirklich ein Fleisch werden.

Es ist eine physiologische und psychologische Tatsache, dass der Mann oder die Frau, die dem andern zum ersten Male die Lust der Sinne mitteilt, eine Macht über diesen erhalten kann, die niemals ganz aufhört. Man sagt sogar, dass die Frau noch lange nach dem Tode des Gatten einem anderen Manne Kinder gebären kann, die dem ersten gleichen. Da der erwähnte Einfluss bei der Frau ausgesprochener ist, ist ihre Treue auch aus diesem Grunde naturnotwendiger geworden als die des Mannes — obgleich dasselbe, wenn auch in schwächerem Grade, auch von ihm gilt. Selbst wenn keinerlei Gewissensbisse über das Leiden anderer sich in ein neues Glück mischen, so werden doch die beiden, die bei einander ihre Vergangenheit zu vergessen suchen, in mancher

anderen Hinsicht vielleicht für immer einen Dritten zwischen sich finden.

Die Ehe hat mit einem Worte so sichere Bundesverwandte in den psychisch-physischen Lebensbedingungen des Menschen, dass man nicht zu befürchten braucht, dass die Freiheit der Scheidung gleichbedeutend mit Polygamie sein wird. Was diese Freiheit aufheben würde, wäre nur die Sklaverei auf Lebenszeit.

Jedem Denkenden ist es sonnenklar, dass echte geschlechtliche Sittlichkeit ohne frühe Ehen beinahe unmöglich ist. Denn die Jugend nur auf die Enthaltsamkeit als wirkliche Lösung des Problems zu verweisen, ist — wie schon früher dargelegt — ein Verbrechen an der Jugend und der Menschheit, ein Verbrechen, das die Urkraft der Natur, das Feuer des Lebens zu einem Erdbrand macht.

Aber die Folge der frühen Ehen muss die freie Scheidung sein.

Schon wenn man an die Aussenseite des Eheproblems herantritt, macht man die Erfahrung, dass R. L. Stevenson das Richtige getroffen haben dürfte, wenn er die meisten Ehen „eine Art von der Polizei anerkannte Freundschaft“ nennt und die „Neigung“, die sie herbeiführt, mit der lebhaften Lust vergleicht, die man zuweilen für irgend eine bestimmte Frucht in einer Schale, die herumgereicht wird, empfindet!

Aber die Ursache, warum so viele Ehen aus so lauen Gefühlen geschlossen werden, dürfte

wenigstens in den höheren Klassen die sein, die ein junger Schwede angab, als er bemerkte: er kenne fast keinen Mann, der seine grosse Liebe geheiratet habe. Denn wenn er diese erlebt, kann er nicht heiraten; wenn er es zwischen dreissig und vierzig kann, muss er meistens mit geringeren Gefühlen vorliebnehmen.

Aber selbst wenn man einmal dahin gelangt, dass die frühen Liebesehen die Regel werden, so steht man auch bei diesen bis auf weiteres noch vor der Ordnung, die noch in den oberen Klassen herrscht: dass die Ehe die Liebenden bindet, ehe noch die Liebe sich erfüllt hat. Es liegt darum eine beachtenswerte Wahrheit in den Worten der Brüder Margueritte bei ihrer Verteidigung der freien Scheidung: da das junge Mädchen das nicht erlebt hat, wozu sie sich bei der Trauung verpflichtet, beginnen die meisten Scheidungen schon in der Hochzeitsnacht.

Freie Scheidung ist darum eine unbedingte Forderung jener jungen Menschen, die wissen, dass auf dem Gebiete der Seele wie der Sinne unberechenbare Umwandlungen sich vollziehen können, und die infolgedessen jetzt oft in dem geheimen Besitzrecht der Liebe Schutz vor einer Übereilung suchen, die das gesetzliche Eheband unwiderruflich machen kann.

Wenn irgend jemand, so fühlt es die Jugend, dass keine Form der Liebe schöner ist, als wenn zwei junge Menschen einander so früh finden, dass sie gar nicht wissen, wann ihr Gefühl entstanden ist, und sich dann durch alle Schicksale folgen, ja zuweilen in den Tod — denn manchmal gönnt

das Leben den Menschen ein solches Übermass an Glück. Es gibt keine grössere Möglichkeit für das Glück des einzelnen wie des neuen Geschlechtes, als eine Liebe, in der beide sich in dem Alter begegnen, wo sie in gemeinsamer Entwicklung zusammenwachsen können; wo beide alle Erinnerungen der Jugend und alle Ziele der Zukunft gemein haben; wo niemals der Schatten eines Dritten über den Lebensweg eines von ihnen fiel und ihre Kinder ihrerseits dann von der grossen Liebe träumen, die sie von den Eltern ausstrahlen sahen.

Wäre diese wunderbare Liebe wirklich die erste und einzige, die jedem jungen Manne oder Mädchen begegnete, und wäre es allen möglich, sie zur rechten Zeit zu verwirklichen — dann gäbe es weder eine Sittlichkeits- noch eine Scheidungsfrage!

Aber die Jugend von heute weiss, dass diese Liebe nicht allen zuteil wird. Sie hat aus der Literatur, aus dem Leben, aus ihrer eigenen Seele so viel von den Wandlungen der Liebe gelernt, dass man sich versucht fühlt, dieser Jugend den romantischen Glauben ihrer Väter und Mütter an die Ewigkeit einer Liebe zu wünschen, die — ebenso leicht erlosch wie die von heute! Der Unterschied ist nur der, dass man, wo man sich früher mit verkohlter Glut begnügte, jetzt noch immer Feuer haben will.

Die Gegenwart weiss, dass, wenn auch die Jugendliebe die sicherste Grundlage der Ehe sein kann, sie häufiger das Gegenteil ist. Hier ist, wenn je, ein Tummelplatz des Zufalls. Der Mann, mit dem man aufgewachsen ist; das junge Mädchen oder

der Jüngling, mit dem man zusammenkommt, wenn gerade das erotische Leben erwacht; der Mann, vor dem man befangen war, von dem man hörte, er sei „in einen verliebt“; der, mit dem man zusammentrifft, wenn das Liebesglück anderer die Luft mit Sehnsucht erfüllt — diese und ähnliche Zufälligkeiten, aber keine persönliche Wahl, entscheiden oft die Jugendliebe.

Dann beginnt die Phantasie ihre schaffende Tätigkeit, um die Wirklichkeit nach dem Idealbild umzuformen, das man sich — auch dies oft durch einen zufälligen Einfluss — geschaffen hat! Es ist darum nicht zu verwundern, dass die meisten, wenn sie nach zehn Jahren den Gegenstand ihrer ersten Liebe wiedersehen, einen dankbaren Stossseufzer zum Schicksal emporschicken, das diese Liebe „unglücklich“ machte!

Wenn sie dies nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes wurde, ist dies für einen von beiden oft viel trauriger. Und gerade die Jugend, die ohne Zögern ihre Liebe im Glauben an ihre Beständigkeit verwirklicht, wird durch die Zwangsehe oft ein Opfer ihres reinen Willens, ihres frischen Mutes, ihres glühenden Idealismus.

Denn je jünger ein Mensch im reichsten Sinne des Wortes ist, desto gewisser hat er die Dichtergabe, die die Wirklichkeit nach dem Traume umwandelt. Die feine Kurve eines Lippenpaars erneut das Wunder des Märchens: jede Kröte, die darüber gleitet, verwandelt sich in eine Rose. Mag auch eine unklare Ahnung erwachen, wenn jeder ernste Gedanke, jedes innige Gefühl schweigender Leere oder leerer Redseligkeit begegnet, so

überzeugt doch die Phantasie leicht den Instinkt, dass das Schweigen „Inhaltsreichtum“ oder die Rede „Unmittelbarkeit“ verrät. In jedem Alter, aber namentlich in diesem, ist die Liebe ein grosser Aberglaube. Sicher wie Schlafwandler in Lebensgefahr stürzen sich diese Anbetungswürdigen in die Entscheidung. Und diesen Wagemut der Unschuld belegt der jetzige Sittlichkeitsbegriff mit lebenslänglichen Strafen. Die Vorsichtigen finden hingegen oft mit der Zeit die grossen Werte — dank ihrem eigenen geringeren Wert!

Es trifft mehr in einem Menschenleben ein als die Hochzeit und schliesslich der Tod. Vieles kann sich in einer Menschenseele zwischen der Hochzeit und dem Tode begeben. Die gangbare Annahme, dass alles, was einen Gatten vom anderen entfernt, das Böse ist, was überwunden werden muss, alles, was sie aneinander bindet, das Gute, was gefördert werden muss — gehört zu jener das Leben vereinfachenden Weisheit, die wohlfeil und darum am meisten im Schwange ist.

Denn eine höhere Weisheit bedingt einen höheren Preis.

Nichts ist, besonders bei der Frau, die erst durch die Ehe die Erotik erlebt, häufiger, als dass sie die Liebe geliebt hat, nicht den Mann. Oft erfährt sie, was eine junge Schriftstellerin kürzlich geschildert hat: dass, wenn die Ehe den roten Nebel zerteilt hat, wenn die Unruhe des Blutes gestillt ist, sie mit frierender und dürstender Seele vor einem Mann steht, mit dem keine einzige Fiber der Sympathie sie verbindet.[1])

Aber häufiger als durch ihre Sinne wird die

Frau durch den Morgentau der Gefühlsinnigkeit betrogen, den Jugend und Liebe auch über die trockensten männlichen Seelen zu breiten vermögen, ein Tau, der mit dem Morgen verschwindet. Ein anderer Sinnentrug, der in diesen Zeiten des Verkehrs viele erotische Irrtümer verursacht, ist die Eigenart einer fremden Nationalität, die als persönliche Originalität wirkt — bis sie sich allgemach als nur eine andere Art von Alltäglichkeit entpuppt als die, an welche man gewöhnt war.

In anderen Fällen wieder ist der Mann alles, was sie in ihm sah. Aber die junge Frau macht in der ersten Hälfte der Zwanzig selbst oft eine so durchgreifende Umgestaltung der Denk- und Fühlweise durch, dass sie nach einigen Jahren der Ehe die Empfindung hat, vor einem ihr vollständig fremden Manne zu stehen.

Dieser Zeit der Trugbilder in der ersten Jugend entspricht eine andere am Ende der Jugend. Hat eine Frau bis dahin die Liebe nicht erlebt, dann ist dies der psychologische Augenblick, in dem fast jede Illusion möglich wird. Da hat eine nun allseitige Liebesforderung, die Sehnsucht eines gereiften Frauenwesens zahllose Male ein herrliches Weib dahin gebracht, ihre Perlen — nicht gerade buchstäblich nach dem biblischen Bilde — aber doch wenigstens in eine Leere zu werfen, wo sie sicherlich ebensowenig geschätzt werden.

Für die Männer gibt es andere oder entsprechende Möglichkeiten dafür, dass die frühe Ehe auf Selbstbetrug gegründet wird.

Aber selbst wenn die Liebe wirklich und wohlbegründet war, so entstehen aus dem oben

dargelegten Zauber der Gegensätze noch zahllose Anlässe zu unheilbarer Disharmonie.

So gibt es Naturen, so einfach, dass sie gleichsam lahm, so unzusammengesetzt, dass sie einfältig, so einheitlich, dass sie schwerfällig wirken. Diese sind es, die gewöhnlich ein für allemal lieben, mit vollkommener Hingebung. Aber besonders wenn es Frauen sind, gilt von ihnen oft Goethes Wort: dass es das grösste Unglück für eine Frau ist, nicht liebenswürdig zu sein, wenn sie liebt. Erst die volle Sicherheit gibt diesen Naturen jene Ruhe des Gleichgewichts, jene Freimütigkeit des Selbstvertrauens, die „das innere Lächeln des Glücks“ hervorruft, durch das auch sie einnehmend werden. Aber diese Wesen, von allen des Glückes am meisten wert, kommen meistens mit einem beständig in Seelenwandlungen auf- und niederwogenden Stimmungsmenschen zusammen, der äusserst sensitiv auf jeden Eindruck reagiert, aber niemals tief lieben kann und darum bald die Einheitlichkeit und den Ernst auf Leben und Tod, der ihn zuerst durch seine Gegensätzlichkeit bezauberte, nicht zu ertragen vermag.

Solche Menschen sind oft Dichter, Künstler, Denker, die von der Liebe nur immerwährende Anregungen wollen. Für sie bedeutet lieben „am Morgen mit neuen Worten auf den Lippen erwachen“, und ihre erotischen Schicksale haben daher eine Rotationsgeschwindigkeit, die mit der der Monde um den Mars vergleichbar ist. Sowie für manche Naturen eine im Anfang leichtsinnige Verbindung von Lebensdauer werden kann, durch die Tiefe

des Gefühls zusammengehalten, wird hingegen für diese Art Naturen — infolge der Oberflächlichkeit ihres Gefühls — keine Verbindung ernst.

Nicht selten sind gerade die, welche ihre seelenvollen Stimmungen, ihre auserlesenen Gefühle am feinsten schildern, in den Handlungen ihrer Liebe kleinlich, selbstsüchtig oder rücksichtslos hart. Denn die Vorratskammer der Intelligenz an Kultureindrücken bestimmt ihr bewusstes und sprechendes Wesen: ihr unbewusstes Ich wird hingegen beim Handeln entscheidend. Und dieses letztere Ich steht oft um Jahrhunderte hinter ihrem kulturellen zurück! Der im Reden Knappe und Herbe oder im Wesen Dürftige und Linkische kann hingegen oft im Innersten eine Feinheit besitzen, die er nur im Handeln zu zeigen vermag, wie die anderen nur in Worten. Aber in unserer Zeit sind leider die Gelegenheiten zum Reden zahlreich, die zum Handeln selten — und so gehen die Frauen an den letzteren vorbei zu den ersteren. Wie manche Frau hat sich nicht später — vor einer der Handlungen des Redenden — gefragt, wie es möglich war, dass sie je diesen Mann lieben konnte? Wie manche hat nicht vor den Handlungen des Schweigenden geseufzt: wie schade, dass ich ihn nicht zu lieben vermochte!

Aber in dem einen wie im anderen Falle wurde sie — durch das Gesetz der Gegensätze — mit ihm vereint und fühlt in dieser Vereinigung die besten Möglichkeiten ihres Wesens sterben oder hinsiechen!

Die am meisten irreleitenden Illusionen sind jedoch diejenigen, welche durch die Handlungen

genährt werden, die die Liebe hervorruft. Denn nicht diese bestimmen den Gehalt einer Persönlichkeit. Solange die Liebe um ihr Glück kämpft, kann sie nämlich einen gewöhnlichen Menschen in etwas Höheres als er sonst ist umwandeln, ebenso wie auch in etwas Niedrigeres. Wenn die Spannung aufgehört hat, zeigt es sich, dass die Liebe im ersteren Falle — besonders beim Manne, es vermochte

to unmake him from a common man
But not complete him to an uncommon one . . .

Es war kein organisches Wachstum der Persönlichkeit, sondern nur eine Überanstrengung, hervorgerufen durch die Liebe.

Aber diejenige, welche ihn geliebt hat, wird sich dann die Augen nach dem aussehen, was sie einstmals sah!

Die solche in dem einen oder anderen Sinn Unzulängliche geliebt haben, lernen durch sie die am teuersten erkaufte Wahrheit der Menschenkenntnis, eine Wahrheit, von der das Herz sich so lange als möglich abwendet: dass, wenn wir auch für einen Menschen unser eigenes Blut in Strömen vergiessen — wir doch ihm selbst dadurch nicht einen Tropfen reicheres oder edleres Blut geben können als das, welches durch sein eigenes Herz fliesst!

Dieses Geheimnis lernte so mancher in jenen Ehen, wo die sichere Freundschaft, die treue Kameradschaftlichkeit vollauf vorhanden war, also gerade jene Gefühle, die als das unfehlbare Mittel gegen die Irrtümer der Liebe anempfohlen werden!

Denn wie oft fand nicht einer von diesen, für und miteinander tätigen Gatten, dass sie einander niemals in geistige Tätigkeit versetzen, dass die Seele des einen niemals das Innerste des anderen erreichte? Aussenstehende finden, dass sie zueinander passen wie „die Hand zum Handschuh". Das Bild ist bezeichnend, denn der Handschuh ist leer und zwecklos, wenn er nicht eine Hand umschliesst. Aber wie Hand zu Hand passen sie nicht! Und darum geschieht es nicht selten, dass die eine eines Tages von der leidenschaftlichen Sehnsucht gepackt wird, eine andere Hand zu finden, die sich stark und still in die ihre legt und so ihre Kraft verdoppelt; dass die Stimme, die stets in eine Leere hinausgesprochen — aus der unfehlbar ein treues Echo kam — schliesslich vor Sehnsucht verstummt, von einer anderen Stimme Antwort zu empfangen, von einer tiefen, dunklen, die niemals gehörte Worte spricht!

In nicht wenigen Ehen findet man Männer, die über die Frau so feine Gedanken gedacht, so holde Träume von ihr geträumt haben, dass sie ihre Sinne nur durch ihre Seele gewinnen wollten und es verschmähten, ihr etwas anderes zu bieten als ihr Bestes, den reichsten Inhalt ihrer Persönlichkeit. Aber ein solcher Mann bekam vielleicht eine Frau, die nur den Erwerb versteht und nur Verliebtheit will. Wenn er alle Herrlichkeiten seiner Seele ausbreitet, ahnt sie nicht einmal, wann eine Stimmung auf ihrer Höhe ist; für sie kann die Stille niemals beredt sein; sie vermag nicht auf den Gedanken eines anderen zu warten; sie

kann das Schwerfassbare nicht ertragen und wird stets dem Seltenen mit mürrischem Unverständnis oder heiterer Überlegenheit begegnen.

Unter seinen plastischen Werken aus der Tragödie des Weibes und des Mannes hat der grosse norwegische Bildhauer Gustav Vigeland besonders in einem eine Stärke des Ausdrucks erreicht, die durch ihre Schlichtheit unheimlich wirkt: ein Mann und ein Weib, einander so nahe, dass die Schulter des einen die des anderen berührt. Aber Antlitz und Blicke eines jeden nach entgegengesetzten Seiten gerichtet: wie die beiden Glieder eines Winkelmasses sind sie im Ausgangspunkt vereint — aber die Linien, die von diesem fortführen, müssen zum Schluss in die Unendlichkeit divergieren!

Die Entfernung begann sich vielleicht zwischen ihnen aufzutun, als der eine die Abwesenheit des anderen empfand, während er selbst ganz gegenwärtig war. Oder als der eine die Körper zwischen den Seelen stehen fühlte, der andere die Seelen zwischen den Körpern. Oder als der eine unter der geistigen oder sinnlichen Übermacht des anderen Unfreiheit empfand. Oder als der eine merkte, dass er nie sein innerstes Wesen enthüllen konnte, ohne dass dies verstimmend auf den anderen wirkte. So können zwei Schuldlose einander im selben Bette und am selben Tische tief einsam machen. Keiner empfängt von dem anderen das, was seine innerste Natur braucht — und was der eine gibt, wird für die Natur des anderen nur ein Zwang. Nicht ein Ton in der Seele des einen ist zu Zusammenklang mit der des anderen gestimmt; nicht eine Regung im

Blute des einen vermag das des anderen in Wallung zu versetzen. Bald sind es unleidliche Verschiedenheiten, bald unleidliche Ähnlichkeiten, die die Qual hervorrufen; jeder findet bei dem anderen „alle Tugenden, die er verabscheut, aber keinen einzigen der Fehler, die er liebt". Dabei kann vollständiger äusserer Friede herrschen, ja in gewissem Sinne Achtung und Zuneigung. Dass dies das Schicksal zahlloser Ehen ist, übersieht man im allgemeinen, weil die Ehe gewöhnlich fortgeführt wird — falls nicht ein Dritter kommt! Gerade weil kein Dritter kommt, ist Karl Larsens Doppelbuch „Warum aber siehst du den Splitter?" eine typische Schilderung einer unglücklichen Ehe ohne äussere Geschichte. Jeder der Gatten erzählt seine Erfahrung, und beide sagen die Wahrheit, soweit sie sie sehen. Keiner weiss vom andern irgendwelche niedrige Züge zu erzählen; beide sind brave Menschen ohne böse Neigungen, nur mit gewissen leeren Räumen. Jeder steht hoch genug über dem Durchschnitt, um den anderen nicht mit den lächerlichen Torheiten des Alltagsmenschen zu quälen; keiner zerreisst das Leben durch die Leidenschaften der Ausnahmenatur. In innerer Beziehung sind sie anfangs von denselben Anschauungen und Interessen bestimmt; in äusserer gehören sie derselben Sphäre an. Keine das Innere plötzlich offenbarenden oder das Äussere plötzlich umwandelnden Ereignisse stossen hinzu: alles fällt in den Umkreis der guten Menschen, der bevorzugten Schicksale.

Aber diese Menschen, die in der Jugend mit gegenseitiger Liebe und dem guten Willen, sie zu

bewahren, beginnen, enden doch mit der Gewissheit, in zwei getrennten Welten zu leben.[5])

Für die Begriffe der Kirche befreite die Ungeeignetheit des einen Teiles zur Ehe den anderen von der Pflicht der Treue. Für die seelenvollere Anschauung der Zukunft wird es ebenso selbstverständlich sein, dass die Menschen dasselbe Recht haben, die Ehe, die im geistigen Sinn unvollzogen ist, aufzulösen. Und es kann ebenso viele Möglichkeiten des Unvermögens, die geistigen Anforderungen der Ehe zu erfüllen, geben, als es Menschen gibt; folglich auch ebenso viele Scheidungsgründe. Es ist nicht mehr genug, dass man — nach Kierkegaards Ausdruck — „das Allgemeine realisieren" kann, seit die Menschen einsehen, dass Liebe im physischen wie im psychischen Sinne das im höchsten Grade Individuelle bedeutet!

Im Vorhergehenden wurden nur gewisse typische Unglücksschicksale angedeutet. Die vielen tragischen Ausnahmeschicksale werden hier ganz unberücksichtigt gelassen. Ebenso jene Ursachen der Scheidung, die die Monogamieprediger als wirkliches Unglück ansehen: Trunksucht, körperliche Misshandlung u. dgl. Denn mit dem gewöhnlichen Realismus des „Idealismus" geben sie zu, dass dies gültige Motive für eine Trennung sind. Die Qualen, die eine Seele leidet, können ihrer Ansicht nach mit Gottes Beistand ertragen werden, während er leider nicht dazwischenzutreten pflegt, wenn — Männer ihre Frauen prügeln! Und je länger eine Seele gelitten hat, desto überzeugter sind sie, dass sie auch fortfahren kann zu leiden.

Sie sehen auch nicht ein, dass ein Verhältnis gut erschienen — ja, vielleicht sogar gewesen sein kann — bis nach Jahrzehnten eine Stunde gekommen ist, die die Seele des einen nackt dastehen liess, zuweilen in ihrer ganzen Hoheit, häufiger in ihrer ganzen Erbärmlichkeit. War das letztere der Fall, dann wird das früher Mögliche von diesem Augenblick an das Undenkbare.

Ein Künstler kann im Masse von Sekunden das offenbaren, wonach die Worte schwerfällig tappen.

Eine solche Offenbarung gibt Agnes Sorma als „Nora“ im letzten Akt. Zuerst dem Manne mit grossen, wilden, nichts sehenden Augen lauschend, mit halboffenem, ausdruckslosem, beinahe dummem Mund; dann mit voll sehenden, ja weit wachen Blicken, die aus ihrem Dunkel Funken der Verachtung sprühen, während die Lippen vor Ekel zittern; schliesslich mit Augen, die nach innen blicken, schwarz und tot wie Quellen nach dem Sonnenuntergang, die Lippen erstarrt in der Kälte des Unwiderruflichen. Wer sie so gesehen hat, weiss mit unerschütterlicher Gewissheit: so haben Tausende von Frauen vor der Wirklichkeit gestanden, in einem jener Augenblicke, die unwiderruflicher scheiden als der Tod. Aber sie haben nicht gehen können — und überall im Leben begegnet man dann diesen geschiedenen Frauen an der Seite ihrer Männer! Noch häufiger lebt ein seelenvoller Mann oder eine seelenvolle Frau neben einer Frau oder einem Manne von so fehlerloser Vortrefflichkeit, dass sie das Heim mit Eisnadeln erfüllt. Eines

Tages stürzt der Mann oder die Frau fort, weil die Luft so dünn geworden ist, dass man darin nicht atmen konnte. Die allgemeine Meinung bedauert — den vortrefflichen Mann oder die vortreffliche Frau!

Dass die Seele vor einem Entweder-Oder auf Tod und Leben stehen kann, will man mit einem Worte nicht zugeben. Die Seele ist „ein Geist“, ein „unsichtbares und unvergängliches Wesen“! Dass ihre Lebensbedingungen ebenso wechselvoll und zusammengesetzt sind wie die des Organismus, will dieser „Idealismus“ nicht verstehen: Mit Gottes Hilfe kann jeder seine Seele erlösen. Aber diese Hilfe ist in dieser Art Not ebenso unsicher, wie in Seenot — und auch in diesem Falle findet man, wie Nietzsche sagt, nicht die Votivtafeln der Gescheiterten, sondern nur die der Geretteten in den Tempeln.

Ganz besonders wenn ein Mann oder eine Frau sich scheiden lässt, um eine neue Ehe zu schliessen, wird man über die Schlaffheit des Zeitgeistes in dem Ertragen von Leid empört. Ja, man pflegt da überhaupt gar nicht zuzugestehen, dass die Ehe Leid mit sich gebracht hat. Selbst jene, welche früher ein Ehepaar äusserst unzusammengehörig gefunden haben, vergessen diese ihre Meinung sogleich — wenn einer der Teile „einen Dritten dazwischen treten lässt“!

Und sie vergessen nicht nur ihre früheren Urteile, sondern auch die Erfahrung: dass, wenn zwei Gatten ganz eins sind, kein Dritter Raum

zwischen der Rinde und dem Stamme findet. Im entgegengesetzten Falle kommt früher oder später der Dritte dazwischen. Zuweilen ist es das Kind, zuweilen die Lebensaufgabe, zuweilen ein neues Gefühl — aber immer kommt etwas, dank dem Grauen der Natur vor dem leeren Raume, der niemals verhängnisvoller wird als in der Ehe. In den Dimensionen der Seele wie des Raumes kann niemand den Platz des anderen einnehmen, sondern nur den Raum, den ein anderer leer gelassen hat oder nicht zu behalten vermochte.

Im letzteren Falle ist es gerecht, den mittelbaren Anteil zuzugeben, den die Literatur an der Rücksichtslosigkeit der erotisch Gewissenlosen hat. Die Rechtsbegriffe auf dem Gebiete der Erotik mussten erweitert werden. Aber bei dieser von der Literatur bewerkstelligten Verschiebung der Grenzpfähle ist eine allgemeine Rechtsunsicherheit eingetreten.

Die Dichtung erfüllt mit vollster Freiheit ihre Pflicht, die Geheimnisse der Liebe zu erforschen, nach denen Seelen und Sinne angezogen und abgestossen werden, von jenem Gesetz der Wahlverwandtschaft bestimmt, das die Gegenwart immer eifriger zu entdecken sucht, um die erotischen Kräfte zu einer höheren Entwicklung hinanzuleiten. Die Literatur ist der vornehmste dieser Entdecker. Und schon dies allein genügt, um die volle Freiheit zu rechtfertigen, ohne die sie überdies nicht so sein kann, wie Brandes die erotischen Dichtungen genannt hat: das feinste Messgerät für die Stärke und Wärme des Gefühlslebens einer Zeit.

Dass die Literatur oft die Macht wird, durch

die erotische Unruhe entsteht, ist sonnenklar. Und so wirkt sie immer in irgendwelchem Masse bei dem Unglück mit, das durch Phantasie- oder Verstandesverliebtheiten hervorgerufen wird, und dem die feste und fertige Persönlichkeit entgeht. Die Schwachen sind hingegen jene, die in ihrer Liebe wie in ihrem Glauben die Richtung annehmen, die der Wurf eines anderen ihnen gibt.

Auch das erotische Tennisspiel — das in gewissen Kreisen die Ehen stiftet oder stört — wird von Sommerluft und Müssiggang begünstigt. Aber zu allen Jahreszeiten gibt es Männer und Frauen, für die jeder zum Balle wird, der ihre Phantasie oder Eitelkeit in Bewegung setzt. Keine Selbstbehauptung ist berechtigter als die, seine Willenskraft und seine Würde einem derartigen Gebrauch seiner Persönlichkeit entgegenzustemmen. Was das Spiel antreibt, ist nicht einmal die Macht der Sinne. Nein, dieses Spiel ist die einzige Erfindungsgabe der seelischen Armut, das Kennzeichen der erotischen Unbildung. Nur der Verfeinerte kann sich auf jedem Gebiete an den Lebensreizen freuen, deren Mittel er selbst nicht besitzt. Noch haben wenige Menschen eine Kultur, gleich der des Bettlers in Athen, der Alcibiades dankte, weil er ihm die Juwelen geschenkt hatte, die Alcibiades allerdings trug — aber an denen der Bettler sich frei erfreuen konnte! In bezug auf Menschen wie auf Dinge diesen von allem Besitzwunsch freien freudigen Sinn zu erreichen, ist die Blüte einer feinen Kultur.

Doch die Nevrose der Gegenwart stachelt die erotische Kleptomanie an. Menschen stehlen

Menschen bald aus derselben Art von Hysterie, die die Pariser Damen zu Diebinnen der stilvollen Neuigkeiten der Modemagazine macht; bald aus derselben Roheit, die das Kind veranlasst, alle Blumen auszureissen, die es sieht; bald aus derselben Begierde, die den Sammler anreizt, stets neue Nummern zu erwerben.

Wenn man Menschen gegenüber allgemein zu der Freude des Kunstfreundes, nicht zu der des Kunstsammlers vorgedrungen ist, dann wird die höchste aller Freuden — die des Menschen durch den Menschen — nicht so oft durch erotische Verwicklungen gestört werden. Sich bei leichtsinnigen Zugeständnissen an solche auf die Freiheit der Persönlichkeit zu berufen, ist derselbe grobe Missbrauch des Begriffes, als wollte man im Namen dieser Freiheit im Sturm mit einem Leck im Boote eine Segellustfahrt unternehmen!

Die Freiheit der Persönlichkeit veranlasst zu dem grossen Wagestück, den grossen Lebensinhalt zu erringen. Aber nicht dazu, sich in Gefahren zu stürzen, in denen man um einer Bagatelle willen sein eigenes und andrer Leben aufs Spiel setzt. In Verhältnisse zu gleiten, in denen man nicht ein Hundertstel seines innersten Ichs einsetzt, dies heisst seine Persönlichkeit nicht beweisen, sondern sie vergeuden. Denn alle Handlungen, die geringer sind als wir selbst, erniedrigen unsere Persönlichkeit.

Vernichtend kann es auch werden, Handlungen zu vollführen, die grösser und stärker sind als wir selbst. Wer sich in ein Ausnahmeschicksal wagt, muss — gleich dem Bergsteiger — ein Übermass

von Kräften und das daraus entstehende Sicherheitsgefühl haben. Denn sonst wird, in beiden Fällen, das Wagestück nur gelingen, wenn alles nach der günstigsten Berechnung geht. Bei einem unvorhergesehenen Missgeschick sind die Unzulänglichen verloren. Und darum hat, im einen wie im anderen Falle, die allgemeine Meinung unbewusst recht, wenn sie das Wagestück, das gelingt, verherrlicht, aber das, welches missglückt, verurteilt.

Die meisten Menschen sind den Folgen ihrer Entschlüsse nicht gewachsen. Wie abgeworfene Reiter werden sie im Gegenteil von ihrer Handlung durch niedrige Verhältnisse geschleift, mit denen sie nicht gerechnet haben. So wurde so manches Liebespaar, das frühere Bande zerrissen hatte, nur ein warnendes Beispiel, weil die Tat lebenverheerend, nicht lebensteigernd wurde.

Der Untergang kann der Höhepunkt des Lebens sein. Aber die Unzulänglichkeit ist immer ein Niedergang. Und von allem Unfertigen in diesem Leben ist der unfertige Entwurf zu einem Ausnahmeschicksal das Wehmütigste.

Darum ist — wenn ein neues Gefühl einen Menschen ergreift, der nicht allein Herr über sein Schicksal ist — nichts weiser, als dieses Gefühl ebensoviel erdulden zu lassen, wie den Schwan in dem Andersenschen Märchen — bis seine Schwannatur offenbar ist!

Und dazu kommt noch, dass wenige Menschen, die über die Jugend hinaus sind, den Mut oder die Kraft zu solchen neuen Erlebnissen haben, die eine wirkliche Lebenssteigerung bedeuten. Die meisten werden besser daran tun, ihre Persönlich-

keit für die Aufgabe einzusetzen, ihr Schicksal mit Würde zu tragen und das Beste daraus zu machen.

Und — trotzdem so häufig das Gegenteil behauptet wird — das tun auch die meisten Menschen und werden es immer tun!

Die, welche es nur dem Zügel des Zwanges zuschreiben, dass der Mann seine Frau nicht verlässt, vergessen, in wie hohem Grade seelische Einflüsse schon jetzt die Scheidung leicht gemacht haben, trotz aller Zwangsgesetze. Es gibt in unserer Zeit selten einen hochsinnigen Mann oder eine solche Frau, die den anderen gegen seinen Willen zurückhalten, falls nicht der eine Teil die Überzeugung hat, dass die Scheidung, in die er willigte, den anderen ins sichere Verderben stürzen würde. In der Regel machen jetzt nur die Beschränkten und niedrig Gesinnten von dem Rechte Gebrauch, die Scheidung zu verweigern. Wenn dieses Recht aufgehoben würde, so wären damit ja nicht die Einflüsse aufgehoben, die schon jetzt Gatten zusammenhalten, obgleich sie in den meisten Fällen frei werden könnten, wenn sie es nur wünschten?!

Die sich leichtsinnig trennten, wenn es ihnen leichter gemacht würde, wären dieselben Menschen, die einander jetzt in der Zwangsehe im Geheimen betrügen. Für die Ernsten ist eine Scheidung immer ernst. Ehe ein Mensch mit Gefühlen und Gedanken wissentlich einem Menschen, der ihn geliebt hat oder noch liebt, wehe tut, hat er selbst Unerhörtes gelitten. Die Dankbarkeit für eine grosse Liebe hat sich oft in einem freien Ver-

hältnis mächtiger bindend erwiesen, als das Gesetz hätte sein können. Ja, für einen gewissensfeinen Menschen sind die Bande, die das freie Verhältnis knüpft, stärker als die gesetzlichen, weil er im ersteren Falle eine seine eigene und die Persönlichkeit des anderen entscheidendere Wahl getroffen hat, als wenn er Gesetz und Herkommen befolgt hätte.

Und auch wenn keine zärtlichen Gefühle ihre zurückhaltende Macht ausüben, so ziehen es viele Menschen doch vor, als Wracks am selben Strande zu bleiben, anstatt jeder einzeln neuen ungewissen Schicksalen entgegenzutreiben.

Man hält die Menschennatur für gar zu einfach und widerstandsfähig, wenn man annimmt, dass ein Lebensversuch den anderen ablösen würde, sowie man die Scheidung freigäbe. Das Leben selbst, nicht das Gesetz, zieht in diesem Falle die unübersteiglichen Grenzen. Für tiefere Naturen, die sich aus einem Lebensverhältnis losgerissen haben, ist das Leid dabei oft so gross gewesen, dass es für immer die Farben des Lebens gebleicht hat.

Im Zusammenhang mit der modernen Forderung der Befreiung von der Mutterschaft wurde schon der Ausweg zurückgewiesen, der Liebe durch Staatserziehung der Kinder Freiheit zu bereiten. Die Bedeutung und der Wert des Elternhauses wurde gleichzeitig so stark als nur möglich betont.

Hier ist es hingegen am Platz, die Einseitigkeit der Vorstellung hervorzuheben, dass nichts wichtiger

sei, als dass die Eltern um der Kinder willen zusammenhalten — während es doch im letzten Grunde immer darauf ankommen muss, wie die Eltern zusammenhalten und was sie selbst durch dieses Zusammenhalten werden.

Je erniedrigender das Zusammenleben für ihre Persönlichkeit ist, desto weniger bedeutet es auch für die Kinder, wenn diese heranwachsen.

Nur wer in der Ehe eine unmittelbar von Gott gegebene Einrichtung sieht, eine Form der Verwirklichung der göttlichen Vernunft, kann den Satz aufrechterhalten, dass in einer solchen Ordnung das Gute die menschlichen Mängel überwiegen muss. Die, welche meinen, dass der Zusammenhalt der Ehe immer das Gesunde und Sittliche ist, müssen auch den Beweis auf sich nehmen, dass die stumpfen ehelichen Gewohnheiten innerlich zerfallener Gatten eine reine Quelle für den Ursprung neuer Wesen sind; dass ihre einander widerstreitenden Einflüsse das Wohl der Kinder besser fördern, als eine ruhige Erziehung durch einen der beiden; dass das Glück des einen in einer neuen Verbindung gefährlicher für die Kinder wird als sein Unglück in der früheren.

Für den Lebensgläubigen wird das Problem der Kinder bei jeder neuen Scheidung neu sein. Auch hier muss man zu dem bedingten Urteil gelangen und die Schachbrettmoral mit ihren gleichmässig in Schwarz und Weiss geteilten Feldern verlassen. Von allem Vorhergehenden und allem Nachfolgenden hängt die Gefahr einer Scheidung für die Kinder ab. Wer seine Ehe auflöst gegen sein innerstes Bewusstsein, dass dies zum Schaden

der Kinder ist, begeht eine Sünde, der unfehlbar auch jene Reue folgen wird, die Freunde zuweilen eifrig als — mildernden Umstand anführen! Wer hingegen mit Gewissensruhe „sündigt“, hat so gewählt, dass das Wohl der Kinder in der einen Wagschale lag. Diese Gewissensruhe ist dann nicht Sorglosigkeit und verhindert folglich nicht, dass der so Handelnde tief unter den Folgen des Entschlusses leiden kann, den er doch nicht bereut. In den meisten Fällen, wo Kinder da sind, dürfte auch für den von seinem persönlichen Recht noch so Durchdrungenen das geringere Leid das sein, bis zum Äussersten zu versuchen, ein Zusammenleben zu bewahren, das die Kinder in der gemeinsamen Hut eines Vaters und einer Mutter aufwachsen lässt, und um der Kinder willen diesem Zusammenleben freundliche und würdige Formen zu geben.

Aber wenn einer der beiden oder beide in diesem Streben scheitern, dann wird es auch für die Kinder das Beste sein, wenn das Zusammenleben aufhört. Und dieses Streben scheitert oft, denn es bedarf zweier oder wenigstens eines Ausnahmemenschen, um ein solches Zusammenleben möglich zu machen.

Die Menschen früherer Zeiten flickten bis ins Unendliche. Die psychologisch entwickelte Generation von heute ist mehr geneigt, das Zerbrochene zerbrochen sein zu lassen. Denn ausser in den Fällen, wo äussere Missverständnisse oder verspätete Entwicklung die Ursache eines Bruches waren, erweisen sich zusammengeflickte Ehen — wie zusammengeflickte Verlobungen — selten als haltbar. Es waren oft tiefe Instinkte, die den

Bruch verursachten; die Versöhnung vergewaltigte diese Instinkte, und früher oder später rächt sich eine solche Vergewaltigung.

So kommt es vor, dass selbst die Ausnahmenatur sich an ihrer Bürde überhebt. Und die Kinder werden dann nicht Zeugen des Zusammenlebens ihrer Eltern, sondern nur ihres Zusammensterbens.

Weder die Religion noch das Gesetz, weder die Gesellschaft noch die Familie kann entscheiden, was eine Ehe in einem Menschen tötet oder was er in derselben retten kann. Nur er selbst weiss das eine und ahnt das andere. Nur er selbst kann die Grenze ziehen, ob er mit seinem eigenen Dasein so ganz fertig ist, dass er voll im Leben der Kinder aufgehen kann; ob er das Leiden einer fortgeführten Ehe so zu tragen vermag, dass es kraftsteigernd für ihn selbst und die Kinder wird. Eine Mutter vermag dies häufiger als ein Vater, aber in keinem Falle gibt es Masse und Gewichte, nach denen andere entscheiden können, wann ein Übermass an Leiden eingetreten ist. Ja, es gibt eigentlich keine Leiden: es gibt nur leidende Wesen, die das Leid jedesmal nach der Art ihrer Seele neuschaffen.

Nur eines steht fest: dass niemand mehr Aussenstehender ist, als gerade der, der das Leid verursacht. Nichts kann also unbilliger sein, als die eben erwähnten Masse und Gewichte der Entscheidung des einen Ehegatten zu überlassen. Die Gewissheit, eine Scheidung abschlagen zu können, bringt Rücksichtslosigkeiten gegen die Missstimmungen des anderen mit sich, die nie vor-

kämen, wenn Rücksicht erforderlich wäre, um zurückhalten zu können. Und diese Rücksichten sind besonders bedeutungsvoll zu Beginn des Zusammenlebens, wo die meisten jungen Ehepaare mit grösserer oder geringerer Schwierigkeit die kleinen und grossen Probleme der Anpassung lösen. Die erste Mutterschaft ist ausserdem oft von anormalen Seelenzuständen begleitet, die zu der übereilten Schlussfolgerung führen, man passe nicht zueinander und sei sich unsympathisch. Die Widersacher der freien Scheidung meinen, dass gerade in diesen Jahren übereilte Scheidungen vorkommen könnten. Aber sie bedenken nicht, dass Mann und Frau sich jetzt in dem Gefühl ihres Eigentumsrechts in einer Weise die Zügel schiessen lassen, die undenkbar sein würde, wenn diese Sicherheit nicht vorhanden wäre. Die jungen Ehepaare halten so allerdings zusammen — aber zerstören nicht selten die feinsten Möglichkeiten des Glücks. Die Notwendigkeit der Behutsamkeit gegeneinander würde bei diesen Konflikten in viel tieferer Weise zusammenhaltend wirken, als jetzt die Gewissheit, nicht frei werden zu können. Wenn dann Kinder kommen, ist für alle — ausser für herzlose Naturen — die Gefahr gering, dass ein Leidender seine Kräfte zu rasch für erschöpft hält. Die Zusammengehörigkeit, die Kinder zwischen ihren Eltern hervorrufen, wenn diese sie zusammen betreuen und lieben, ist zuweilen unauflöslich. In den meisten Fällen ist sie so stark, dass sie das wirkliche Band bildet, ohne das doppelt so strenge Gesetze nicht die Macht hätten, zwei unwillige Wesen zu vereinigen.

Im Zusammenhang mit der Auswahl der Liebe wurde auf die Zeichen hingewiesen, die darauf deuten, dass das Gefühl für die Nachkommenschaft — das seit urdenklichen Zeiten Mann und Weib um einen Herd zusammengeschlossen, in seiner Nähe den Altar errichtet und um beide die Stadtmauer gebaut hat — seiner Renaissance entgegengeht. Das Bewusstsein vom Rechte der Kinder ist unverkennbar im Steigen begriffen, zugleich mit der Überzeugung vom Rechte der Liebe. Und gegen das Heranstürmen dieses bewegtesten, gefährlichsten Meers des Daseins wird noch immer das Gefühl für die Nachkommenschaft als die gesellschaftbewahrende Mauer stehen, obgleich in neuer Gestaltung, um neue Widerstandskraft zu erlangen.

Aber die Gegner der Scheidung meinen im Gegenteil, dass das Glücksgefühl durch die Kinder — besonders beim Vater — schon so schwach geworden ist, dass die meisten Väter sich von jeder Verantwortung befreien würden, wenn sie es nur könnten!

Wenn dem so ist, trägt die Gesellschaft selbst die Schuld daran. Sie begünstigt nicht nur Geschlechtsverhältnisse, die von der Geschlechtsaufgabe ganz unabhängig sind: sie befreit auch den Mann von der Verantwortung für die illegitimen Kinder und fördert so den unter-tierischen Standpunkt der Männer. Die der Nachkommenschaft dienlichen Instinkte, die bei den Tieren unerschüttert geblieben sind, können nicht ihre volle Stärke erlangen, ehe nicht der Mann voll verantwortlich für jedes Leben ist, das er schafft. Im selben Augenblick, in dem die Gesellschaft feststellt, dass

die Elternschaft zweier Menschen das verpflichtende Moment der Geschlechtsverbindung ist, wird das Lebensverhältnis selbst allmählich das Gefühl vertiefen, und der Mann wird die Freudequellen besitzen und bewahren wollen, deren Lasten er immer zu tragen hat. Selbst wenn die Vatergefühle der Männer nur langsam erwachen — und eine Anzahl der modernen Väter wirklich die freie Scheidung dazu gebrauchen sollten, Weib und Kind leichtfertig zu verlassen — so gibt es Mütter, die ihre Kinder in der Regel nicht leichtfertig verlassen: die im Gegenteil jetzt das tiefste Unglück ertragen oder auf ein grosses Liebesglück verzichten, um bei ihnen zu bleiben; die — selbst wenn sie sich von ihnen losreissen — sich doch fast nie loslösen können. Wenn das Gesetz jeder Mutter die Rechte gibt, die jetzt nur die unverheiratete Mutter hat, aber allen Vätern die Pflichten auferlegt, die jetzt nur die Verheirateten haben — dann dürften die Kinder für den Mann ein neuer und kostbarerer Wert werden! Wenn er nur jenen Einfluss erhält, den er durch die Achtung, welche die Frau für seine väterlichen Eigenschaften hat, erlangen kann, wenn seine Bedeutung für das Leben der Kinder von persönlicher Kraftentwicklung, nicht von gesetzlicher Machtausübung abhängen wird, dann wird die Vaterschaft in hohem Grade veredelt werden. Und damit wächst auch die Zärtlichkeit, nach dem unumstösslichen Gesetze: dass der Mensch um so mehr liebt, je mehr er gibt.

Wenn das Matriarchat in einer neuen, durch die ganze Entwicklung verfeinerten Form der

Schlusspunkt für die Familie werden wird — so-wie es nach der Meinung Vieler der Ausgangs-punkt war — dann würde dies bedeuten, dass die väterliche Gewalt bedingt wäre, abhängig von dem Wert und der Wärme des Vatergefühls. Jetzt sind noch viele Väter nur eine Episode im Leben der Kinder.

Bis auf weiteres dürfte es feststehen, dass die freie Scheidung vor allem das Gute mit sich bringen würde, dass eine Menge Frauen, die einen verkommenen Mann erhalten, für Nahrung für die Kinder anstatt für Spirituosen für deren Väter arbeiten könnten; dass eine Menge Mütter, die um ihrer Kinder willen gezwungen sind, die tiefste Erniedrigung zu ertragen, sich befreien könnten — und in beiden Fällen würden die Kinder dabei ge-winnen. Den Vater hingegen, der infolge der freien Scheidung seine Familie leichtsinnig ab-schütteln würde, dürfte diese in der Regel leicht entbehren können!

In den meisten Fällen, in denen Charakter- und Meinungsverschiedenheiten der Eltern der An-lass zu einer Scheidung waren, haben es auch die Kinder durch eine solche besser. Jeder der Ehe-gatten kann für sich ein wertvoller Mensch sein. Wenn sie sich infolge ihrer Uneinigkeit trennen, haben beide das Gefühl, dass sie an den Kindern etwas zu sühnen haben. Dies spornt sie an, ihre Schuld gutzumachen, und die Kinder erhalten so — von jedem der beiden — weit mehr, als da die Eltern vereint waren, die Kinder aber ihren Streitigkeiten beiwohnten und ihre Naturen von der ungünstigsten Seite sahen. Die Kinder werden

von der Qual befreit, der Gegenstand der Zwistigkeiten zwischen Vater und Mutter zu sein; Partei für einen von beiden ergreifen zu müssen; zwischen zwei verschiedenen Willen hin- und hergezerrt zu werden, zwischen den eifersüchtigen Bestrebungen beider, sie für sich zu gewinnen. Sie entgehen zum Teil der Gefahr, aus zwei verschiedenen, einander entgegenwirkenden Gesichtspunkten erzogen zu werden, wobei der eine bestrebt ist, den Kindern die Meinungen „auszutreiben", die der andere ihnen einprägt!

Aber all das rechnen die Gegner der Scheidung für nichts. Die Hauptsache ist, dass die Eltern zusammenhalten, wie gewitterschwer oder nebelgrau die Luft auch sein mag, in der die Kinder aufwachsen!

Dieser Gesichtspunkt trägt der Wirklichkeit ebensowenig Rechnung wie die Anschauung derer, welche in demselben Augenblick, in dem die Liebe aufgehört hat, auf Scheidung dringen Das Zusammenhalten kann in gewissen Fällen den Kindern eine frohere und reichere Kindheit bereiten als die Verhältnisse nach der Scheidung. Und es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, dass die Uneinigkeit zwischen den Eltern zuweilen durch den Wert des männlichen Wesens des einen, des weiblichen des anderen Teiles aufgewogen wird, die — wenn sie auch nicht zusammenwirken — doch gut nebeneinander wirken können; sowie dass Kinder, die durch Disharmonie im Hause frühzeitig genötigt werden, nachzudenken und einen Standpunkt einzunehmen, oft stärkere Charaktere werden als die in glücklichen Familien Aufgewachsenen.

Während man einerseits Kinder, deren Eltern sich trennten, bedauern hört, dass diese nicht mit mehr Geduld zusammenhielten, wird man andrerseits Kinder, die in einer unglücklichen Häuslichlichkeit aufgewachsen sind, klagen hören, dass die Eltern ihre Ehe fortsetzten. Wäre diese aufgelöst worden, so hätten sie selbst wenigstens ein gutes Heim haben können, vielleicht zwei, während sie so gar keines hatten.

Aber jeder weiss ja nur, wie er unter dem gelitten hat, was geschehen ist; nicht, was er durch einen anderen Ausgang gelitten haben könnte. Und folglich darf die Meinung der Kinder weder im einen noch im anderen Falle als ausschlaggebend betrachtet werden, wenn es gilt, den Grundsatz festzustellen.

Bedeutungsvoller ist schon die Erfahrung, die man über die Stellung jener Kinder hat, die ihren Vater durch den Tod verloren.

Während der Witwer sich in der Regel wieder verheiratet, wenn die Kinder klein sind, bleibt hingegen die Witwe in den meisten Fällen unvermählt. Und es dürfte gewiss sein, dass eine Statistik über die tüchtigen Männer das Überwiegen der Söhne von Witwen ergeben würde!

Eine Scheidung bringt die Kinder oft der Mutter gegenüber in eine ähnliche Stellung der liebevollen Fürsorge und des Verantwortlichkeitsgefühls. Aber während die Gesellschaft sich vor der „harten Notwendigkeit“ beugt, dass eine einzige Feldschlacht mehr Kinder vaterlos macht als die Scheidungen während einer Generation — und sich da ruhig auf die Fähigkeit der Mütter

verlässt, allein ihre Söhne zu guten Staatsbürgern zu machen — scheut sie vor derselben harten Notwendigkeit zurück, wenn es sich darum handelt, einen lebenden Vater vor lebenslänglichem Unglück zu retten!

Die grösste Gefahr für die Kinder ist bei einer Scheidung die, dass sie oft zwischen Mutter und Vater geteilt werden und dadurch teilweise das vor allem freudebringende Geschwisterleben verlieren. Das nächstgrösste Unglück ist nicht, dass Vater und Mutter nicht unter einem Dache leben, sondern dass sie sich nicht weiter treffen können. Dieses Unglück könnte oft vermieden werden, wenn Verwandte und Freunde es unterlassen wollten zu dekretieren, dass die getrennten Gatten sich hassen und in jeder Beziehung quälen müssen. Wenn man einsähe, wie überlegen es ist, wenn zwei Menschen — die imstande sind, sich als Freunde zu trennen und als solche zusammenzutreffen — dies auch wirklich tun; wenn das Zusammensein des einen Gatten mit den Kindern niemals eine Beeinflussung zum Schaden des Abwesenden mit sich brächte, dann brauchten die Kinder auch nach einer Scheidung nicht ihr wesentliches Verhältnis zu beiden Eltern zu entbehren. Jetzt hingegen, häufig zwischen feindlichen Eltern geteilt, voneinander getrennt, und — ohne gemeinsame Erinnerungen und andere bindende Bande — allmählich einander entfremdet, verlieren die Kinder durch eine Scheidung so viel, dass die Eltern in den meisten Fällen nichts gewinnen können, das aufzuwiegen vermöchte, was die Kinder verlieren; und darum müssen sie eher die Bürden des Zu-

sammenlebens tragen, als den Kindern die der Scheidung auferlegen.

Auch auf dem Gebiete der Scheidung muss der grosse Grundgedanke des Protestantismus durch die volle Anerkennung der Wahlfreiheit des Individuums angewendet werden. Denn kein Fall lässt sich im allgemeinen entscheiden, da man das Rechte und Unrechte auch hier nur durch die eigene Prüfung jedes Gewissens entdecken kann.

Oft verschloss — im grossen entscheidenden Augenblick — ein Kind den Weg, der von der Türe des Heims fortführte. Aber es wurde darum hinter dieser Türe nicht heller und wärmer für das Kind!

Im Vorhergehenden ist die Stellung der Kinder zur Scheidung aus dem Gesichtspunkt der Disharmonie der Eltern betrachtet worden. Wenn hingegen die Scheidung zugleich durch ein neues Gefühl eines von beiden verursacht wird, dann muss dieser Vater oder diese Mutter bereit sein, einmal — wenn die Kinder sie verstehen können — ihr Recht dadurch zu beweisen, dass sie ihnen zeigen, dass die neue Liebe sie zu reicheren und grösseren Persönlichkeiten gemacht hat. Dem Niedergang der Eltern haben die Kinder das volle Recht nicht geopfert zu werden. In jedem Falle werden die Kinder immer die unbestechlichsten Richter der Eltern sein.

Aber dass ein Mensch schon einigen Kindern das Leben gegeben hat, gibt diesen Kindern nicht das unbedingte Recht zu verlangen, dass ein Vater oder eine Mutter ihnen die Liebe opfere, die sie selbst und durch sie die Menschheit grösser machen

kann, der sie vielleicht noch vortrefflichere Kinder oder vortrefflichere Werke schenken, als sie früher gekonnt hätten. Manche Frau gebar ihrem Manne Kinder, ohne ihr Kind gesehen zu haben; mancher Mann gab der Gesellschaft seinen Fleiss, niemals sein Werk, — bis die grosse Liebe ihre innerste Sehnsucht erfüllte, und das Kind, das Werk, das so geschaffen ward, wurde das einzige für die Menschheit unentbehrliche!

Die Forderung der Gesellschaft, dass ein von Glücksmöglichkeiten strahlender Vater oder eine Mutter diese um der Kinder willen opfern soll, wird nicht mehr so häufig gestellt werden, wenn das Gefühl für den Wert des Lebens erstarkt und die Pflicht der Eltern, für ihre Kinder zu leben, immer mehr so gedeutet wird, dass sie ganz lebensvoll bleiben müssen, mit Kräften zur Erneuerung. Andrerseits dürfte gerade diese jetzige Verjüngung der Eltern oft zur Folge haben, dass sie so reich mit ihren Kindern zusammen leben, dass sie keiner anderen Erneuerung bedürfen als jener für alle Teile beglückendsten: dass sie ihren „zweiten Frühling“ durch den ersten der Kinder empfangen!

Ist die Folge der verlängerten Jugend der Eltern hingegen die, dass Vater oder Mutter ihr Leben umformen, dann müssen die Kinder leiden, bis sie verstehen können, dass sie im tieferen Sinne vielleicht gar nicht darunter gelitten haben. Zuweilen übte der neue Gatte oder die neue Gattin einen reicheren Einfluss auf die Kinder aus als ihre eigenen Eltern, wie dies ja auch bei einem Stiefvater oder einer Stiefmutter der Fall

sein kann. Jetzt wird diese Möglichkeit jedoch oft durch die eben erwähnte allgemeine Meinung beeinträchtigt, die auch dekretiert, dass die Kinder die hassen sollen, die sie, sich selbst überlassen, vielleicht hätten lieben lernen.

Die selbstsüchtige Forderung erwachsener Kinder, dass das Leben der Eltern in und mit ihnen seinen Höhepunkt erreicht haben, persönlich abgeschlossen sein muss, ist ebenso grausam wie unberechtigt, gibt es doch Seelen, die nicht mit dem Früchtetragen verblühen, sondern gleichzeitig Früchte und neue Blüten zu tragen vermögen. Die Kinder erhalten mit dem Leben das Recht auf die Bedingungen, die sie voll lebenstauglich machen, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Was die Eltern darüber hinaus von ihrem eigenen Lebensinhalt opfern wollen, muss freie Güte sein, nicht Pflicht.

Wenn so der grossen Liebe ein Recht, das dem der Kinder vorgeht, zuerkannt wird, so taucht selbstverständlich die Frage auf, wie diese Liebe von der vorübergehenden unterschieden werden kann?

Ein Irrtum ist in einer Ehe, wo Kinder da sind, schon schwer möglich. Denn die Hindernisse, die die Menschen in solchen Fällen zu überwinden haben, sind so gross, dass nur die grosse Liebe sie besiegt, falls die Eltern derart sind, dass sie überhaupt wirkliche Bedeutung für die Kinder haben.

Eben durch ihre Entstehung allen Hindernissen zum Trotz verrät die schicksalsbestimmte Liebe oft ihre Art und wird so das, was man

„sündig" nennt. Wenn die von diesem Gefühle Ergriffenen auch die Pflicht Weltenmeere zwischen sich legen liessen — so werden sie sich doch in jeder grossen Stunde des Lebens bis zur letzten in der Überzeugung begegnen, dass „his kiss was on her lips, before she was born" ..

Wenn die Menschen tiefer in die Kenntnis der Gesetze der Seele eindringen, werden sie, wie Carpenter es ausgedrückt hat, entdecken, dass es auch in der Welt der Gefühle eine Astronomie gibt; dass dort durch eine von ewigen Gesetzen regierte Wahlverwandtschaft Zusammengehörigkeiten, Sympathien und Antipathien entstehen, die alle Himmelskörper in den richtigen Abstand zu einander bringen; dass folglich die Bahn der Liebe eine ebenso unabweisliche Notwendigkeit hat wie die eines Sternes und sich ebenso unmöglich durch irgendwelche ausserhalb ihres eigenen Gesetzes wirkenden Gesetze bestimmen lässt.[6])

Und ohne Zweifel wird man einstmals auch auf diesem Gebiete das Teleskop finden, das den Kurzsichtigen endlich die Fixsterne, Planeten und Kometen des erotischen Weltenraums offenbart und zeigt, dass ihre Konstellationen sich nach einem höheren Gesetze ordnen, als dem des „rohen Triebs"!

Bevor man die astronomische Gewissheit erreicht, muss man sich jedoch mit der kunstkritischen begnügen.

Die grosse Liebe hat, wie der grosse Künstler, ihren Stil. Welchen Gegenstand dieser auch behandelt, welches Stoffs er sich auch bedient, so

gibt er doch der Leinwand wie dem Marmor, dem Papier wie dem Metall, das Gepräge seiner Hand, und man erkennt sie in den geringsten Dingen, die er geformt. So ist in jeder Zeit und jedem Lande, jeder Gesellschaftsklasse und jedem Alter die grosse Liebe eine und dieselbe: ihre Merkmale sind unverkennbar, wenn auch das Schicksal, das sie schafft, oder die Individuen, die sie prägt, im einen Falle bedeutender sind als im anderen.

Turgenjew, der von allen grossen Prosadichtern des vorigen Jahrhunderts am meisten von der Erotik wusste, wusste auch, dass „die Liebe, für die es keinen Grund gibt, die stärkste und dauerndste ist“. Ein paar Jahrhunderte vor ihm hatte eine seelenvolle Frau, Mme. Lambert, dasselbe gesagt: „Il n'y a des passions que celles qui nous frappent d'abord et qui nous surprennent; les autres ne sont que des liaisons où nous portons volontairement notre cœur. Les véritables inclinations nous l'arrachent malgré nous.“ Und sie hat in dieser Meinung den tiefsten Seelenkenner ihrer Zeit, Pascal, auf ihrer Seite: auch er ist überzeugt, dass man sich nicht fragt, ob man lieben soll, man fühlt es: on ne délibère point là dessus, on y est porté.

Aber dieses mächtige Gefühl — das das ganze Wesen aufwühlt und dem ganzen Wesen Ruhe in dem eines anderen gibt — dieses Gefühl ergreift den Menschen, ohne danach zu fragen, ob er gebunden oder frei ist! Wer stark und voll genug fühlt, braucht nie über das nachzugrübeln, was er empfindet: nur das schwache Gefühl wird vor sich selbst fragwürdig. Und wer stark genug fühlt,

fragt sich auch nie, ob er das Recht auf sein Gefühl hat. Er wird von seiner Liebe so vergrössert, dass er fühlt, das Leben der Menschheit zu vergrössern. Nur die kleinen, halben Leidenschaften empfindet ein gebundener Mensch mit vollem Rechte als „sündig“. Für den hingegen, der sein grosses Gefühl einen verbrecherischen Taumel, einen schamlosen Egoismus, einen tierischen Trieb nennen würde, hat ein liebender Mensch nur ein mitleidiges Lächeln. Er weiss, dass er eine Sünde begehen würde, wenn er seine Liebe tötete, so wie wenn er sein Kind mordete. Er weiss, dass seine Liebe ihn wieder gut gemacht hat, wie in seinen Kindheitsgebeten zu Gott, reich wie den, dem sich die Pforten des Paradieses aufs neue erschlössen!

Die Kunst verkündet eine allgemein menschliche Erfahrung, wenn sie Adam und Eva, als sie aus dem Paradiese vertrieben werden, immer jung darstellt. Man wundert sich nur, dass kein Künstler sie — in reiferem Alter — vor die Mauern des Lustgartens gestellt hat, vergrämt durch das Gefühl, nun Weisheit genug zu besitzen, um das Glück zu bewahren, dessen Voraussetzungen sie nur in der Jugend besassen!

Denn nicht selten kommt im Menschenleben eine Zeit, wo die Klarheit vor der Kälte eintritt; wo die Blüte noch reich ist, obgleich die Früchte zu reifen begonnen haben. Da leuchtet das grosse Glück oft auf und verschwindet. Zuweilen sah der Mensch es gar nicht, denn es kam sachte und legte — gleich einer trauten Gespielin — eine sanfte Hand über seine Auger und fragte: wer bin ich?

Man riet falsch, und das Glück entschwand, ehe man es noch anflehen konnte, zu verweilen. Nur zu seinen Lieblingen kommt es mit vollen und offenen Händen. Für die Mehrzahl gelten die Worte des sterbenden Hebbel: entweder fehlt der Becher oder der Wein.

Die tiefste Tragik der Liebe ist, dass viele Menschen erst, nachdem Seele und Sinne aus ihren Irrtümern gelernt haben, für die grosse Liebe reif sind, die aus zwei Wesen ein vollkommeneres schaffen kann.

In der Dichtung wie im Leben wird zuweilen die erste, zuweilen die letzte Liebe als die stärkste gepriesen. Keine braucht es zu sein, und jede kann es sein. Die stärkste Liebe ist die, welche — gleichviel in welchem Alter sie kommt — alle Kräfte der Persönlichkeit am meisten in Anspruch nimmt.

Bourget, der in diesen Fragen die Feinheit des Franzosen hat, die dem Germanen so oft abgeht, sagt sehr wahr: dass es kein bestimmtes Alter zum Lieben gibt, weil der, welcher „dans le sens complexe d'exaltation idéale" lieben kann, nie aufhört, es zu tun. Und er hält auch die Grenze der Möglichkeit, Liebe zu erwecken, für ebenso unbestimmt — wenn man von überlegenen Wesen spricht, die imstande zu „des émotions supérieures" sind — eine Meinung, die auch Stendhal teilte und deren Wahrheit die gallische Seele oft bewiesen hat.

Es geschieht auch mehr als einmal, dass ein Mensch erst, wenn er mit der Liebe fertig sein soll, wirklich für sie fertig ist. Desto geringer sind die Möglichkeiten, die Liebe zu finden, die

er zu geben und zu empfangen wünscht. Noch geringer die Möglichkeit, dass er sich ihr — mit Einstimmung seines ganzen Wesens — hingeben kann.

Denn eines ist es, das Recht zu seinem grossen Gefühle zu haben; ein anderes, das Recht oder die Möglichkeit zu seinem vollen Glück zu besitzen.

Die Liebe mag in ihrer gesellschaftlichen Form noch so frei sein: von den von ihrem eigenen Wesen untrennbaren Leiden und von den durch den Zusammenhang mit der Vergangenheit unvermeidlichen Kämpfen kann keine Freiheit der Sitte oder der Scheidung die Kinder der Menschen erlösen. Diese Leiden und Kämpfe hat das Leben selbst so tief gemacht, dass das Gesetz sie wahrlich nicht tiefer zu machen braucht.

Der häufigste Konflikt ist, dass ein Mensch von der vorübergehenden Erotik — in legitimer oder freier Form — gebunden oder gebrochen ist, wenn die schicksalsbestimmte in sein Dasein eingreift.

Dass so viel mehr unglückliche Ehen bestehen, als aufgelöst werden, dürfte weniger auf dem Pflichtgefühl beruhen, als darauf, dass nur wenige den grossen Gefühlen gewachsen sind. Peer Gynts Symbol — die Zwiebel — versinnbildlicht das erotische Wesen der meisten. Sie blüht willig im Sande wie im Wasser, in der Erde wie im Topfe. Aber hat sich eine Eichel in einen solchen verirrt, dann wird es — infolge der Lebensbedingungen der Eiche — unvermeidlich sein, dass sie eines Tages ihr Gefängnis sprengt oder stirbt.

Und in solchen Fällen ist es unheilvoll, wenn eine christlich-ethische Anschauung ernste und wirkliche Möglichkeiten hindert, das Leben so zu erneuen, dass es bedeutungsvoller für das Ganze wie für den Einzelnen selbst wird. Mit reichen Möglichkeitswerten ausgerüstete Menschen lassen sich noch von jenen unbedingten Rücksichten auf das Gefühl anderer bestimmen, die vom Christentum auch dem Evolutionismus aufgepfropft wurden und besonders durch George Eliot ihren grossen, aber einseitigen Ausdruck erhalten haben.

Dass die Menschheit nicht nur Menschen braucht, die willig sind, ihr Leben zu opfern, um es zu gewinnen, sondern auch Menschen mit dem Mute, andere zu opfern, um ihr eigenes zu gewinnen — dies ist eine Wahrheit, die doch unauflöslich mit einer evolutionistischen Lebensanschauung verbunden sein muss, für die der Wille, das eigene Dasein zu bewahren und zu steigern, eine ebenso unabweisliche Pflicht ist wie die, durch Opferwilligkeit das anderer zu erhalten und zu steigern. Mut zu seinem Glücke haben, die von einem Konflikte unzertrennlichen Qualen ohne Gewissensqual leiden zu können, das vermögen aber nur jene, die aus ihrer innersten Notwendigkeit heraus handeln. Dass Liebespaare, die ausserhalb des Gesetzes stehen, sich so oft zusammen töten, ist kein Beweis für die Übermacht der Erotik; eher ein Beweis für die Ohnmacht des Gefühls, zu wagen und das Recht zu erringen, unmittelbar zu leben und so des Lebens Reichtum zu mehren. Denn nur für eine Liebe, die durch und durch

Lebenswille ist, werden die Verhältnisse wie Wachs in der Hand des Künstlers.

Diese Ohnmacht ist aus dem Gesichtspunkte des Lebensglaubens bedauerlich, ebenso wie der heimliche Ehebruch. Gewiss kann beides die Schönheit des grossen tragischen Liebesschicksals haben. Niemand, der das Inferno gelesen hat, wird wohl Francesca die Stärke gewünscht haben, Paolos Liebe zurückzuweisen! Und so wunderbar sind die Wege einer Seele heim zu sich selbst, dass es Fälle geben kann, wo ein Mensch sich im Ehebruch von der Besudlung der Ehe gereinigt fühlt — dadurch, dass er zum ersten Male jene Einheit der Seele und der Sinne erlebt, die sein Traum von der Liebe war, seit er ihn zu träumen begann!

Aber selbst in diesen Ausnahmefällen — um wie viel mehr dann in anderen — ist der geheime Ehebruch, den die ältere Moral verhältnismässig harmlos fand, aus dem Gesichtspunkte der neuen Sittlichkeit schlimmer als der offene Bruch. Denn die Persönlichkeit wird durch die Schwäche und den Trug erniedrigt, durch den man sich der Verantwortung für die Folgen seiner Handlungsweise entzieht. Und dies verringert ausserdem den Lebenswert der Liebe für die Menschheit. Die neuen Lebensversuche, die offen geschehen, können eine Bedeutung für die Persönlichkeit selbst und für die Gesellschaft erlangen, die die geheimen Übertretungen in den meisten Fällen niemals haben können.

Ein Dichter oder Künstler hat z. B. eine Frau, über deren Unzulänglichkeit für ihn alle einig sind

— solange er sie noch hat. Mit einem Male findet er den Raum, der öde und leer war, von einer neuen Schöpfung erfüllt; die Luft klingt und leuchtet von Liedern und Bildern. Er fühlt nicht nur seine entschlummerten Kräfte erwachen, nein, er weiss, dass die grosse Liebe in ihm Kräfte erweckt hat, die er nie geahnt; er erkennt, dass er nun bewältigen wird, was er früher nie vermochte. Er folgt dem Lebenswillen seiner Liebe. Und er tut recht. Denn die unverbrüchlich gehaltenen Ehen haben allerdings viele kulturelle Werte eingeschlossen. Aber nicht ihnen schulden Poesie und Kunst den grössten Dank. Ohne die „unglückliche“ oder „sündige“ Liebe wären alle Schönheitswerke der Welt in diesem Augenblick nicht nur unendlich weniger an der Zahl, sondern hauptsächlich unendlich dürftiger. Ja, die ganze Welt des Geistes dürfte sich nach einer solchen Ausschliessung so ausnehmen, wie eine der vom Boden bis zur Decke mit Fresken geschmückten Kirchen nach dem reformierten Weisstüncheeifer!

Aber vor einer Wahl wie der eben erwähnten, ist die allgemeine Meinung immer noch überzeugt: dass das Leid der für das Ganze bedeutungslosen Frau als das Grosse angesehen werden muss, das des für das Ganze bedeutungsvollen Mannes hingegen als das Unwesentliche!

Er, der den neuen Frühling erlebt, der in Liedern, Tönen, Farben erblüht, steigert doch das Leben Generation für Generation, Jahrhunderte nachdem der Mensch oder die wenigen Menschen, die durch ihn litten, längst aufgehört haben zu leiden!

Wer hätte gewonnen, was die Menschheit durch sein Seelenopfer verloren haben würde? Nicht die Frau, wenn sie ein Herz, nicht nur einen Stolz hatte, der leiden kann!

Nicht nur aus dem Gesichtspunkt der allgemeinen, sondern auch aus dem der individuellen Lebenssteigerung, sollte man nicht alles Mitgefühl dem zuwenden, den man „gebrochen“ nennt. Warum sieht man das Herz, das gebrochen wird, für so viel mehr wert an, als das eine oder die beiden, die das Leid verursachen müssen, um nicht selbst zugrunde zu gehen? Und warum will man nicht sehen, dass das Wesen, das man für gebrochen hielt, zuweilen ein neues und reicheres Glück findet? Aber vor allem, warum vergisst man stets, dass der Leidende durch den Schmerz oft ein grösserer Mensch wurde, als er es je in dem gesicherten Besitz seines „Eigentums“ hätte werden können?[7])

Es gibt andere Arten, von einem grossen Gefühl zu leben, ausser der, im gewöhnlichen Sinne dadurch glücklich zu sein.

Dies muss jedoch vor allem der bedenken, der, selbst gebunden, von einem neuen Gefühle ergriffen wird. Sind alle drei Teile grossgesinnt genug, so kommt es zuweilen so, dass das Gefühl sich in eine amitié amoureuse umwandeln lässt, die alle reicher und keinen unglücklich macht — allerdings auch keinen ganz glücklich.

Aber auch unter anderen Verhältnissen sollten die Menschen eingedenk sein: dass man nicht immer das besitzt, was man hat — und zuweilen das am sichersten sein eigen nennt, was man niemals besass!

Die Heiligkeit und Hoheit des eigenen Gefühls ist der unzerstörbare Teil eines Liebesglücks. Nicht mehr lieben können, ist der grösste Schmerz. Aber ebensowenig wie ein Mensch an und für sich weniger Liebe wert ist, weil er Liebe unerwidert lässt, ebensowenig wird er an und für sich weniger Liebe wert, weil seine eigene erloschen ist.

Wirklich vernichtet kann also nur der sich fühlen, der einzig und allein das Mittel für die Lust oder das Spiel, die Entwicklung oder Arbeit eines anderen war; ein Mittel, das weggeworfen wird, wenn es nicht mehr Nutzen oder Genuss zu bereiten vermag. Der Mensch, der so um die Liebe betrogen wurde, entweder weil sie niemals da war oder später fortgelogen wurde; der Mensch, der die Persönlichkeit, die er liebte, als etwas anderes entschleiert sieht, als das, was er zu lieben glaubte — dieser Mensch muss seine ganze Seelenmacht dafür einsetzen, seine Seele davor zu behüten, verringert, verbittert, zerstört zu werden. Denn alle anderen grossen Schicksalsschläge können so getragen werden, dass der Mensch unter ihnen wächst. Aber den Glauben an einen Menschen verlieren, das ist die grösste Qual von allen, weil sie zugleich die unfruchtbarste ist; weil sie in keiner Hinsicht die Seele vergrössert oder das Dasein steigert.

Aber selbst aus diesem Leid kann die Seele sich schliesslich durch das Bewusstsein erheben: dass sie selbst einen zu grossen Wert hat, um sich durch die Niedrigkeit oder Kleinheit eines anderen vernichten zu lassen. Nur wer den Kampf in allen Schrecknissen der Wüstennacht allein aus-

gekämpft hat, weiss, was Sonnenaufgang ist. Jahre oder Jahrzehnte später kann es einem solchen Menschen, der mit einem Schlage alles verlor — die Heiligkeit seiner Erinnerungen, den Inhalt seiner Erlebnisse, den Glauben seiner Liebe — widerfahren, dass er an sich selbst die Wahrheit der Mahnung Spinozas erlebt: die Handlungen eines Menschen weder zu belächeln, noch zu beweinen, zu vergöttern oder zu verfluchen, sondern nur zu versuchen, sie zu verstehen. Und dann beginnt für ihn eine schwere und grosse Arbeit, die vielleicht erst mit dem Leben zu Ende ist, die Arbeit, auch dieser anderen Seele in die Seele zu blicken; in der Perspektive der Entfernung das Verflossene wieder zu betrachten; sich selbst in seiner Begrenzung einzusehen ebenso wie den anderen in der seinen und so anfangen zu verstehen. Das ist die einzige Verzeihung, die es gibt.

Aber so kann schliesslich der einmal im lebendigen Leben tote und begrabene Mensch über seinem Grabe das Gras grün wachsen und die Sonne scheinen fühlen.

Wenn dies Wahrheit werden kann — und es ward für viele Menschen Wahrheit, die andere für zerschmettert hielten — um wie viel mehr kann es dann für jemanden wahr sein, der einmal wirklich reich war und dem nie sein grösster Reichtum, die Herrlichkeit seiner eigenen Liebe, geraubt wurde?

Eine Frau z. B., die Jahrzehnte ihres Lebens ein volles Glück besessen hat, die dadurch Mutter

geworden ist — ihr sollte alles geraubt sein, wenn dieses Glück aufhört?!

Es gibt doch noch immer anderer Glück, um ihm zu dienen, anderer Leiden zu lindern, die grossen Ziele der Menschheit zu fördern! Für so manchen, der nie ein eigenes Glück besessen, muss doch all dies Trost genug sein! Aber wir urteilen über das Glück wie über den Reichtum. Dass unzählige Menschen täglich vor Not vergehen, rührt uns wenig. Aber wenn einer unserer Freunde aus dem Reichtum in die Armut gestürzt wird, scheint uns das entsetzlich. Dass dieser vielleicht durch die Armut eine Entwicklung nimmt, die der Reichtum ihm nicht geben konnte; dass der vom Schicksal Geplünderte sich ein neues Vermögen schaffen kann, das vergisst man.

Das Leben hat unzählige Möglichkeiten, ebenso wie unzählige Widersprüche. Es ist erfüllt von geheimen Heilkräften wie von verborgenen Todeskeimen. Und — endlich — es ist noch sehr ungewiss, ob nicht die beiden, die zusammenbleiben oder zusammenkommen, die „Zerrissenen“ werden — während der im ersteren Falle für die Ehe, im letzteren für die Liebe Geopferte ganz verbleibt.

Denn das Lieben ist ein Heilkraut auch für die Wunden, die die Liebe schlägt. Nur eines kann ein Liebender nicht ertragen, die geliebten Wesen leiden zu sehen. Selbst schweigend fortgehen, um ihnen Qual zu ersparen, das kann eine grosse Liebe. Und dies bedeutet nicht, dass zahme Resignation den roten Strom des Bluts mit Wasser verdünnt. Es bedeutet, dass die Liebe so gross geworden ist, dass sie Ernst mit den grossen

Worten macht, die das Glück so leicht ausspricht: dass Qualen, die das geliebte Wesen bereite, köstlicher seien als Freuden, die ein anderer bringe. Wenn die Liebe die Macht geworden ist, in der ein Mensch lebt, sich bewegt und sein Wesen hat, so erfüllen sich die Worte des Korintherbriefes von der Liebe in schönerer Weise, als Paulus sich träumen liess. Die grosse Liebe liebt nicht nur um zu lieben; sie erreicht das Unglaubliche: das geliebte Wesen mehr zu lieben als ihr eigenes Gefühl. Wenn es gälte, diesem anderen ein vollkommeneres Glück zu bereiten, würde diese Liebe ihre eigene Flamme dämpfen können und damit die Fülle von Qual und Freude, die das Leben aus diesem Gefühle geschöpft hat. Frauen bringen zuweilen ein solches Opfer. Hier und da vermochte es ein Mann. Aber wer diese Höhe des Gefühls erreicht hat, lebt ein so wunderbares Leben, dass das Glück, das die beiden Vereinten geniessen, ausserordentlich sein muss, damit nicht diese Reichen tatsächlich die Armen sind.

Wenn es den Menschen einmal in Fleisch und Blut übergegangen ist, dass niemand beglückt werden kann, ohne zu fühlen, dass er selbst beglückt; dass nur die höchste Kraftentwicklung des eigenen Gefühls das unvergängliche Glück ist, alles andere Glück Gnade, nicht Recht — dann wird es jedenfalls weniger „Zerrissene“ geben, wenn auch nicht mehr Glückliche!

Aber so ist noch die Liebe, so die Männer, so die Frauen, so die Menschen um sie, dass man einem gebundenen Manne oder einer gebundenen Frau lieber die Stärke wünscht, ihre Ehe zu tragen,

als die Stärke, sie zu brechen, wenigstens wenn sie Kinder haben, die die unberechenbaren Möglichkeiten ihrer Liebesschicksale mit ihnen teilen müssten. Vor diesen wird man, wenn je von dem Gefühle ergriffen, das das bretagnische Fischerlied ausdrückt:

... la mer est grande, et ma barque est petite ...

Wie oft ist nicht das kleine, den letzten Reichtum des Lebens tragende Boot auf dem weiten Meere verschwunden?

Möge darum niemand dort seine Lust suchen, sondern einzig und allein sein Leben.

Dass unsere Handlungen auf erotischem Gebiete — wie auf jedem anderen — die Urteile anderer hervorrufen müssen, ist ebenso unvermeidlich, wie dass unsere Gestalt von der Spiegelfläche zurückgeworfen wird, an der wir vorbeigehen. Aber die allgemeine Meinung ist ein konvexer Spiegel, eine von Vorurteilen angeschwollene Kugel, die das Bild verzerrt. Nur eine klare und stille Seele gibt ein richtiges Bild der Handlung eines anderen.

Und vor einer solchen Seele wird es sich nicht selten zeigen, dass das „Verbrechen" für die eine Natur das richtige war, für die andere nicht. Diese letztere fühlte, dass ihr innerstes Wesen verletzt würde, wenn die Treue gegen die Vergangenheit nicht bis zum äussersten bewahrt bliebe — und entschied sich dafür, ihre erotischen Kräfte welken zu lassen, um nur durch den Pflicht-

willen zu leben. Von dieser Art von Selbstmördern gilt dasselbe wie von den leiblichen: die einen sind grosse Seelen, die andern grosse Schwächlinge. Ja, dasselbe Opfer kann zu einer Zeit unseres Lebens sublim, zu einer anderen schmachvoll sein!

Das Leben zeigt uns nie „die Ehe“, nur unzählige verschiedene Ehen; niemals „die Liebe“, nur unzählige Liebende. Wer auf diesen Gebieten ein Ideal aufstellt, muss sich darum begnügen, möglicherweise auf die Zukunft zu wirken, aber darf das Ideal nicht als Urteilsspruch auf die Gegenwart anwenden. Ja, er darf nicht einmal für die Zukunft die Alleinherrschaft seines eigenen Ideals wollen, da der Niedergang des Mannigfaltigen zu dem Gleichartigen ein Zurückgehen der Entwicklung sein würde.

Das Streben der Gesellschaft, des Lebens unendliche Menge von verschiedenen Fällen unter denselben Verhältnissen oder desselben Falles unter verschiedenen Verhältnissen, desselben Einflusses auf verschiedene Persönlichkeiten oder derselben Persönlichkeiten unter verschiedenen Einflüssen in eine einzige Idealform zu pressen, ist auf dem Gebiete der geschlechtlichen Sittlichkeit eine ähnliche Vergewaltigung gewesen, als wenn man für alle Gestalten Polyklets Kanon der Schönheitsmasse festgestellt hätte. Die Torheit wäre im letzteren Falle augenscheinlich. Aber Gewalttaten gegen Seelen sind nicht so augenschein ich. Darum werden sie noch immer gesetzlich geschützt!

Erst wenn die Verschiedenheit der Seelen

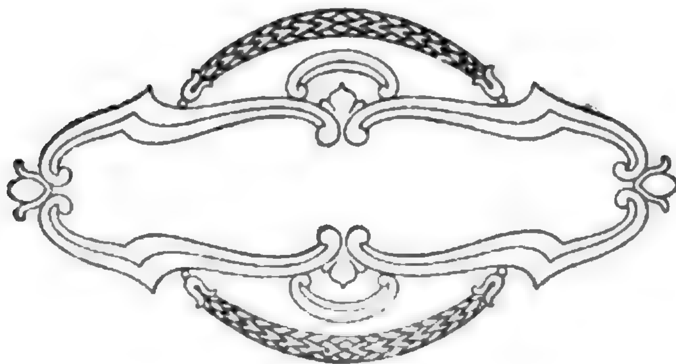
cinmal für unsere Begriffe eine ebenso wirkliche Wahrheit wird, wie die der Gestalten, wird man einsehen, dass die Monogamie von allen Dogmen dasjenige war, das die meisten Menschenopfer gefordert hat. Man wird einmal zugeben, dass die Autodafés der Ehe ebenso wertlos für die echte Sittlichkeit waren, wie die der Religionskämpfe für den echten Glauben!

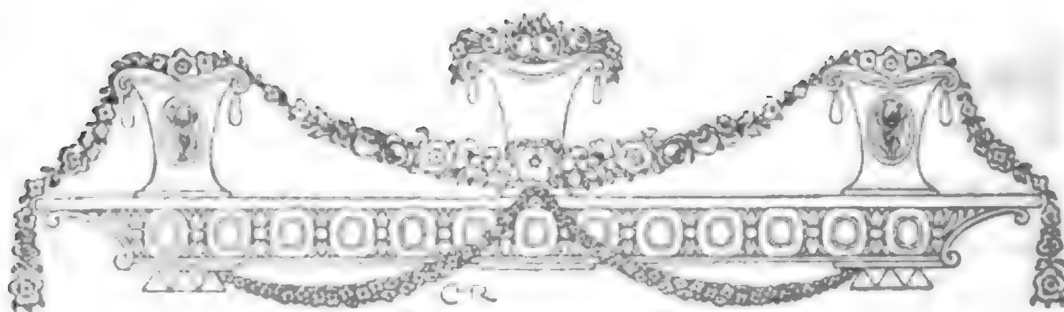
Die Grossinquisitoren der Vergangenheit glichen vermutlich denen der Gegenwart darin, dass sie — vor einen bestimmten Fall in ihrem eigenen Familien- oder Freundekreis gestellt — recht leicht mildernde Umstände fanden, die sie sonst nicht gelten liessen. Aber man muss einsehen lernen, dass jeder Fall ein besonderer Fall ist und dass darum zuweilen eine neue Regel — nicht nur eine Ausnahme von einer alten Regel — notwendig wird. Man darf nicht länger dieses zweierlei Mass für Bekannte und Unbekannte, für Freunde oder Feinde, für die Literatur oder das Leben aufrechterhalten. Es muss von einem ernsten Willen zu echter Sittlichkeit abgeschafft werden.

Dieses zweierlei Mass zeigt jedoch, dass man auch unter den Dogmatikern der Monogamie anfängt einzusehen, wie undenkbar es ist, eine für alle geltende monogamische Moral durchzuführen. Aber das Streben, doch im grossen Ganzen dieses Undenkbare zu erreichen, steht immer noch dem Denkbaren im Wege, das rings in der Welt aufkeimt, der Erreichung der Sittlichkeit der Liebe.

Obgleich das neue Leben schon seine Stärke

zeigt — gleich den Frühlingsblumen, die durch den rostbraunen Laubteppich des Vorjahres dringen — müssen doch die welken Blätter aus dem Wege geräumt werden, denn erst dann tritt der Duft der fruchtbaren Erde ganz hervor, und es wird Platz für den neuen Frühling. Und nur die, welche nicht schon des neuen Lenzes Macht in der Luft verspüren, fürchten, dass die Erde des welken Schutzes nicht entraten könne. [8])





Ein neues Ehegesetz

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, dass als die ideale Form der Ehe die ganz freie Vereinigung zwischen einem Manne und einer Frau betrachtet wird, die durch ihre Liebe einander und die Menschheit beglücken wollen.

Aber da die Entwicklung keine Sprünge macht, kann niemand hoffen, dass die ganze Gesellschaft dieses Ideal anders erreicht als in und durch Übergangsformen. Diese müssen die Eigenschaft der alten Form bewahren: die Meinung der Gesellschaft über die Sittlichkeit des Geschlechtsverhältnisses auszudrücken, und so eine Stütze für die Unentwickelten bilden, aber gleichzeitig frei genug sein, eine fortgesetzte Entwicklung des höheren erotischen Bewusstseins der Gegenwart zu fördern. Der moderne Mensch hält sich in dem Sinne für selbstherrlich, dass keine göttliche oder menschliche Gewalt, die über der vereinigten Machtausübung der Individuen selbst steht, die Gesetze geben kann, die seine Freiheit binden. Aber er gibt die Notwendigkeit freiheiteinschränkender Gesetze zu, wenn diese eine vollkommenere künftige Ordnung für die Befriedigung der Bedürfnisse der Individuen mit sich bringen, eine vollere Freiheit für den Gebrauch ihrer

Kräfte. Die Erkenntnis der jetzigen erotischen Forderungen und Kräfte der Individuen muss folglich der Ausgangspunkt für ein modernes Ehegesetz sein, nicht aber irgendwelche abstrakte Theorien von der „Idee der Familie“ oder rechtswissenschaftliche Rücksichten auf die „historische Entstehung“ der Ehe.[1])

Da, wie schon hervorgehoben wurde, die Gesellschaft die Organisation ist, welche entsteht, wenn Menschen sich in Bewegung setzen, um gemeinsam ihre Bedürfnisse zu befriedigen und ihre Kräfte auszuüben, muss sie auch in unablässiger Umgestaltung begriffen sein, je nachdem neue Bedürfnisse entstehen, neue Kräfte sich entfalten. Dies ist jetzt auf dem Gebiete der Erotik geschehen, besonders seit die Gefühlsbedürfnisse und Seelenkräfte, welche früher von der Religion Nahrung erhielten und auf sie gerichtet waren, nun von der Liebe Nahrung erhalten und auf sie gerichtet sind.

Aber während der Individualist sich nur mit der vollen Freiheit der Liebe begnügen kann, zwingt ihn das Solidaritätsgefühl doch bis auf weiteres, ein neues Gesetz für die Ehe zu fordern, da die Mehrzahl noch nicht für die vollkommene Freiheit reif ist.

Das Solidaritätsgefühl und der Individualismus haben gleich starke Gründe, die jetzige Ehe zu verurteilen. Sie zwingt Menschen, die selten ideal sind, eine Einheit auf, in die man sich nur durch ein ideales Glück schicken kann. Sie erfüllt

ihre eine Aufgabe — die Frau zu schützen — in einer für deren Menschenwert jetzt erniedrigenden Weise. Sie erfüllt ihre zweite Aufgabe — die Kinder zu schützen — höchst unvollkommen. Sie erfüllt ihre dritte Aufgabe — ein Ideal für die Sittlichkeit des Geschlechtsverhältnisses aufzustellen — so, dass sie eine fortgesetzte Entwicklung der Sittlichkeit hindert.

Realistisch gesehen, worin besteht für die Frau der Wert der Ehe?

Darin, dass das jetzige Gesetz den Mann zwingt, die Frau und die in der Ehe geborenen Kinder zu versorgen, und dass es ihr beim Tode des Mannes einen Vermögensanteil und den legitimen Kindern ihr Erbrecht sichert. Aber diese ökonomischen Vorteile bezahlt sie mit dem Rechte über ihre Kinder, ihr Eigentum, ihre Arbeit, ihre Person, das sie als Unverheiratete besessen hat. Selbst wenn ein Ehekontrakt geschlossen wurde, kann der Mann — als Vormund und Verwalter des Vermögens der Frau — dieses sowie ihren Arbeitsverdienst vergeuden; er kann ihr verweigern, was sie persönlich braucht; kann ihr die Ausübung eines Berufes verbieten oder die Werkzeuge für dessen Ausübung verkaufen. Als juristische Person ist sie ihren unmündigen Kindern gleichgestellt; der Mann hat sie zu vertreten und für sie zu haften, und sie kann gewisse bürgerliche Funktionen gar nicht, andere nur mit Einwilligung des Mannes ausüben, während sie sie als Mädchen frei erfüllen konnte.

Was die Kinder betrifft, so macht das Gesetz die ausserhalb der Ehe Geborenen ganz rechtlos,

bis auf eine unzulängliche Alimentation, falls der Vater sich nicht auch davon losschwört. Für die Wohlfahrt des kommenden Geschlechts sorgt das Gesetz nur unvollständig: es schränkt die Ehebewilligung bei gewissen Verwandtschaftsgraden ein, verweigert sie bei gewissen Krankheiten und setzt ein minimales Heiratsalter für Mann und Frau fest.

Schliesslich bindet die Ehe die Frau an den Mann und ihn an sie, dadurch dass die Scheidung nicht von einem allein ohne Einwilligung des anderen erlangt werden kann, falls sich nicht gewisse Missstände oder Verbrechen beweisen lassen. Selbst wenn ein Ehepaar sich über die Scheidung einigt, hat diese eine peinliche Prozedur für beide Eheleute und schlechte Garantien für die Wohlfahrt der Kinder zur Folge. Verweigert der Mann seine Einwilligung zur Scheidung, so kann die Frau — durch die erwähnte, oft unmögliche Beweispflicht — gezwungen werden, bei einem Manne zu bleiben, den sie verachtet, weil sie nur so ihre Kinder behalten und ihren Lebensunterhalt fristen kann. Wenn der Mann nicht mehr dazu taugt, ihr diesen zu schaffen; wenn er vielleicht die ihr gehörigen Mittel, womit derselbe bestritten werden sollte, durchgebracht hat, ja, wenn die Frau sogar durch ihre Arbeit ihn, sich selbst und die Kinder erhält, so behält er doch noch immer dieselbe Macht über Beide!

Die unverheiratete Frau hingegen, die ihre Liebe „frei“ gab — das heisst ohne gesetzlichen Ersatz in Form des Rechtes auf Versorgung — behält volle Gewalt über ihre Kinder, persönliche

Freiheit, Selbstbestimmung, Verantwortung und Bürgerrecht. Sie behält, mit anderen Worten, alles, was ihr eine menschenwürdige Stellung in der Gesellschaft gibt — verliert aber die Achtung der Gesellschaft und die ökonomische Sicherheit! Die verheiratete Frau verliert hingegen alles, was für ein Mitglied der Gesellschaft Bedeutung hat, aber — erhält die gesellschaftliche Achtung, eine Art Erbrecht und Unterhalt!

Die Gesellschaft hat es der Frau wahrlich nicht leicht gemacht, ihre „natürliche Aufgabe" zu erfüllen! Dass sie es doch — unter der einen oder anderen dieser Alternativen — noch gerne tut, spricht dafür, dass sie die stärkste Forderung ihrer Natur sein muss. Werden andere Bedürfnisse stärker — wie sie es schon bei vielen Frauen sind — dann müssen die Bedingungen in beiden Fällen unannehmbar erscheinen! Und da sich die neuen Frauen noch weniger mit den beiden anderen Extremen — lebenslänglicher Askese oder Prostitution — zufrieden geben dürften, ist eine neue Ehe für sie eine Lebensbedingung geworden.

Das geltende Ehegesetz ist eine geologische Formation mit Ablagerungen aus verschiedenen, jetzt abgeschlossenen Kulturstadien. Nur unsere eigene Epoche hat wenige und bedeutungslose Spuren darin hinterlassen.

Unsere Zeit hat eingesehen, dass die Liebe die sittliche Grundlage der Ehe sein soll. Und Liebe ruht auf Gleichstellung. Aber das Ehegesetz entstand, als die Bedeutung der Liebe noch nicht erkannt war. Es beruht daher auf der Ver-

schiedenheit zwischen einem Herrscher und einem Untertanen.

Unsere Zeit hat der unverheirateten Frau die Möglichkeit des Erwerbs und der bürgerlichen Rechte gegeben. Aber das Ehegesetz entstand in einer Zeit, als alle Frauen dies entbehrten. Die verheiratete Frau erhält folglich jetzt durch dieses Gesetz eine Stellung, die in schneidendem Gegensatz zu der der unverheirateten Frau mit ihrer nun errungenen Selbständigkeit steht.

Unsere Zeit hat die uralte Arbeitsteilung erschüttert, nach der die Frau die Kinder betreute, der Mann den Unterhalt herbeischaffte. Aber das Ehegesetz entstand, als diese Teilung in voller Kraft war und es der Frau folglich fast unmöglich war, anderswo als in der Ehe Schutz für sich und für ihr Kind zu finden. Nun hat die Gesellschaft angefangen, unverheirateten Müttern solchen Schutz zu gewähren, und die Freiheitsbestrebungen, durch die die Frau den Schutz der Ehe erkauft, erweisen sich nicht nur als immer unwürdiger, sondern auch als unnötig.

Unsere Zeit hat mehr und mehr die Bedeutung jedes Kindes als eines neuen Teiles der Gesellschaft erkannt, und das Recht jedes Kindes, unter gesunden Bedingungen geboren zu werden. Aber das Ehegesetz wurde zu einer Zeit erlassen, als dies dem menschlichen Bewusstsein noch nicht aufgedämmert war; als das illegitime Kind, und war es noch so vortrefflich, als wertlos betrachtet wurde, das legitime hingegen als wertvoll, wenn auch erblich noch so belastet.

Unsere Zeit hat den Wert der persönlichen

Wahl für die Sittlichkeit eingesehen. Sie erkennt nur die Handlung als wirklich ethisch an, die aus persönlicher Prüfung hervorgeht und mit Zustimmung des eigenen Gewissens geschieht.

Aber die Eheordnung entstand, als diese Souveränität des Individuums kaum geahnt, noch weniger erkannt war; als die Gesellschaftsmacht die Seelen knebelte, als der Zwang das einzige Mittel der Gesellschaft zur Erreichung ihrer Ziele war. Die Ehe wurde der Zügel, womit der Geschlechtstrieb gezähmt — oder mit anderen Worten — der Naturtrieb zu Gesellschaftsdienlichkeit veredelt wurde.

Nun hat sich die Liebe entwickelt, die menschliche Persönlichkeit hat sich entwickelt, die weiblichen Kräfte haben sich befreit.

Auf Grund der jetzigen selbständigen Tätigkeit und Selbstbestimmung der Frauen ausserhalb der Ehe muss diese der verheirateten Frau die Handlungsfreiheit der unverheirateten bewahren, indem sie ihr volles Verfügungsrecht über ihre Person und über ihr Eigentum lässt.

Auf Grund der Abneigung des Individuums, sich in religiöse Formen einzwängen zu lassen, die für es selbst keinerlei Bedeutung haben, muss die gesetzliche Form der Ehe überall bürgerlich werden.

Auf Grund des Willens des Individuums zu persönlicher Wahl bei seinen persönlichen bedeutungsvollen Handlungen, muss die Weiterführung der Ehe — wie ihre Schliessung — von jedem der Ehegatten abhängen und die Scheidung folglich frei werden. Und dies um so

mehr, als der neue Reinheitsbegriff uns sagt, dass ein Zwang auf diesem Gebiete Erniedrigung ist.

Dies sind die Forderungen, die der moderne Mensch an die Eheform stellt, wenn sie seinen persönlichen Willen ausdrücken und das Wachstum seiner Persönlichkeit fördern soll. Die jetzige Ehe bringt hingegen Formen mit sich, die sinnlos und daher widerwärtig geworden sind, und versetzt die Ehegatten gesetzlich gegenseitig in eine Stellung, die, ideal betrachtet, ebenso tief unter dem Werte und der Würde des modernen Mannes steht, wie faktisch unter dem Werte und der Würde der modernen Frau.

Während so die Entwicklung des Persönlichkeits- und Liebesbegriffes diese Forderungen einer erweiterten Freiheit für das Individuum in der Ehe herbeigeführt hat, treten hingegen der Solidaritätsbegriff und der Evolutionismus mit der Forderung grosser Freiheitseinschränkungen für die Einzelnen hervor. Die Überzeugung, dass jedes neue Wesen das Recht hat zu verlangen, dass das Leben für dasselbe ein wirklicher Wert sei — ebenso wie die Gesellschaft das Recht hat zu verlangen, dass die neuen Leben wertvoll seien — hat die Forderung hervorgerufen, den Ehen entgegenzuwirken, die für die Kinder gefährlich sein würden, und diese besser zu schützen, sowohl wenn keine Ehe geschlossen, wie wenn eine solche aufgelöst wird.

Der ökonomische Faktor hat in der jetzigen Gesellschaft eine Bedeutung für die Ehe, die als

um so erniedrigender empfunden wird, je mehr man einsieht, dass die Ehe auf der Grundlage der Liebe aufgebaut sein soll.

Innerlich zerfallene Ehen werden oft aufrechterhalten, weil beide Eheleute durch die Scheidung in schlechtere materielle Verhältnisse geraten würden. Der Mann kann oder will der Frau nicht genug Unterhalt geben; er kann vielleicht ihr Vermögen, das in seinen Unternehmungen steckt, nicht losmachen; er hat es vielleicht aufgebraucht; die Frau hat bei der Schliessung der Ehe eine Arbeit aufgegeben, die sie jetzt vielleicht nicht wieder bekommen kann, um sich damit selbst zu erhalten, und so weiter ad infinitum.

Aber selbst glückliche Ehen werden durch die ökonomisch wie rechtlich untergeordnete Stellung der Gattin beeinträchtigt.[2])

Sowohl in der glücklichen wie in der unglücklichen Ehe ist es daher von grossem Gewicht, dass die Frau über ihr Eigentum und ihren Verdienst verfügen kann, dass sie sich in dem Masse selbst versorgt, in dem sie dies mit ihren Mutterpflichten vereinigen kann und dass sie während der ersten Lebensjahre jedes Kindes von der Gesellschaft versorgt wird. Ähnliche Vorschläge sind von sozialistischer Seite wie auch von anderer gemacht worden, doch keiner in der hier unten angedeuteten Form.

Eine Frau sollte auf diese Unterstützung Anspruch erheben können, wenn sie bezeugen kann:

dass sie das Alter der Volljährigkeit erreicht hat;

dass sie ihre weibliche Wehrpflicht durch eine einjährige Ausbildung in Kinderpflege, allgemeiner Gesundheitspflege und — wenn möglich — Krankenpflege durchgemacht hat;

dass sie selbst das Kind pflegt oder ihm eine andere vollwertige Pflege verschafft;

dass sie nicht das genügende persönliche Vermögen oder Arbeitseinkommen besitzt, um ihren eigenen Unterhalt und die Hälfte des Unterhalts für das Kind zu bestreiten, oder dass sie sich um der Kinderpflege willen der Berufsarbeit ferne hält.

Die, welche sich den genannten Bedingungen nicht unterwerfen wollen, erheben keinen Anspruch auf dieses Gehalt, das selbstverständlich nicht grösser sein kann, als die Notdurft des Lebens es erheischt, und nur in Ausnahmefällen länger als während der drei ersten und wichtigsten Lebensjahre des Kindes ausbezahlt wird.

Die darauf Verzichtenden wären also in der Regel die Vermögenden oder diejenigen, welche sich selbst dem Erwerb widmen wollen und so ganz — oder nach dem ersten Jahre — von dieser Gesellschaftshilfe Abstand nehmen könnten. Die Massregel würde ihren Zweck in jenen Gesellschaftsklassen erfüllen, wo die Berufsarbeit der Mutter, auf dem Lande wie in der Stadt, für sie und die Kinder gleich gefährlich ist. Die Beiträge zu dieser wichtigsten aller Verteidigungssteuern müssten wie andere solche progressiv geleistet werden und so die Reichen am meisten treffen, die Unverheirateten aber im selben Grade wie die Verheirateten.

Die Aufsicht müsste von Kinderschutz behörden ausgeübt werden, die in jeder Kommune in grösserer oder geringerer Anzahl je nach der Grösse der Kommune eingesetzt würden, aber immer aus zwei Dritteln Frauen und einem Drittel Männer bestehen müssten. Diese teilen die Unterstützung aus und beaufsichtigen nicht nur die Pflege der Säuglinge, sondern auch die der älteren Kinder. Die Mutter, die das Kind vernachlässigt, verliert nach drei Verwarnungen die Unterstützung, und das Kind wird ihr abgenommen. Das letztere gilt auch für andere Eltern, die ihre Kinder körperlich oder geistig misshandeln und vernachlässigen.

Das Gehalt der Mutter beträgt jährlich immer dieselbe Summe, aber für jedes Kind erhält sie ausserdem die Hälfte seines Unterhalts, falls nicht die Kinderzahl erreicht ist, die die Gesellschaft als die wünschenswerte ansieht. Die darüber hinaus geborenen Kinder sind die Privatsache der Eltern. Jeder Vater muss von der Geburt jedes Kindes an bis zum achtzehnten Lebensjahre die Hälfte zu seinem Unterhalt beisteuern. Die heutige Gesellschaft hilft dem Manne als Familienversorger in der Form von auf diese Ausgabe berechneten höheren Löhnen und Alterszulagen, die er jedoch einnimmt, gleichviel ob er verheiratet oder ledig, kinderlos oder Familienvater ist. Wenn man hingegen der Mutter die Unterstützung gäbe, würde jede Notwendigkeit verschiedener Löhne für dieselbe männliche oder weibliche Arbeit entfallen, und die Unterstützung

würde wirklich den für die Gesellschaft bedeutungsvollen Zweck fördern: die Erziehung der Kinder.

Die jetzige Einrichtung erhält hingegen die roheste aller Ungerechtigkeiten aufrecht, den Unterschied zwischen legitimen und illegitimen Kindern; sie befreit unverheiratete Väter von ihrer natürlichen Verantwortung; sie treibt ledige Mütter zu unmittelbaren oder — durch die Engelmacherei — mittelbaren Kindermorden, in den Tod oder in die Prostitution.

Alle diese Verhältnisse würden durch das Gesetz geändert, das feststellte: dass jede Mutter unter gewissen Bedingungen ein Recht hat, in den Jahren, in denen sie die wichtigste Last für die Gesellschaft trägt, von der Gesellschaft erhalten zu werden; dass jedes Kind an seine beiden Eltern das Recht auf Unterhalt hat, das Recht auf den Namen beider und — in dem Masse, in dem das Erbrecht beibehalten wird — auf die Beerbung beider.

Da die Mutter immer häufiger ganz oder teilweise neben dem Manne Familienversorgerin sein muss, ist es schon aus diesem Gesichtspunkt gerecht, dass sie mit ihm die Autorität über die Kinder teilt. Aber weil sie überdies mehr für sie gelitten hat, sie also mehr liebt, sie also besser versteht — und also in der Regel nicht nur am meisten für sie getan hat, sondern auch am meisten für sie bedeutet — ist es zugleich gerecht, dass — während die Mutter sich jetzt mit der Macht begnügen muss, die der Vater ihr zugesteht — das Verhältnis umgekehrt wird, so

dass die Mutter die höchste gesetzliche Gewalt erhielte.

Wenn der Mann nicht mehr allein die Bürde der Familienversorgung trägt, wird seine Erziehungspflicht auch eine Wirklichkeit werden können. Er kann dann die Zeit finden, seine Eigenschaften nach dieser Richtung zu entwickeln, und der wachsende Wert der väterlichen Fürsorge und väterlichen Liebe wird der Mutter die Erziehungsaufgabe erleichtern können, von der sie jetzt häufig überwältigt wird, weil ihr Verantwortlichkeitsgefühl immer bewusster, die Aufgabe aber bei ihrem zunehmenden Bedürfnisse nach persönlicher Bewegungsfreiheit immer schwerer zu erfüllen ist.

Für die Notdurft des Lebens wären also Mutter und Kind nicht mehr ausschliesslich auf den Mann angewiesen, und sie könnten durch seine Untüchtigkeit oder Verkommenheit nicht ganz der Not preisgegeben sein. Aber er würde doch auch fernerhin seine Hälfte der Verantwortung tragen, und die Familie würde auch weiter, was einen grossen Teil der Annehmlichkeiten des Lebens betrifft, vom Vater und seinen freiwilligen Leistungen abhängen, während ihm doch die oft unerträglichen Bürden abgenommen würden, unter denen seine geistige Bedeutung als Vater, sowie seine Familienfreuden nun in so hohem Grade leiden. Weit davon entfernt, dass die Mehrzahl der Männer — wie man es von gewissen Frauen schildern hört — nur Egoisten gewesen sind, trugen und tragen noch unzählige von ihnen Sklavenlasten nicht nur für Frau und Kinder, sondern auch für den Unter-

halt anderer weiblicher Anverwandten. Andererseits hat die herrschende Gesellschaftsordnung die Väter aufgepeitscht, sich in noch härtere Arbeitssklaverei zu stürzen, um ihren Kindern eine Vorzugsstellung zu sichern. Das jetzige Vaterrecht und die Vaterpflicht stehen in unmittelbarem Zusammenhang mit dem Erbrecht, einer der grössten Gefahren unserer Gesellschaftsordnung. Das Erbrecht erhält nämlich oft die Untüchtigkeit in einer leitenden Stellung, die Tüchtigkeit in einer abhängigen; es begünstigt die Möglichkeit der Entarteten, die Gattung fortzupflanzen, vor allem wenn die Eltern frühzeitig gestorben sind, obgleich — wie schon dargelegt — gerade diese Kinder oft die hierzu am wenigsten geeigneten sind. Es erschwert hingegen die Chancen der Lebenstüchtigen in dieser wie in allen anderen Richtungen, in denen die Geburt in der Armut die Ausbildung und den Gebrauch der persönlichen Kräfte hindert, den der Reichtum bietet. Andrerseits ist die Armut der natürlichen Begabung insofern günstig, als sie die Kräfte anspannt, während es hingegen das Unglück der reichen Erben ist, dass sie selten diese kraftanspornende und lustschaffende Spannung erfahren. Nur die stärksten oder feinsten Naturen werden durch die Vorteile und das Verantwortlichkeitsgefühl, das ein ererbter Reichtum mit sich bringt, stärker und feiner. Im grossen Ganzen würden sich die produktiven Kräfte der Gesellschaft nach oben wie nach unten vervielfältigen, wenn der Reichtum im vollsten Sinne des Wortes persönlich würde, abhängig von der Tüchtigkeit, der Kraftleistung jedes Menschen; und dem Er-

werbsfieber wäre der Stachel genommen durch die Einschränkung der Möglichkeit, den Reichtum zu steigern, und dadurch, dass es überflüssig würde, das Dasein der Kinder zu sichern. Eine solche neue Ordnung würde die Notwendigkeit aufheben, vom Staate Gehaltszulagen für die standesgemässe Erziehung der Kinder zu erhalten. Denn wenn alle Kinder dadurch gleichgestellt werden, dass die Gesellschaft alles bezahlt, — von den Schullernmitteln bis zu Studien- und Reisestipendien — um die Körper- und Seelenkräfte der Individuen voll auszubilden, eine Ausbildung, bei der eine wirkliche Standeszirkulation stattfindet, weil nur auf die Anlagen Rücksicht genommen würde; wenn jeder so beim Eintritt in die verschiedenen Arbeitsgebiete dieselbe Stellung hätte; jeder dieselbe Möglichkeit, es dort zum richtigen Gebrauch seiner besonderen Kräfte zu bringen, weil ihm alle Mittel zu deren Ausbildung zu Gebote stünden; wenn die Gesellschaft — als Recht, nicht als Wohltat — jedem Arbeitenden volle Pflege in der Krankheit und vollen Unterhalt im Alter gäbe, dann würde der Eifer verschwinden, die eigenen Kinder auf Kosten der Übrigen zu begünstigen. Der Vater, dessen Kraftentwicklung ihm eine Machtstellung verschafft hätte, die bei seinen Lebzeiten die Lebensbedingungen seiner Kinder günstiger gestalten würde als die vieler anderer, könnte so allerdings — und zwar zum Besten des Ganzen — seinen Kindern die Differenzierung und Verfeinerung zugänglich machen, die z. B. die reichere Kultur eines Heims geben kann. Aber er könnte, wenn das Erbrecht aufgehoben — oder wenigstens

stark eingeschränkt und besteuert — würde, sie nicht davon befreien, sich durch den Einsatz eigener Kräfte dauernd der Werte höherer oder niederer Art zu versichern, die sie im Heim schätzen gelernt haben.

Und wenn der Unterschied zwischen den legitimen und den illegitimen Kindern in jeder Beziehung aufgehoben wird, dann dürfte das Vaterheim wie in der Antike oder in unserer nordischen Vorzeit öfter als jetzt Kinder von mehr als einer lebenden Mutter beherbergen; zuweilen auch ein Mutterheim Kinder von mehr als einem lebenden Vater. In jedem Falle wäre dies eine Berücksichtigung der Rechte der Kinder, die die heutige Behandlung der ausserehelichen Kinder weit hinter sich lassen würde!

Kein Verhältnis zeigt besser als die Ehe, wie Sitten und Gefühle den Gesetzen, in deren Hut sie sich ausgebildet haben, um Jahrhunderte voraneilen können.

Viele Männer zeigen ihren Frauen gegenüber ein Feingefühl, sie geben ihnen eine Handlungsfreiheit, die es diesen glücklichen Gattinnen gar nicht zum Bewusstsein kommen lässt, dass sie dieselbe — rechtlich gesehen — nur von Gnaden des Mannes geniessen. Erst wenn die Verhältnisse nicht glücklich sind, empfindet die Frau, dass die ganze gesetzliche Macht in die Hand des Mannes gelegt ist, der folglich die Unterstützung des Gesetzes hat, wenn er diese Macht allein gebrauchen will, mit Ausschliessung der

Frau, oder wenn er sie missbrauchen will, sogar zu ihrem und der Kinder Schaden.

Dass die Ehemänner trotz dieser Verhältnisse sich so oft freiwillig ihren Frauen hinsichtlich der Autorität im Hause und den Kindern gegenüber gleichstellen, ist der beste Beweis für die Macht der Gefühle, wesentliche Werte zu schützen! Und dass die Männer trotz dieser Ehegesetze immer rücksichtsvoller geworden sind, gereicht ihnen ebenso sehr zur Ehre, wie es fürstlichen Personen zur Ehre gereicht, wenn es ihnen — trotz aller Hindernisse — gelingt, Menschen zu werden! Sowie diese grössere Entschuldigungen als andere haben, wenn sie ihre Stellung missbrauchen, so gilt das gleiche von dem Ehemann, der sehr zartfühlend sein muss, wenn nicht ein Ich will das Schlussargument bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und seiner Frau sein soll. Denn nicht einmal die zärtlichste Liebe kann das Herrschergefühl hindern, dem hartnäckigen Widerstande gegenüber aufzulodern.

Für die meisten Männer — und um so mehr, je tiefer sie im übrigen stehen — bildet jedoch das jetzige Ehegesetz noch immer das grosse Hindernis für die Entwicklung zu höherer Menschlichkeit. Frau und Kinder in seiner Gewalt zu haben, das macht den Schlechten zum Henker, den niedrig Gesinnten zum Schuft. Es liegt keine Übertreibung in Stuart Mills Worten: so lange die Familie auf Gesetzen aufgebaut ist, die den primitivsten Grundsätzen gesellschaftlichen Lebens widerstreiten, begünstigt das Gesetz das, was man durch die Erziehung und die Zivilisation auf anderen Gebieten

bekämpft, nämlich das Recht der Stärke an Stelle des Rechts der Persönlichkeit. Überall — in der Moral wie in der Politik — macht man geltend, dass nicht das, was ein Mensch dadurch wurde, dass er in einem gewissen Stande oder Geschlechte geboren ist, über die Achtung, die er geniessen soll, entscheidet, sondern einzig und allein sein persönlicher Wert; dass nur sein Betragen und seine Verdienste der Ursprung seiner Macht und Autorität sein können. Aber die Ehe stellt diesen ganzen staatsrechtlichen Grundsatz auf den Kopf, und darum bleibt die gesellschaftliche Anwendung des Persönlichkeitsprinzips vorderhand nur auf der Oberfläche.[3])

Dass das Gesetz noch immer festhält, was die Wirklichkeit umzuwandeln begonnen hat, ist, wie gesagt, dort von verhältnismässig geringer Bedeutung, wo das Gesetz — im schönen Sinne des Wortes — ein toter Buchstabe ist. Aber die unmittelbare Gefahr für den Einzelnen und die mittelbare für die Gesellschaft wird um so grösser, je schlechter der Machthaber ist, der kein Gegengewicht hat, je weniger ideal das Zusammenleben, in dem diese Autorität entscheidend wird. Und auch wo das Verhältnis gut ist, empfindet die moderne Frau die Oberhoheit des Mannes um so schmerzlicher, je mehr sie sich bewusst wird, dass sie nur durch volle Gleichstellung ein inhaltreiches Zusammenwirken mit dem Manne nach allen Richtungen erreichen kann.

Diese tiefe Qual, welche der modernen Frau ihre Abhängigkeit bereitet, ist unter anderem die Ursache, dass viele Frauen, selbst wenn sie

es nicht nötig haben, wünschen, auch nach der Ehe weiter selbst zu erwerben.

Der Arbeitsmarkt ist diesem ihrem Wunsche bisher günstig gewesen. Allein es kann nur eine Frage der Zeit sein, wann es den ledigen Frauen gelingen wird, die verheirateten — durch die für die ersteren günstigeren Konkurrenzbedingungen — hinauszudrängen, seitdem die Gesetzgebung anfängt, in die jetzigen Missverhältnisse einzugreifen, unter denen die Ehefrauen die Löhne der Männer, die Kinder die der Eltern drücken und die Folge die ist, dass die Häuslichkeiten verwahrlost werden und die Kinder physisch und moralisch entarten.[4])

Aber wenn die Arbeit der verheirateten Frauen durch gesetzlichen „Mutterschutz" eingeschränkt ist — besonders wenn dieser den Umfang erhält, wie hier oben vorgeschlagen — und wenn überdies Verheiratete wie Unverheiratete durch Festsetzung von Minimallöhnen, den achtstündigen Arbeitstag, das Verbot der Nachtarbeit sowie der Arbeit in gewissen gesundheitgefährlichen Betrieben geschützt sind, dann werden sich die Mütter — wenn die Kinder über das zarteste Alter hinaus sind — auch weiterhin verschiedenen Zweigen der Erwerbsarbeit widmen können. Dies wird in noch höherem Grade der Fall sein, wenn gemeinsame Wohnhäuser sie von der Mühe des Kochens befreien und eine gute gemeinschaftliche Beaufsichtigung der Kinder während der Abwesenheit der Mütter ermöglichen werden.

Aber das Zuträglichste für die Kinder — besonders wenn sie durch das Verbot der Heim-

arbeit dem Hause und der Schule zurückgewonnen werden — dürfte es doch sein, wenn die verheirateten Frauen durch die erhöhten Löhne der Männer von der äusseren Erwerbsarbeit befreit werden könnten, ihre häusliche Arbeit aber den Charakter der Selbstversorgung erhielte. Dies wäre im vollsten Sinne dadurch der Fall, dass den Müttern der oben erwähnte Gesellschaftslohn für die Erziehung der Kinder zuerkannt würde. In einer solchen staatlich anerkannten Kinderpflege würden wohl die meisten jene Übereinstimmung zwischen ihrer Tätigkeit und ihren Kräften finden, die die wirkliche Arbeitsfreude ausmacht. Denn es lässt sich kaum bezweifeln, dass die Frau sogar schon jetzt bei ihrer, wenn auch schweren häuslichen Arbeit in der Regel mehr Verwendung für ihre besonderen Anlagen — und folglich reichere Befriedigung — findet als der Mann, der sich oft nicht bei der Arbeit plagt, die er gewählt hat, sondern die er eben bekommen konnte.

Aber was dessenungeachtet die Frauen immer ungeneigter macht, häusliche Arbeiten zu verrichten, und sie immer häufiger veranlasst, dieselben für die äussere Berufsarbeit im Stich zu lassen, ist, dass sie diese häusliche Arbeit unter unwürdigen Bedingungen ausführen.

Zuerst und zuvörderst wollen die Frauen immer entschiedener jene Erleichterungen der häuslichen Arbeit haben, die bereits hier und da ins Werk gesetzt werden.[5]) Dies dürfte jedoch nicht allgemein durchdringen, ehe nicht die Frauen selbst ernstlich anfangen, sich die zweckmässigsten

und angenehmsten Methoden auszudenken, die arbeitersparendes Zusammenwirken ermöglichen und die häuslichen Arbeiten, die doch noch immer übrigbleiben, erleichtern. Und dies setzt wieder voraus, dass die Frauen sich zu wirklicher Sachkenntnis in den Fragen des Verbrauchs und in den übrigen Zweigen der modernen Haushaltung ausbilden.[6]) Dies wird um so notwendiger sein, als die Dienstbotenfrage binnen kurzem so stehen wird, dass die Frauen aller Gesellschaftsklassen nur die Wahl zwischen eigener Arbeit im Hause oder Auflösung des Heims haben werden. Die häusliche Arbeit sowohl wie die Kinderpflege werden für sämtliche Frauen nur in dem Masse erleichtert werden, als die gebildeten sich einigen, neue und höhere Forderungen an die Wohnungseinrichtungen sowie an praktische und gefällige Arbeitsmittel zu stellen. Sie würden dadurch nicht nur ihre eigene Arbeit fördern, sondern auch eine höhere Kultur der schönen Zweckmässigkeit auf dem Gebiete der Architektur und der Industrie hervorrufen.

Aber dies ist nicht genug, damit die häusliche Arbeit ihre Würde wiedererlange.

Das geschieht erst, wenn die Gesellschaft der häuslichen Arbeit der Frau jene Wertung entgegenbringt, die ihr das Gefühl benimmt, vom Manne erhalten zu werden, um eine untergeordnete Arbeit zu verrichten, eine Arbeit, die nicht jene Schätzung erhält, die für die Gegenwart der unbedingte Massstab des ökonomischen Wertes geworden ist, die Schätzung des Geldlohns.

Die jetzige Eheordnung entstand, als die Frau

ausserhalb des Heims kein wesentliches Versorgungsgebiet hatte, als die Einkünfte desselben hauptsächlich in natura eingingen und die Frau folglich für die Nutzbarmachung derselben unentbehrlich war. Ihr Haushaltungsfleiss bedeutete einen grossen nationalökonomischen Wert, und unter diesen Verhältnissen war das gemeinsame Eigentum natürlich. Die Hausmutter genoss ausser dem zu dieser Zeit — als Leiterin des Verbrauchs der Waren, die sie aus den Rohstoffen gewann — eine Handlungsfreiheit und eine Autorität, die ihr jetzt natürlicher Weise in ihren eigenen Augen wie in denen des Mannes fehlt. Es hilft nichts, dass sie den gesetzlichen Anspruch hat, vom Manne nach seinem Stande und seinen Verhältnissen erhalten zu werden. Denn wenn ihre Aufgabe oft nur darin besteht, Geld von ihm zu verlangen, und aufzuschreiben, wohin es in den Händen der Köchin und Schneiderin gekommen ist, dann fühlt sie sich mit Recht in demütigender Weise erhalten. Weder mittelbar noch unmittelbar kommt durch ihre Arbeit Essen auf den Tisch oder Kleider auf den Leib, da der Mann allein die Mittel verdient, mit denen sie haushält oder — nicht haushält!

Darum sind die Frauen immer mehr von dem Wunsche beseelt, persönlich zu erwerben. Sie sehen, wie sich die Männer durch Hingabe an eine Arbeitsaufgabe entwickeln, durch die Ausdauer, die Sammlung und Kraftanspannung, die das erfordert. Und nur die Fachausbildung, meint nun die Frau, kann ihr dieselbe Energie geben, nur das unmittelbare Einkommen dieselbe Überzeugung von ihrer Arbeitstüchtigkeit beibringen.

Aber es gibt eine andere Hilfe, die diese Vorteile brächte, ohne doch die Frauen aus dem Heim zu treiben, nämlich, dass ihre Fachbildung für die Gebiete des Haushalts und der Kinderpflege und ihre Betätigung auf denselben ebenso ernst genommen würde wie in jedem anderen Beruf. Erst in dem Gefühl des neuen Wertes ihrer häuslichen Arbeit könnte die Frau fordern, dass dieselbe ökonomisch so wie jede andere taugliche Arbeit bewertet werde.

Wenn die Frauen von der Demütigung sprechen, ihren Unterhalt vom Manne zu empfangen — nachdem sie sich als Mädchen selbst versorgt haben — werden die Männer immer tief idealistisch. Sie sprechen schön von der bedeutungsvollen Aufgabe der Gattin, von der ausgleichenden Macht der Liebe, bis man irgend einen bestimmten Mann fragt, ob irgend eine Liebe es für ihn angenehm machen könnte, anstatt seine eignen Einkünfte zu beziehen, gezwungen zu sein, sich von der Frau zu erbitten, was sie für ihren gemeinsamen oder seinen persönlichen Verbrauch für nötig ansehen würde? Oder ob ihm die Liebe den Verlust seiner Vermögensverwaltung, seines Bürgerrechts, seines Namens ersetzen könnte? Die Männer fangen dann an, vom „Unterschied“ zu sprechen. Und dieser war wirklich vorhanden, er aber verwischt sich immer mehr, je mehr Freiheit die unverheiratete Frau erlangt.

Trotz des Bewusstseins, selbst Reichtum mitgebracht zu haben, oder trotz der Überzeugung, eine grosse Arbeitsleistung im Hause zu vollbringen, ist das Geldverlangen die unerträgliche

Qual der modernen Gattin. Denn der Mann hat oft im tiefsten Innern dasselbe Gefühl wie sie: dass Arbeit nunmehr Erwerb ausser dem Hause bedeutet, weil die Einkommenverwaltung — trotz ihrer ungeheuren Bedeutung für die Stärke, Gesundheit und Behaglichkeit der Arbeitenden und dadurch mittelbar für den ganzen Volkshaushalt — immer weniger Beachtung findet. Zum Teil kommt diese Auffassung des Mannes daher, dass die Frauen — wie schon oben erwähnt — eben nicht jene neue Art von Häuslichkeit erworben haben, die notwendig wäre, den Verbrauch richtig zu leiten, und dass der Mann folglich oft mit Recht meint, dass die Frau weder arbeitet noch spart, sondern nur verschwendet.

All dieses „meinen“ sammelt sich dann als Explosivstoff bei den stets wiederkehrenden Geldfragen, die selbst in der schönsten Liebesharmonie unvermeidlich sind und eine satanische Macht haben, diese Harmonie zu stören!

Wie rührend idealistisch die Jungfrau auch vor der Ehe in dieser Frage sein mag; wie vertrauensvoll sie auch den Mann mit ihrem Vermögen schalten und walten lässt — nach einigen Jahren der Ehe hat die Erfahrung sie zu einer Realistin gemacht! Wie glücklich sie auch im übrigen gewesen ist, erinnert sie sich doch mehr als einer Stunde, in der sie bitter die Handlungsfreiheit vermisst hat, die ein eigenes Einkommen gibt; zum Beispiel, wenn der Mann es ihr abschlug, die Mittel, die sie doch oft selbst mitgebracht hat, dem einen oder anderen idealen Zwecke zuzuwenden; und oft hat dies die erste

wirkliche Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet. Unzählige liebende Männer haben bei solchen Auftritten die selbst vermögende Frau dahin gebracht, ihre Heirat zu bereuen, und der Frau, die kein Vermögen hatte, das demütigende Gefühl eingeflösst, als Bettlerin auftreten zu müssen. Ein Mann mag über diese „empfindlichen" Gefühle der Frau lachen oder sich ärgern: sie sind nun einmal ihre Gefühle und im grossen und ganzen immer feiner und zarter als die seinen! Diese Gefühle werden nun — nach einigen Jahren der Ehe — bei den meisten Frauen so stark, dass sie in keiner Weise ausgeredet, sondern nur durch eine neue Ordnung befriedigt werden können. Denn die Frau weiss, dass nur die Witzblätter ihre Freude an den Auftritten haben, bei denen sie sich den neuen Sommerhut im ersten Jahre erschmeichelt, im zweiten erweint, im dritten erzankt!

Die Abhängigkeit der Frau kann nur dadurch aufgehoben werden, dass ihre häusliche Arbeit ökonomisch bewertet wird.[7]) Diese Bewertung ist leicht, wenn sie um der häuslichen Pflichten willen eine entlohnte Arbeit aufgibt, denn man muss doch die Erfüllung derselben wenigstens für so viel wert ansehen, wie ihr Selbsterwerb ihr früher einbrachte. Ist kein derartiger Wertmesser vorhanden, dann muss sie dieselbe Summe erhalten, die eine fremde Hausvorsteherin unter den entsprechenden Verhältnissen an Lohn erhalten und an Unterhalt kosten würde.

Damit müsste die Frau ihre persönlichen Ausgaben bestreiten, ihren Teil am gemeinsamen

Haushalte und am Unterhalt der Kinder, wenn der Gesellschaftsbeitrag für diese Zwecke aufhörte und die Gatten sich darüber geeinigt hätten, dass die Arbeit der Frau im Hause so viel wert sei, dass sie lieber daran festhalten, als einen Arbeitsverdienst ausser dem Haus suchen solle.

Bei der Ausführung dürfte die Einrichtung keine Erschütterung der jetzigen Verhältnisse hervorrufen. Die Frau würde nach wie vor die Haushaltungskasse, welche aus den vereinbarten Haushaltungsbeiträgen beider bestände, verwalten, aber sie würde die Aufgabe, damit für alle Ausgaben auszukommen, wahrscheinlich besser lösen. Die unmittelbare ökonomische Schätzung ihrer häuslichen Arbeit würde die Achtung des Mannes und ihre eigene für dieselbe steigern und damit den Frauen einerseits ein Selbständigkeitsgefühl geben, das selbst den Gewissenhaften heute noch fehlt, andrerseits ein Pflichtgefühl, das bei den weniger Gewissenhaften wohl der Hebung bedarf. Denn die herkömmliche Ordnung begünstigt nicht allein die Hausherrschaft der Männer, sondern auch die Untüchtigkeit mancher Frauen. Aber dass eine kleine Gruppe von Frauen der oberen Klassen im Hause gar nicht arbeitet, dass eine Menge anderer schlecht arbeitet, dies darf nicht die Tatsache verhüllen, dass zahllose Frauen noch immer im Hause grosse Summen von Arbeitskraft aufwenden, ohne rechtlichen Anspruch auf irgend ein ihrer Arbeit entsprechendes eigenes Einkommen erheben zu können. Dies gilt nicht nur von den Frauen, sondern auch von den Haustöchtern, die sich oft vom Morgen bis

zum Abend rackern, und doch alles, was sie persönlich brauchen, als Geschenk der Eltern empfangen müssen, und folglich die Mittel zu allem entbehren, was die Eltern als unnötig ansehen. Dasselbe gilt von der Frau dem Manne gegenüber. Als Mädchen hatte sie — ob sie nun Staatsbeamtin oder Dienstmädchen, Fabrikarbeiterin oder Kontoristin war — die Möglichkeit, in irgend einem Masse ihre eigenen Interessen wahrzunehmen. Als Frau muss jedes Geschenk, das sie macht, jeder Beitrag, den sie für einen gemeinnützigen Zweck gibt, jedes Buch, das sie kauft, jedes Vergnügen, das sie sich bereitet, vom Gelde des Mannes genommen werden. Die Frau, die z. B. im Heim des Landwirts vielleicht Tausende erspart — sowohl durch Fürsorge wie durch unmittelbare Arbeitsleistung — hat dort oft nicht eine Krone zu ihrer Verfügung!

Diese Abhängigkeit treibt nun wie gesagt die Frauen und Töchter aus dem Heim zu Berufsarbeiten, die oft ökonomisch dem Verlust ihrer Arbeit im Heim durchaus nicht entsprechen. Aber sie ertragen es ganz einfach nicht, das persönliche Einkommen zu entbehren, das für sie ein immer bedeutungsvollerer Wert geworden ist, je mehr ihre Bewegungsfreiheit im übrigen, ihre Bedürfnisse nach den verschiedensten Richtungen sich erhöht haben — vor allem durch ihre erhöhte Bildung und ihre gesteigerten Gesellschaftsinteressen.

Die jetzige unentlohnte Stellung der Frau zur häuslichen Arbeit ist ein veraltetes Überbleibsel aus früheren Haushaltungs- und Produktionsbedingungen, sowie aus der kirchlichen Lehre, dass

die Frau zur Gehilfin des Mannes und er zu ihrem Oberhaupte geschaffen sei!

Die Frauen haben auf diese Weise oft schlechtere Köpfe erhalten, als die Natur ihnen gegeben, und der Mann eine wertlosere Hilfe, als das Leben ihm zugedacht hat!

Erst wenn ein unbestechlicher Realismus auch in der Familie den Grundsatz aufstellt: dass jeder seinen eigenen Kopf für sich behält und dass jeder Arbeiter seines Lohnes wert ist, erst dann wird der Idealismus auf dem weiten und schönen Gebiete des ungezwungenen Gebens, der feinen Freiwilligkeit der gegenseitigen Hilfe vollen Spielraum haben.

Während das oben Gesagte von allen Frauen gilt, die im Hause arbeiten wollen, braucht es ja nicht von denen zu gelten, die durch mitgebrachtes Vermögen ihre Ausgaben für den Haushalt wie für die Kinder bestreiten können und dafür von den Arbeitsmühen im Hause befreit sein wollen.

Jede Art von Vermittlungsversuch in bezug auf das Eigentumsrecht der verheirateten Frau — wie obligatorischer Kontrakt und dergleichen mehr — verwickelt die Frage nur bis ins unendliche. Einfach und klar wird sie erst, wenn die Frau — wie in Russland schon seit der Zeit Katharinas der Zweiten — ganz einfach ihr Vermögen behält. Das Gesetz muss den grossen Grundsatz zum Ausdruck bringen: d a s s j e d e r E h e g a t t e s e i n E i g e n t u m b e s i t z t, w ä h r e n d d i e j e n i g e n, d i e e i n e a n d e r e O r d n u n g e i n f ü h r e n w o l l e n, d e n G r a d i h r e r G e m e i n s a m k e i t e r s t k o n t r a k t l i c h b e s t i m m e n m ü s s e n.

Nur die als Grundsatz durchgeführte Eigen-

tumstrennung kann die neuen und klaren Rechtsbegriffe schaffen, die die Gegenwart verlangt. Das Sondereigentum stellt zwei Individuen neben einander, die mit jener Freiheit zusammenwirken, wie sie etwa Bruder und Schwester oder zwei Freunde haben. Beide Gatten wahren sich volles Entschliessungsrecht und volle Verantwortung. Jeder überlässt dem anderen das Handeln nur in dem Masse, in dem der eine durch seine Eigenschaften das Vertrauen des anderen errungen hat. Beide zeigen einander gegenseitige Rücksichten bei der Planung gemeinsamer Unternehmungen, und keiner kann ohne eigene Prüfung in solche verwickelt werden. Das Recht eines Jeden wird in diesem Verhältnis ebenso geschützt, wie wenn Geschwister oder Freunde zusammenwirken und zusammenwohnen. Denn die wechselseitigen Transaktionen der Ehegatten müssen zu diesem Zweck dieselbe Öffentlichkeit erhalten wie alle anderen derartigen zwischen Geschäftkompagnons. Man braucht keine weiteren Worte zu verschwenden, um zu beweisen, wie unverhältnismässig ethisch überlegen solche vermögensrechtliche Bestimmungen den jetzigen sind, die allerdings „für die Gläubiger des Mannes von besonderem Interesse sein mögen“ (Anna Wicksell), aber im übrigen wohl keinen einzigen denkenden Verteidiger finden dürften!

Nicht nur in bezug auf ihr Eigentum, sondern auch in ihren vollen bürgerlichen Rechten und der Selbstbestimmung über ihre Person muss die

verheiratete Frau der unverheirateten gleich gestellt werden. Allerdings begünstigt das Gesetz die „ehelichen Rechte“ nicht in dem Masse, wie viele es glauben. Allein seit Jahrhunderten lebt dieser Glaube fort und bestimmt seinerseits wieder die Sitten: er entbehrt ausserdem nicht einer gewissen gesetzlichen Stütze, falls eine solche Sache vor Gericht anhängig gemacht wird. In der Regel geschieht dies ja nicht, hingegen wirkt aber der Begriff der Gesetzlichkeit — der ausserdem von der Bibel und dem Trauungsformular mit seiner Einschärfung der Untertänigkeit — genährt wird, auf das Gefühl des Mannes von seinem Recht und das Gefühl der Frau von ihrer Pflicht ein. Und solange das Gesetz innerhalb des Verhältnisses, das das freiwilligste von allen sein sollte, auch nur einen Schatten von „Rechten“ aufrecht erhält, bedeutet dies eine grobe Verletzung der Freiheit der Liebe.

Dieses ist — wie alle anderen rückständigen Gesetze — bedeutungslos für die erotisch Verfeinerten, die über dem Standpunkt der Gesetze stehen. Aber je tiefer die Menschen stehen, desto gewisser erzwingt sich der Mann sein „Recht“ unter den widrigsten oder für die Frau lebensgefährlichsten Verhältnissen, ebenso wie er ihr — gegen sein jetziges Recht — ihren Arbeitsverdienst erpresst.

Kein Gesetz wird es hindern können, dass die Frau freiwillig den Mann ihre Person kränken, ihr Eigentum vergeuden, ihre Kinder zugrunderichten lässt. Denn das Gesetz kann nicht jene Quellen der Schwäche und des Kampfes ver-

schütten, die aus der eigenen Natur des Menschen dringen.

Aber was man berechtigt ist, von einem Ehegesetze zu verlangen, ist, dass es selbst aufhört, diese Quellen tief zu graben!

Das Gesetz muss so gefasst werden, dass es dem Glück die möglichste Freiheit für seine eigene formschaffende Macht lässt, während es hingegen die Folgen des Unglücks so weit als möglich einschränkt.

Und dies kann nur dadurch geschehen, dass jeder der Teile vollkommen unabhängig vom anderen ist.

Es genügt also nicht, dass die Vormundschaft des Mannes und die Unmündigkeit der Frau aufhören. Auch jede Bestimmung, die darauf abzielt, die Frau an den „Stand und die Lebensverhältnisse“ des Mannes zu fesseln, muss aufgehoben werden.

Die meisten Männer hegen den Glauben, dass eine Frau, die das Haus des Mannes verlässt, mit der Hilfe des Gesetzes zurückgeholt werden kann. Dies dürfte wenigstens in Schweden ein Irrtum sein. Aber selbst wenn der Buchstabe des Gesetzes in diesem Falle besser ist als die allgemeine Meinung über dasselbe, so sagt doch der ganze Geist des Gesetzes, dass Eheleute zusammenwohnen müssen.

Aber je mehr die Persönlichkeit sich entwickelt, desto ungewisser ist es, dass diese Ordnung den erotischen Bedürfnissen aller Menschen entspricht. Es gibt im Gegenteil Naturen, die einander das ganze Leben hindurch geliebt hätten,

wenn sie nicht — Tag für Tag, Jahr für Jahr — gezwungen gewesen wären, ihre Gewohnheiten, Willen und Neigungen nach einander zu richten. Ja, so manches Unglück beruht auf lauter Unwesentlichkeiten, die für ein paar Menschen mit Mut und Klarblick leicht zu meistern wären, wenn nicht der Instinkt zum Glück von den Rücksichten auf die gewohnten Meinungen beschwichtigt würde. Je mehr persönliche Freiheit die Frau vor der Ehe gehabt hat, desto mehr leidet sie darunter, im Heim oft nicht eine Stunde oder einen Winkel ungestört für sich zu haben. Und je mehr der moderne Mensch seine individuelle Bewegungsfreiheit, sein Einsamkeitsbedürfnis in anderer Beziehung steigert, desto mehr werden Mann und Frau sie auch in der Ehe steigern.

Aber selbst wenn diese Einsamkeitsbedürftigen in der Minderzahl blieben, müssten sie doch die volle Freiheit des Gesetzes wie der allgemeinen Meinung haben, ihr erotisches Zusammenleben ihren eigenen Bedürfnissen gemäss zu gestalten.

Die Gewohnheitsmässigkeit und die Gedankenträgheit finden das unerhört, ja unsittlich! Hingegen hält man es für ebenso natürlich wie moralisch, dass die meisten Seeleute und Handelsreisenden den grössten Teil des Jahres von ihren Frauen getrennt leben, oder dass Reisen zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Zwecken Ehepaare Jahre hindurch trennen.

All das sind nämlich, meint man, nur äussere Notwendigkeiten. Denen beugt man sich immer! Dass es auch für die Seelen Notwendigkeiten geben kann, ist immerhin ein Gedanke, dem

man vielleicht ein wenig Raum in seinem Hirn gönnen sollte?

Unsere Zeit führt z. B. immer häufiger Künstlerpaare zusammen, die auf verschiedenen oder noch öfter auf demselben Gebiete wirken. Beider Nerven werden in gleicher Weise angestrengt; beide bedürfen derselben Bewegungsfreiheit und derselben Arbeitsruhe. Aber bei den täglichen Anforderungen des Alltagslebens an Sympathie und gegenseitige Rücksichtnahme verbrauchen sie beinahe ihre ganze geistige Energie. Sie sehen ein, dass wenn sie sich nicht gegenseitig seelisch aufbrauchen wollen, jene geistige Besitztrennung eintreten muss, die erst in einer gewissen Entfernung möglich ist. Das Feiertagsglück dieser Naturen kann hinreissend sein, die sympathische Einheit ihrer Seelen reicher als die aller anderen. Aber jeder fühlt für den anderen, was eine von Shakespeares fröhlichen jungen Frauen ausdrückt, als sie einen Freier 'too costly for every day's wear' nennt. Beide fühlen sich zuweilen versucht, mit Ellen von der Weiden auszurufen: „ich möchte sagen können: lass mich nun drei Wochen lang ganz davon frei sein, dich zu lieben“ — weil beide wissen, dass diese Freiheit das Gefühl nur erneuern würde.

Aber jetzt werden die Gatten von der Sitte in ein Zusammenleben gezwängt, welches oft damit endet, dass sie sich für immer trennen, nur weil konventionelle Rücksichten sie davon abhielten, getrennt zu wohnen!

Auch für andersgeartete Naturen können die enge Abhängigkeit, die gezwungene Zusammengehörigkeit, die tägliche Anpassung, die beständigen

Rücksichten drückend werden. Immer mehr Menschen fangen darum in aller Stille an, die ehelichen Sitten umzugestalten, so dass sie dem erwähnten Bedürfnis der Erneuerung mehr entsprechen. Jeder reist z. B. für sich allein, wenn er das Gefühl hat, dass er Einsamkeit braucht; der eine besucht auf eigene Hand das Vergnügen, das der andere nicht schätzt, aber zu dem er sich früher entweder zwang, oder von dem er den anderen abhielt. Immer mehr Eheleute haben schon jedes sein Schlafzimmer. Und nach noch einer Generation dürfte eine getrennte Wohnung durchaus nichts Aufsehenerregendes sein.

Das Beisammensein an Werk- und Feiertagen, das Zusammenwirken, um die Anforderungen des Alltags wie die höchsten Ziele des Lebens zu erfüllen — das wird wohl auch fürderhin die Form sein, die die Mehrzahl für ihre Ehe wählen wird, auch nachdem die allgemeine Meinung einer anderen Lebensgestaltung freien Spielraum gelassen hat. Aber volle Freiheit für eine solche ist erst dann gegeben, wenn das Gesetz die Selbstbestimmung der Ehegatten in keiner Weise einschränkt.

Zu dem Gebiete der persönlichen Freiheit soll auch der Grad der Öffentlichkeit gehören, den man einer ehelichen Vereinigung zu geben wünscht. Ein im übrigen „gesellschafterhaltender" Familienvater legte einmal die wichtigen Gründe dar, die dafür sprechen können, eine Ehe, der man doch die Form der Gesetzlichkeit geben will, geheim zu halten. Unter den Gründen, die oft den Aufschub der Heirat verursachen, sind z. B. noch nicht beendigte Studien; oder die Furcht, durch

Kummer den Tod der Eltern oder irgend eines anderen zu beschleunigen. Die Möglichkeit, in diesen oder ähnlichen Fällen die Verbindung nicht zu veröffentlichen, würde den Liebenden eine unnötige Wartezeit ersparen, ohne doch in irgend einem Betracht dem Rechte anderer zu nahe zu treten.

Zur persönlichen Selbstbestimmung gehört weiter nicht nur die freie Scheidung, sondern auch neue Formen für die Scheidung. Da die Scheidung selbst im vorhergehenden Kapitel behandelt wurde, braucht hier nur von der Form derselben die Rede zu sein. Die Untreue der Frau und das Recht des Mannes, die Scheidung zu verweigern, werden jetzt oft der Anlass, dass der Mann von der Frau Geld erpresst, die sich in letzterem Falle selber frei und in beiden Fällen nicht selten die Erlaubnis kaufen muss, ihre Kinder zu behalten. Auch der Mann kann Gelderpressungen von seiten der Frau ausgesetzt sein, die die Scheidung verweigert oder seine Untreue beweisen kann und ihm die Kinder nehmen will, von denen er weiss, dass sie in ihren Händen zugrundegehen würden. Aber weil die Gesellschaft und die Natur die Untreue des Mannes begünstigen, die der Frau jedoch erschweren, liegt es in der Natur der Dinge, dass die Frau oft nur mit Schwierigkeit die Untreue des Mannes beweisen kann, er dagegen mit Leichtigkeit die ihre. Seine wiederholte Untreue hat vielleicht ihre einzige veranlasst. Aber dennoch werden ihm — weil triftige Beweise gegen ihn fehlen — die Kinder zugesprochen, oder er verkauft sie auch der Frau!

Dasselbe gilt von der Scheidung infolge von „Hass und Abneigung“. Vor einem Gerichtshof, der nicht die geistig am meisten in die Wagschale fallenden Gründe prüfen kann, sondern nur die sprechendsten Beweise, müssen alle Einzelheiten des Zusammenlebens ausgebreitet, alle Wunden vorgewiesen werden. Die Zeugnisse, die in der Regel die entscheidendsten sind, sind die der — Dienerschaft! Die tiefsten Seelenangelegenheiten gebildeter Personen hängen also von der Meinung ungebildeter Menschen über alle verwickelten Verhältnisse einer unglücklichen Ehe ab! Und nicht nur dies: der Ausgang wird in den meisten Fällen von der Unzartheit abhängen, mit der die Ehegatten Hausleute und Bekannte in ihre Streitigkeiten verwickelt haben. Wenn der Mann oder die Frau bei den heftigen Auftritten die Dienstboten hereingerufen hat, dann ist dieser Teil bei einem Scheidungsprozess viel besser daran als der, welcher bis zum äussersten bestrebt war, die Würde der Ehe zu wahren! Es gibt ausserdem Leiden, für die sich kein Beweis erbringen lässt. Zum Beispiel der Missbrauch der „ehelichen Rechte“; oder die Möglichkeit der Gatten, unter nach aussenhin tadellosen Formen einander das Leben vollkommen wertlos zu machen; oder der gegenseitige Kampf zweier Lebensanschauungen.

Nur in bezug auf die gröbsten und greifbarsten Leiden ist die Beweispflicht jetzt ohne jene Schwierigkeiten zu erfüllen, die — sowohl bei der Bewilligung der Scheidung wie bei der Bestimmung des Schicksals der Kinder — die gröbsten Ungerechtigkeiten veranlassen können. Wenn eine Frau, der

die Scheidung abgeschlagen wird, verzweifelt den Mann verlässt, der sie in der einen oder anderen Weise misshandelt, dann verliert sie die Kinder, weil es heisst, dass sie ihrem Manne „entlaufen“ ist! Haben sie sich schliesslich über die Scheidung geeinigt, dann kommt noch das vorgebliche „Verlassen“ des einen Teils mit darauffolgender Vorladung oder die peinlichen und lächerlichen „Verwarnungen“ vor häufig unbekannten, an Bildung nicht selten inferioren, den Ansichten nach feindlichen Geistlichen und Kirchenräten! Und all dies ist doch nur ein Teil all der Demütigungen und Leiden, die, besonders für die Frau, jetzt — wenigstens in Schweden — mit einer Scheidung verknüpft sind. Endlich ist ein Scheidungsprozess so teuer, dass schon dies es vielen Unbemittelten sehr schwer macht, ihr Recht zu finden.

Diese Scheidungsordnung, die jeden Gatten von den schlechtesten Eigenschaften des anderen Teils abhängig macht, die alles Unfeine in beider Natur hervorruft, die ihre Leiden und Schwächen vor Fremden ausbreitet und die doch den Kindern keinen wirklichen Schutz bietet — die sollte keinen Denkenden ruhen lassen, ehe nicht ihr erniedrigender und verschlechternder Einfluss aufgehoben und eine die persönliche Würde sowie die Kinder schützende neue Ordnung eingeführt ist.

Im Staate vollzieht sich die Gesetzgebung in den meisten Fällen so, dass dem alten Kleide neue Flicken aufgesetzt werden. Und weil die Sitten sich in verschiedenen Stadien der Ent-

wicklung befinden, weil niedrigere Begriffe neben den höheren fortleben, die sie allmählich verdrängen, gibt es immer eine Möglichkeit, die alten Gesetze dadurch zu schützen, dass man hervorhebt, wie „gut sie den Bedürfnissen der Mehrzahl entsprechen,“ wenn man auch die eine oder andere Flickerei in „der Richtung des Zeitgemässen“ zugibt.

Nur eine durchgehende Rücksichtslosigkeit gegen die Rechtsbegriffe und Eigentumsverhältnisse der Vergangenheit kann ein neues Ehegesetz schaffen, das von dem neuen Gewissen der Menschen bejaht wird.[8])

Unter diesen Verhältnissen ist es ein Glück, nicht zu den Gesetzgebern zu gehören — nur zu den „Phantasten“, die ja allen Grund haben, sich nichts zu versagen!

Das Folgende darf also nicht als ein Gesetzesvorschlag, sondern nur als Wunsch aufgefasst werden. Die Forderungen sind nicht so zugehauen, dass sie in das alte Gebäude passen. Sie sind zusammengetragen als ein Haufen noch unbehauener Steine, aber in der Hoffnung, dass der eine oder andere für einen zukünftigen Neubau brauchbar sein kann.

Die Motivierung der Forderungen, die hier unten gestellt werden, findet man in dem unmittelbar vorhergehenden und in den übrigen Kapiteln dieses Buchs.

Als Bedingungen für die Eheschliessung muss ein neues Gesetz feststellen:

dass Frau wie Mann volljährig sind;

dass keiner mehr als fünfundzwanzig Jahre älter ist als der andere;[9])

dass keiner in auf- oder absteigender Linie mit dem anderen in Bluts- oder anderer Verwandtschaft steht, die das Gesetz schon jetzt verbietet. Wenn die Wissenschaft in Zukunft beweist, dass dieses Verbot noch weiter verschärft oder etwa gemildert werden soll, muss sich das Gesetz danach richten.

Endlich müssen die beiden Teile bekräftigen können, dass sie nicht in einer anderen Ehe leben. Alle übrigen — jetzt infolge von Eheversprechungen, Verlobungen u. dgl. vom Gesetze vorausgesetzten — Ehehindernisse verschwinden, desgleichen das bei den heutigen Verkehrs- und Pressverhältnissen ebenso unnötige wie zwecklose Aufgebot.

Hingegen erwächst jedem der Kontrahenten die Pflicht, ein ärztliches Zeugnis über seinen Gesundheitszustand beizubringen. In den Fällen, in denen eine Krankheit konstatiert wird, die wissenschaftlich als vererblich und gefährlich für die Kinder festgestellt ist, ist die Ehe verboten; in anderen Krankheitsfällen wird sie dem freien Ermessen anheimgestellt.

Wer eine Ehe eingehen will, meldet dies bei dem „Heiratsvorsteher“ der Kommune an und fügt die erforderlichen Zeugnisse bei. Nachdem dieser einen Monat lang Gelegenheit gehabt hat, die Zeugnisse zu prüfen, und mitgeteilt hat, dass er sie in Ordnung gefunden, finden sich die künftigen Eheleute, jeder mit zwei Zeugen, ein. Ohne Rede oder andere Zeremonien werden sie

in das Ehebuch als Eheleute eingeschrieben, was durch ihre eigenen und die Unterschriften der Zeugen bestätigt wird. Wenn sie — aus einem bei der Anmeldung der Ehe angegebenen und dann gutgeheissenen Grunde — dieselbe nicht veröffentlichen wollen, müssen der Heiratsvorsteher und die Zeugen Schweigen beobachten, bis es sich herausstellt, dass dadurch das Recht eines anderen verletzt wird.

Diese bürgerliche Trauung ist die gesetzliche; die religiöse ist hingegen freiwillig und entbehrt jeder rechtlichen Wirkung.

Die Gatten behalten in der Ehe alle persönlichen Rechte, die sie vor der Ehe über ihren Körper, ihren Namen, ihr Eigentum, ihre Arbeit, ihren Arbeitsverdienst gehabt haben, ebenso wie das Recht, ihren Aufenthaltsort zu wählen, sowie alle übrigen bürgerlichen Rechte.

Jeder haftet mit seinem Privateigentum für seine persönlichen Ausgaben und persönlichen Schulden. Haben die Gatten sich entschlossen, ein gemeinsames Heim zu begründen, so haften beide mit ihrem Privateigentum — und ihrem Teil an der Wohnungseinrichtung sowie mit ihrem Arbeitsverdienst — für die Schulden, die gemeinsam für den Haushalt und das Heim gemacht wurden. Und dies sowohl während der Dauer der Ehe wie bei einer Scheidung oder einem Todesfall. Nachdem solche Schulden beglichen sind, nimmt nach der Scheidung jeder das an sich, was er mitgebracht oder später erworben hat. Bei einem Todesfall fällt die Wohnungseinrichtung, wenn keine Kinder da sind, dem Überlebenden zu;

sonst fällt die Hälfte dem Witwer oder der Witwe, die andere Hälfte den Kindern zu.

Wenn nicht kontraktlich anders bestimmt wird, erbt bei einem Todesfall der Witwer oder die Witwe das übrige Vermögen; wenn Kinder da sind, erben sie die Hälfte.

Die Eheleute haben beide die Pflicht, die Kinder, welche sie in Anwesenheit zweier Zeugen in das Geburtenbuch der Kommune als die ihren einschreiben, gemeinsam zu versorgen, die Verantwortung für sie zu tragen. Das Kind wird bei dieser Gelegenheit benannt, und die Taufe wird zu einer wahlfreien, religiösen Zeremonie ohne jede gesellschaftliche Bedeutung. Bei der Einschreibung wird mitgeteilt, ob das Kind den Zunamen des Vaters oder der Mutter oder beide vereint führen soll, und unter diesem Namen wird es dann eingeschrieben. Spätere Kinder werden unter dem einmal bestimmten Namen eingeschrieben. Wenn über die Kinder Streitigkeiten entstehen, kann an eine Kinderpflegerjury appelliert werden, die so zusammengesetzt ist, dass der Mann, die Frau und das Gericht je ein männliches und ein weibliches Mitglied aus dem nächsten Freundes- und Verwandtenkreise des Ehepaares wählen. Diese Jury, mit dem Richter als Siebentem, hat die Streitfrage zu entscheiden.

Wenn der Frau die Mittel fehlen, ihren eigenen Unterhalt und die Hälfte des Unterhalts für die gemeinsamen Kinder zu bestreiten, hat der Mann

die Pflicht, ihr für die Führung des Haushaltes einen Arbeitslohn zu geben, welcher der Summe entspricht, die eine fremde Person, welche ihre Arbeit ausführte, kosten würde. Wenn die Frau hingegen den obenerwähnten Gesellschaftsbeitrag für die Erziehung der Kinder geniesst oder wenn sie Vermögen oder eine Erwerbsarbeit hat, dann entfällt diese Pflicht des Mannes, ebenso wenn die Gatten keinen gemeinschaftlichen Haushalt begründet haben. Dies schliesst jedoch nicht aus, dass der Mann — in allen diesen Fällen — durch dieselbe Einrichtung die Stellung der Frau freiwillig erleichtert.

Wohnen die Eheleute nicht zusammen, dann sind die Kinder bei der Mutter, falls man sich nicht freiwillig über eine andere Ordnung geeinigt hat. Dann ist der Mann nur verpflichtet, mit seiner Hälfte für den Unterhalt der Kinder zum Haushalt der Frau beizutragen.

Ehe nicht die Gesellschaft — in einer würdigen und ganz sicherstellenden Weise — den Unterhalt aller ihrer Mitglieder in Krankheitsfällen und im Alter auf sich nimmt, muss die Frau bei der Scheidung dadurch geschützt werden: dass in den Fällen, in denen die Ehegatten die Sache nicht gütlich geordnet haben, das Gericht eine den Verhältnissen des Mannes adäquate Unterhaltssumme für sie bestimmt, gleichviel ob er oder sie die Scheidung verlangt hat. Diese Verpflichtung tritt jedoch nur in einem oder mehreren der folgenden Fälle ein:

wenn die Frau kein eigenes Vermögen oder hinlänglichen Arbeitsverdienst hat;

wenn sie sich in der Ehe durch Verschulden des Mannes oder durch die Mutterschaft eine Krankheit zugezogen hat;

wenn sie in der Ehe, um sich dem Hause und den Kindern zu widmen, die Arbeit, durch die sie sich vor der Ehe versorgt hat, aufgegeben hat oder doch nur teilweise versehen konnte.

Dieser Unterhalt wird — wenn sie kinderlos ist — solange ausgezahlt, bis sie ihre Gesundheit oder Arbeitsfähigheit wieder erlangt hat oder ihre Vermögensverhältnisse sich geändert haben oder sie eine neue Ehe geschlossen hat. Haben die Eheleute hingegen Kinder, die die Frau noch weiter betreut, dann gibt der Mann — unter einer oder mehreren der eben erwähnten drei Voraussetzungen — diesen Unterhalt, bis das jüngste Kind achtzehn Jahre alt ist, während er ausserdem seine vom Gericht bestimmte Hälfte für den Unterhalt jedes Kindes bis zum selben Alter bezahlt.

Wenn ein Teil dem anderen seinen Entschluss, sich scheiden zu lassen, mitgeteilt hat, haben beide die Pflicht, sich an je zwei Personen ihres nächsten Freundes- und Familienkreises zu wenden. Dieser aus vier Personen bestehende „Scheidungsrat“ kann unter Frauen und Männern, Verheirateten und Unverheirateten gewählt werden. Aber es müssen sich darunter zwei Verheiratete und zwei Angehörige aus dem nächsten Verwandtschaftskreis befinden, entweder einer der Eltern oder der Geschwister oder der anderen nächsten Angehörigen.

Wenn jeder der Eheleute seine Ratgeber erhalten hat, werden diese gleichzeitig über die Lage

informiert, und man einigt sich über die Form, unter der die Beratschlagung stattfinden soll.

Dieser Scheidungsrat hat zunächst die Aufgabe, gleichviel ob beide Teile oder nur einer die Scheidung wünscht, zu versuchen, eine übereilte Lösung von Konflikten zu hindern, die — mit anderen Augen als denen der Beteiligten selbst gesehen — vielleicht leicht zu lösen wären. Wenn man einerseits annehmen kann, dass die Freunde das tiefste Verständnis für das Seelenleben der beiden haben und folglich am besten die persönlichen Gründe, die für die Scheidung sprechen, würdigen können, so sind hingegen die Verwandten diejenigen, die aus mehreren Gesichtspunkten — unter anderem auch dem, dass eine Scheidung oft in der einen oder anderen Richtung Leistungen von ihnen selbst verlangt — in der Regel wünschen, dieselbe zu verhindern.

Ein solcher Scheidungsrat macht nur das zur Regel, was in den meisten Fällen schon jetzt Sitte ist: dass die Eheleute vor einer so ernsten Entscheidung sich bei den ihnen am nächsten Stehenden Rat holen. Aber anstatt der jetzigen Warnungen und des schamlosen Ausbreitens ihrer Uneinigkeiten vor Unbekannten könnten die Eheleute dann in privaten Gesprächen — mit jenem Grad von Offenheit, den jeder selbst für gut findet — ihre Schwierigkeiten jenen Personen auseinandersetzen, die schon durch eigene Beobachtung einen gewissen Einblick in dieselben haben. Erst wenn die zwei Ratgeber jedes Teils, jeder für sich und alle zusammen, in ihrem Bestreben, einen der Gatten oder alle beide umzustimmen, gescheitert

sind, soll — ohne weitere Motivierung — die Scheidungsanmeldung bei dem Heiratsvorsteher der Kommune eingereicht werden. Diese Anmeldung kann erst ein halbes Jahr, nachdem die Frage zuerst dem Scheidungsrat vorgelegt wurde, geschehen. Weder dieser noch eine der Parteien darf die Unterhandlung länger als ein Jahr hinausziehen.

Bei der Anmeldung muss der Scheidungsrat persönlich oder schriftlich bezeugen: dass die Ehe mindestens ein Jahr gedauert hat; dass kein Mitglied des Scheidungsrates die Ursache der Scheidung ist; dass der Scheidungsrat wenigstens ein halbes Jahr vor der Anmeldung befragt wurde und dass der eine Teil gleichzeitig von dem Wunsche des andern, die Ehe aufzulösen, in Kenntnis gesetzt war. Diese Zeugnisse werden in das Scheidungsbuch eingetragen. Wenn der eine Teil sich geweigert hat, persönlich oder schriftlich mit Ratgebern zu unterhandeln und vor der Behörde seine Einwilligung zur Scheidung zu geben, kann er diese doch nicht verhindern, falls der andere Teil mit seinen beiden Ratgebern bezeugt: dass der sich Weigernde mindestens ein halbes Jahr vor der Anmeldung mündlich oder schriftlich von dem Wunsche des andern und seinen Gründen unterrichtet wurde.

Wenn der Scheidungswunsch so gesetzlich kundgegeben worden ist, nehmen die Eheleute getrennte Wohnung, falls sie früher zusammen gewohnt haben. Sind keine Kinder da, und ist kontraktlich keine Gütergemeinschaft vereinbart worden, so wird die Ehe ohne weiteres vom Heiratsvorsteher der Kommune ein Jahr nach der er-

wähnten Anmeldung für aufgelöst erklärt, falls nicht beide Gatten im Laufe des Jahres ihr Scheidungsansuchen zurückgezogen haben und falls sie während dieses Jahres vollkommen getrennt gelebt haben. Denn nur durch eine längere Zeit währende Entfernung von einander haben sie Gelegenheit zu erfahren, was bei ihren Misshelligkeiten von wesentlicher, was von unwesentlicher Bedeutung war.

Wenn einer der Ehegatten flüchtig oder geisteskrank geworden ist, kann die Ehe auf Ansuchen des anderen erst drei Jahre nach der Anmeldung aufgelöst werden, und zwar nachdem bestätigt ist, dass man von dem ersterwähnten Teil trotz gesetzmässiger Nachforschung nichts gehört hat, respektive dass derselbe den Gebrauch seiner Vernunft nicht wiedererlangt hat. In allen diesen Fällen wird das Scheidungsurteil in das Scheidungsbuch eingetragen.

In den Fällen hingegen, in denen das Gesetz schon jetzt unbedingt die Scheidung gestattet — wie Ehebruch, entehrende Strafen und dergleichen — kann das Scheidungsverfahren in der Weise verkürzt werden: dass der die Scheidung fordernde Teil — unabhängig sowohl von der Dauer der Ehe wie von einem Scheidungsrat — vor Gericht seine Scheidungsforderung anmeldet und beweist, die dann ein Jahr nach Verkündigung des Urteils vollzogen ist, falls die Eheleute während dieser Zeit getrennt gelebt haben.

Sind Kinder da, wird in beiden Fällen folgendermassen verfahren:

Zugleich mit der Scheidungsanmeldung —

beim Heiratsvorsteher oder beim Gericht — wird mitgeteilt, dass eine Kinderpflegejury zusammengetreten ist, welche sich so zusammensetzt wie bei Streitigkeiten über die Kinder, die während der Ehe entstehen, aber in diesem Falle ohne den Richter als Siebenten. Wenn irgendwie möglich, sollen ein oder mehrere Mitglieder des Scheidungsrats dieser Jury angehören, da diese schon die genaueste Kenntnis der inneren Verhältnisse der Ehegatten haben. Dieser Jury teilen es die Eltern mündlich oder schriftlich mit, wenn sie sich gütlich über den Aufenthalt der Kinder während des Scheidungsjahres geeinigt haben. Billigt die Jury diese Ordnung, so bleibt sie unverändert. Haben sich die Eheleute hingegen nicht geeinigt oder billigt die Jury die Entscheidung nicht, so wird an das Gericht appelliert. Der Richter und die Jury entscheiden dann zusammen nach dem leitenden Grundsatz: dass, wenn nicht wichtige Gründe dagegen sprechen, die Kinder nicht von einander und von der Mutter getrennt werden sollen.

Wird nach Schluss des Scheidungsjahres die Scheidung vollzogen, so tritt die Jury abermals zusammen — zuerst ohne Richter — um den Beschluss zu prüfen, auf den sich die Gatten geeinigt haben, oder um die Frage an den Richter zu verweisen, falls sie sich nicht geeinigt haben oder falls die Jury den Entschluss der Gatten missbilligt. Jeder Teil hat dann das Recht, sowohl jeder für sich wie zusammen, mündlich oder schriftlich seine Sache zu führen, und ebenso wie der Richter und die Jury die nötigen Zeugen vorzuladen. Sie erhalten unentgeltliche Rechtshilfe, dürfen aber, falls nicht

triftige Hindernisse dagegen sprechen, ihre Sache nicht durch einen Vertreter führen lassen.

Der Teil, den die Jury und der Richter auf Grund seiner Sitten oder seines Charakters unwürdig oder unfähig finden, die Kinder zu leiten, verliert das Recht auf sie. Ist dies der Vater, so wird ein Vormund, ist es die Mutter, eine Vormünderin eingesetzt, die sich zusammen mit der Mutter oder dem Vater um die Erziehung der Kinder kümmern müssen. Werden beide unwürdig befunden, so wird — gerade so wie wenn ein nicht geschiedenes Ehepaar unwürdig oder untauglich zur Erziehung seiner Kinder erklärt wird — sowohl ein Vormund wie eine Vormünderin eingesetzt, die elterliche Gewalt über die Kinder auszuüben und von den Eltern oder der Gesellschaft die Kosten des Unterhalts für die Kinder bis zu ihrem achtzehnten Jahre zu empfangen. Denn den Kindern sowohl einen männlichen wie einen weiblichen Einfluss zu sichern, ist unter allen Umständen von Bedeutung.

In den Fällen, in denen beide Eltern gleich würdig und geeignet für die Erziehung der Kinder befunden werden, bleiben die Kinder bis zum fünfzehnten Jahre bei der Mutter und haben dann selbst das Recht, zwischen den Eltern zu wählen. Es ist nämlich eine irrige Annahme, dass der Knabe immer den Vater, das Mädchen die Mutter am meisten braucht. Oft hat der Sohn mehr von der Natur der Mutter, die Tochter mehr von der des Vaters, und das Verständnis ist darum manchmal zwischen Mutter und Sohn und zwischen Vater und Tochter grösser als zwischen Vater und Sohn und

zwischen Mutter und Tochter. Aber als Regel brauchen alle Kinden in der Kindheit die Mutter am meisten. Und wenn die Kinder beim Eintritt in das Jugendalter wählen können, ist das Vorrecht der Mutter bei gleicher Würdigkeit nicht nur die gerechteste Einrichtung, sondern auch die für die Kinder günstigste. Wenn hingegen einer der Teile unbedingt für würdiger und geeigneter erklärt wird, die Kinder zu erziehen, dann erhält dieser sie, sei es nun der Vater oder die Mutter.

Wer als unwürdig oder ungeeignet erklärt wird, die Kinder zu leiten, verliert auch das Recht, sie während eines Teils des Jahres bei sich zu haben.

Wenn ein Teil nur für weniger oder auch für gleich würdig und geeignet erklärt wurde, hat dieser, wenn er es wünscht, das Recht, die Kinder wenigstens ein Neuntel des Jahres hintereinander oder in Intervallen bei sich zu haben. Die entscheidende Autorität kommt dem Teile zu, dem die Kinder zugesprochen wurden. Aber dieser Teil hat die Pflicht, mit dem anderen wenigstens einmal im Jahre mündlich oder schriftlich über die Kinder zu beratschlagen. Denn dass der eine im grossen Ganzen als Erzieher geeigneter ist, schliesst nicht aus, dass der andere wichtige Gesichtspunkte mitzuteilen hat und — gerade dadurch, dass das Beisammensein kein tägliches ist — einen offenen Blick für Dinge haben kann, die der andere vielleicht übersieht. Wenn der Teil, der die Kinder bei sich hat, dies nicht gutwillig erfüllt, oder wenn der andere wesentliche Gefahren für die Kinder entdeckt hat, denen trotz seiner Warnungen nicht

abgeholfen wird, dann kann er den anderen Teil vor eine ähnliche Jury, wie die schon erwähnte, vorladen. Die Jury entscheidet den Zwist und kann dem Widerspenstigen die Kinder abnehmen.

Wenn der Teil, dem die Kinder zugesprochen wurden, eine neue Ehe schliesst, behält er sie dennoch, wenn er selbst unbedingt als der Würdigere und Geeignetere erklärt wurde, oder wenn der andere ganz unwürdig und ungeeignet befunden wurde.

Verhält es sich jedoch so, dass beide für gleich würdig erklärt wurden und die Kinder daher der Mutter zugefallen sind, so kehren sie bei ihrer Wiederverheiratung zum Vater zurück, wenn er sie zurückfordert und selbst keine neue Ehe schliesst. Tut er dies jedoch, dann kann die Mutter sie, auch wenn sie sich wiederverheiratet hat, zurückfordern.

Was die Beurteilung der Sitten und des Charakters der Ehegatten betrifft, so soll das Gesetz nur feststellen: dass weder religiöse noch andere Ansichten mitsprechen dürfen, sondern nur die Art der Persönlichkeit und der Handlungen. Hinsichtlich dieser müssen Jury und Richter in jedem besonderen Falle, unbeeinflusst von allen jetzigen Bestimmungen, ausschliesslich nach den besonderen Umständen urteilen, nach dem erbrachten Beweis — wobei das persönliche Auftreten der Parteien bei den Verhandlungen in die Wagschale fällt — nach den Wünschen der Kinder, wenn diese alt genug sind, solche auszusprechen, und nach ihrem eigenen Gewissen.

Obgleich alle anderen Bestimmungen über den

Ehebruch — ausser der schon erwähnten des Ehebruchs als unbedingten Scheidungsgrunds — aus dem Gesetze verschwinden werden, muss die Jury selbstverständlich auch diesen Umstand aus dem Gesichtspunkte seiner Einwirkung auf das Wohl der Kinder prüfen. Aber da es durchaus nicht ausgemacht ist, dass ein Mann oder eine Frau, die einen Ehebruch begangen haben, darum ein schlechter Vater oder eine schlechte Mutter sein müssen; ja, da dieser Vater oder diese Mutter ein viel besserer und zärtlicherer Erzieher sein kann, als der nicht untreue Teil, so darf der Ehebruch bei der Entscheidung über die Kinder von vorneherein nichts bedeuten.

Wenn das Sondereigentum Gesetz ist, nimmt die Scheidung keinen Einfiuss auf die vermögensrechtlichen Verhältnisse, ausser den schon erwähnten — Wohnungseinrichtung und etwaige Schulden — und ferner noch durch das Aufhören des gegenseitigen Erbrechts der Gatten. Hat hingegen eine Vereinbarung stattgefunden, so ist die Abwicklung Sache des Gerichtes. Dass Kinder verschiedener Ehen nur ihren eigenen Vater und ihre eigene Mutter beerben, ist für den neuen Rechtsbegriff ebenso wie für den schon jetzt geltenden natürlich. Bei dem Tode eines der Gatten wählt der Überlebende, wenn es der Vater ist, einen weiblichen, wenn es die Mutter ist, einen männlichen Vormund, der mit ihnen die Verantwortung für die Verwaltung des Erbteils der Kinder teilt und ihnen Ratschläge bei ihrer Erziehung gibt. Sind beide Eltern gestorben, so setzt das Gericht einen männlichen und einen weiblichen Vormund ein.

Über Kinder, die ausserhalb der Ehe geboren sind, behält die Mutter alle Rechte. Wo die Vaterschaft anerkannt oder bewiesen ist, der Vater aber nicht freiwillig seine Hälfte zum Unterhalt des Kindes beiträgt, kann er verklagt werden, und nach der gefällten Entscheidung des Gerichtes kann der — mit den Bedürfnissen des Kindes steigende — Beitrag bei ihm eingetrieben werden, bis das Kind das achtzehnte Lebensjahr erreicht hat. Das Kind hat das Recht auf dasselbe Erbteil nach Vater und Mutter, wie die in der Ehe geborenen Kinder, und — bei der Eintragung in das Geburtenbuch — dasselbe Recht auf den Namen eines derselben oder beider.

Dass „la recherche de la paternité“ Frauen verleiten kann, die Vaterschaft eines Mannes falsch zu beschwören — ebenso wie Männer, sich falsch davon loszuschwören — darf nicht dagegen sprechen, dass das Gesetz doch klar die Vaterpflicht hervorhebt. Nur so kann es in diesem Falle die Gewissen erziehen.

Wenn der Mann ein unmündiges Mädchen zum Zusammenleben verlockt hat und dieses durch die Schuld des Mannes oder durch die Mutterschaft beweisbar ihre Gesundheit oder ihren Arbeitsverdienst verloren hat und beim Aufhören des Verhältnisses mittellos ist, kann sie den Mann, wenn er sich weigert, ihr gutwillig ausreichenden Unterhalt zu geben, vor Gericht verklagen. Und er kann nicht allein verurteilt werden, sie für eine gewisse Zeit zu erhalten, sondern — unter erschwerenden Verhältnissen — auch für immer.

Wenn ein Mann einer Frau, gleichviel, ob sie

volljährig ist oder nicht, wissentlich eine ansteckende Krankheit überträgt, wird er ausserdem zu mindestens sechs Monaten Gefängnis verurteilt, die nicht in eine Geldstrafe umgewandelt werden können. Dasselbe Urteil trifft unter gleichen Verhältnissen eine Frau.

Weder dieses noch irgend ein anderes Gesetz wird Kinder davor schützen können, Mütter zu erhalten, die sie vor ihrer Geburt um das Recht auf einen Vater betrügen; Mütter, die sich gewissenlos gewissenlosen Männern hingeben, welche sich dann von ihrer Vaterpflicht freischwören, ja vielleicht Anlass dazu haben, da für dasselbe Kind mehrere Väter angegeben werden könnten! Aber es ist von tiefster sittlicher Bedeutung, dass sich wenigstens das Gesetz auf die Seite der Schwächeren — nämlich der Kinder und in den meisten Fällen der Mütter — stellt, anstatt wie jetzt seine Unterstützung jenem Teile zu leihen, der die grösste Möglichkeit hat, sich seiner Verantwortung zu entziehen!

Sogar die aufgedrungene Verantwortung wird wirksam, wenn schon nicht für das Individuum selbst, so doch für die Gestaltung einer Gesellschaftsordnung, die den gewissenlosen Vater mit tiefer, berechtigter Verachtung treffen wird — anstatt wie jetzt jede Mutterschaft ohne die Ehe mit Verachtung zu strafen, gleichviel wie pflichterfüllend und verantwortungsschwer sie auch sein mag!

Durch die Aufhebung aller jetzigen Einschränkungen in diesem Falle muss ein neues Gesetz den volljährigen Staatsbürgern volle Freiheit geben, ihre erotischen Verbindungen — unter

eigener Verantwortung und Gefahr — mit oder ohne Ehe zu ordnen. Weder Mann noch Frau sollen die Möglichkeit haben, an den anderen irgend welche Ansprüche auf Grund einer früheren Verbindung zu stellen, mit Ausnahme einer nicht gesetzlich gelösten Ehe oder eines der beiden auf der vorhergehenden Seite erwähnten Fälle.

Eine Doppelehe, sowie Geschlechtsverhältnisse in verbotenem Vewandtschaftsgrad oder bei Krankheiten, die das Gesetz als Ehehindernisse erklärt hat, oder mit Personen unter achtzehn Jahren werden vom Gesetz als strafbare Vergehen betrachtet. Ebenso Notzucht, homosexuelle und andere perverse Erscheinungen. Aber das Urteil wird in diesen wie in den ebenerwähnten Fällen vom Richter gemeinsam mit einer Jury gefällt, die nur aus Ärzten und Kriminalpsychologen besteht. Diese Jury muss in jedem Fall über den Grad der Verantwortlichkeit und die davon abhängende künftige Behandlung des Angeklagten als Kranken oder als Verbrechers entscheiden. Wird er im einen wie im anderen Falle als unheilbar angesehen — und dazu als gefährlich für die öffentliche Sicherheit — so muss er für Lebenszeit von der Gesellschaft abgeschlossen werden.[10])

Es ist nicht anzunehmen, dass die Ehe auf dem Wege der Gesetzesreform in der hier angegebenen Richtung umgestaltet werden wird, sondern wahrscheinlich auf dem Wege des Handelns. Dies geschieht durch Männer und Frauen, die sich den unwürdigen Eheformen, die das Gesetz noch fest-

stellt, nicht unterwerfen wollen, sondern freie, sogenannte „Gewissensehen“ eingehen.[11])

Die, welche meinen, dass die Eltern nicht das Recht haben, ihre künftigen Kinder den Leiden auszusetzen, die eine solche Ausnahmestellung mit sich bringen kann, dürften teils diese in der Regel ungefährlichen Leiden sehr überschätzen, teils vergessen sie, dass Eltern höhere Pflichten haben können als die gegen die Kinder. Bei der Verteidigung des Vaterlandes finden alle es natürlich, dass Eltern — beispielsweise in einer belagerten Stadt — die Kinder leiden und mit sich untergehen lassen; ja, man würde es Verräterei nennen, wenn sie um der Kinder willen die Stadt aufgäben. Aber es gibt noch eine andere, allerdings vernachlässigte Form der Verteidigung des Vaterlandes, nämlich es vor der Schmach zu schützen, Gesetze zu haben, die die Anforderungen der Gerechtigkeit und Freiheit verletzen. Ein solches Gesetz ist für die Begriffe der neuen Zeit das Ehegesetz in unserem Lande wie in anderen europäischen Ländern.[12])

Es gibt auch eine ideelle Steuerverweigerung, und die Menschen müssen aufhören, dem Gesetzesgehorsam ihren Tribut für Formen zu zollen, die die Grundsätze verletzen, auf denen die moderne Gesellschaft im übrigen ruht.

In diesem wie in anderen Fällen wird es nicht anders, ehe nicht die Menschen anfangen, sich ihrer Opfergaben auf den Altären der Götter, die sie nicht mehr anbeten, zu schämen. Ehe nicht die Mitglieder der Gesellschaft ihren ernsten Widerstand zeigen, können sie nicht verlangen, dass die Gesellschaft ihren neuen Forderungen Gehör

schenke. Man überzeugt die Gesetzgeber nicht von dem Werte von Werten, für die man selber nichts leiden will! Und ihren Kindern können Eltern kein besseres Erbe hinterlassen als die Überzeugung, dass sie für ihr Gewissen etwas geopfert haben. Die Menschen, die sich zu solchen Opfern entschliessen, sind immer diejenigen, bei denen Ehrgefühl und Gewissen zarter organisiert sind als bei anderen. Man braucht also nicht zu befürchten, dass die Gewissensehen selbst jetzt Zügellosigkeit mit sich bringen würden. Sondern sie würden den „Gesellschafterhaltern" die Furcht vor der Zügellosigkeit einflössen — und so das neue Gesetz erzwingen!

Freilich würde das Übelwollen im Anfange die Eheprotestanten — „die Gesetz und Sitte verletzen", um ein höheres Gesetz, eine höhere Sitte zu schaffen — in einen Topf mit den Leichtsinnigen werfen, die mit dem Gesetze spielen. Aber auf die Länge ist dieses Übelwollen immer unschädlich. Denn wenn ein Zug der Menschennatur allgemein gültig ist, so ist es ihre Fähigkeit, sich früher oder später von der Überzeugung überzeugen zu lassen!

Aus einem Rückblick auf das Vorhergehende dürfte klar hervorgehen: dass nichts hier auf die Feststellung einer einzigen — als ausschliesslich sittlich erkannten — Form des Geschlechtslebens abzielte. Aber weil nur die Festigkeit, die das Gesetz besitzt, die Gefühle und Sitten der Mehrzahl in tiefgehender Weise umbilden kann, bedarf es bis auf weiteres eines neuen Gesetzes, um

das Wachstum der höheren Gefühle zu stützen, die schliesslich jedes Ehegesetz überflüssig machen werden.

Im Zusammenhang mit der Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit wurde betont, dass die kirchliche und gesetzliche Feststellung des monogamischen Ideals als einziger Form der geschlechtlichen Sittlichkeit zur Folge hatte: dass man ohne weiteres annahm, dass die Forderungen der Evolution vollkommen mit den bestehenden Gesetzen und Sitten übereinstimmen; dass man darum nun — durch das Fehlen eines anerkannten Rechtes auf vielseitigere Erfahrungen — beinahe ebenso unwissend über die der Entwicklung der Menschheit günstigsten Formen der geschlechtlichen Sittlichkeit ist wie vor tausend Jahren; und dass daher die Lebensforderungen des Menschengeschlechts ebensowohl wie die Glücksforderungen des Individuums für ein erweitertes Recht auf solche Erfahrungen sprechen.

Niemand weiss, ob man nicht am Ende der neuen Wege wieder vor dem Rätsel der Sphinx stehen wird: dem Rätsel, wie die Eltern es vermeiden sollen, für die Kinder geopfert zu werden, oder diese für die Eltern. Das einzige Gewisse ist, dass man auf dem Wege, den man bisher wandelte, ebenfalls zu der Sphinx geführt wurde. Und alle zu ihren Füssen Zerrissenen beweisen, dass die Menschheit auf diesem Wege nicht der Lösung des Rätsels nahte!

Der hier überall leitende Gesichtspunkt war der, dass die Menschen — in dem Masse, in dem das Leben selbst des Lebens Sinn wird —

auch in allen ihren Empfindungen und Werken immer bewusster von Rücksichten auf die Gattung bestimmt werden. Es ist folglich nur eine Zeitfrage, wann die Achtung der Gesellschaft für eine Geschlechtsverbindung nicht von der Form des Zusammenlebens abhängen wird, das zwei Menschen zu Eltern macht, sondern nur von dem Werte der Kinder, die sie zu neuen Gliedern in der Kette der Geschlechter schaffen. Männer und Frauen werden dann ihrer geistigen und körperlichen Vervollkommnung für die Geschlechtsaufgabe denselben religiösen Ernst widmen, den die Christen der Seligkeit ihrer Seele weihen. Anstatt göttlicher Gesetze über die Sittlichkeit des Geschlechtsverhältnisses wird der Wille zur Hebung des Menschengeschlechtes und die Verantwortung dafür die Stütze der Sitten sein. Aber die Überzeugung der Eltern, dass der Sinn des Lebens auch ihr eignes Leben ist, dass sie also nicht nur um der Kinder willen da sind, dürfte sie von anderen Gewissenspflichten befreien, die sie jetzt in bezug auf die Kinder binden, vor allem von der Pflicht, eine Verbindung aufrecht zu erhalten, in der sie selbst untergehen. Das Heim wird vielleicht mehr als jetzt eins mit der Mutter werden, was — weit davon entfernt, den Vater auszuschliessen — den Keim eines neuen und höheren „Familienrechts" in sich trägt.

Und wenn jedes Leben als Selbstzweck betrachtet wird, aus dem Gesichtspunkt, dass es niemals wieder gelebt werden kann und daher so voll und gross als nur möglich gelebt werden muss; wenn jede Persönlichkeit als ein nie zuvor

seiender und nie wiederkehrender Lebenswert geschätzt wird, dann wird auch das erotische Glück oder Unglück eines Menschen nicht nur von grösserer Bedeutung für ihn selbst sein. Nein, es wird es auch für das Ganze: durch die Kinder und die Werke, die sein Glück der Menschheit schenken, sein Unglück ihr rauben kann.

Für sich selbst, sowie für andere wird das Individuum dann das Recht, dem Glück zu entsagen, ebenso gewissenhaft prüfen, wie man sich nun der Pflicht beugt, das Unglück zu tragen. Die Bedeutung des Zusammenlebens der Eltern für die Kinder wird auf die Art desselben übertragen werden, wenn man eingesehen hat, dass — im letzten Grunde — die neue Generation am meisten dadurch gewinnt, dass die Liebe allezeit und allenthalben als Voraussetzung für den höchsten Wert des Zusammenlebens aufgestellt wird.

Dies ist das Verheissungsvolle, das der neue Weg verspricht. Aber die meisten sehen die Verheissungen über den möglichen neuen Gefahren nicht. Diese Furcht lähmt stets den Mut, das Unerprobte zu wagen, um das Wertvolle zu finden!

Es ist erstaunlich, dass diese vor der Zukunft Bebenden niemals Trost in der Vergangenheit suchen! Sie würden dann z. B. finden, dass, als der Stamm aufhörte, eheschliessend zu sein, als der Vormund die Frau nicht länger in Unmündigkeit zu halten vermochte und der Mundmann sie nicht mehr von der Ehe abhalten konnte, ganz dieselbe „Auflösung der Gesellschaft und der Familie“ geweissagt wurde, die nun bei freieren

Formen der Ehe befürchtet wird! Aber dieselben Menschen, die heute über die früheren Befürchtungen lächeln, sind von der Stichhaltigkeit der letzteren überzeugt! Denn in keinem Falle ist der Mensch zaghafter im Glauben, als wenn es sich um das Vermögen seiner eigenen Natur handelt, äussere Bande durch innere zu ersetzen. Und doch, lange bevor die neuen Formen fertig sind, quellen die neuen Gefühle über, die sie füllen sollen! Die Zukunft historisch anzusehen, für das noch nicht Eingetroffene auf die gegebenen — guten oder bösen — Folgen derselben immer wirkenden Ursachen zu vertrauen, dies kommt jedoch den Gesellschafterhaltern nicht in den Sinn. Ihr Glaube an Gottes Leitung ist immer retrospektiv!

Die Lebensgläubigen wissen hingegen, dass die Lebensbedürfnisse das nährende Erdreich der Gefühle waren, die einstmals den Kern der Gesetze bildeten, von denen jetzt nur mehr die Halme übrig sind. Aber die Erde hat ihre nährende Kraft ebenso wenig erschöpft wie die Gefühle ihre lebenschaffende Macht! Die Lebensgläubigen messen darum den alten Halmen wenig Gewicht bei, sondern sie legen alles Gewicht darauf, dass die Erde ihre Tragkraft steigere.

Ein grosser und gesunder Lebenswille in bezug auf die erotischen Gefühle und Forderungen — dies ist es, was unsere Zeit braucht! Hier drohen von weiblicher Seite wirkliche Gefahren. Und unter anderem auch, um diese Gefahren abzuwenden, müssen neue Formen der Ehe geschaffen werden.

Immer mehr wertvolles und entwicklungsfähiges Menschenmaterial, dies ist es, was wir in erster Linie schaffen müssen. Die Möglichkeit, es zu erhalten, kann unter festen Formen des Geschlechtslebens im Niedergang begriffen sein, unter freien aber im Aufsteigen, und umgekehrt. Nicht nur weil die Gegenwart mehr Freiheit verlangt, sind ihre Forderungen verheissungsvoll, sondern weil die Forderungen sich immer mehr dem Mittelpunkt der Frage nähern — der Überzeugung, dass die Liebe die vornehmste Bedingung für die Lebenssteigerung der Menschheit und der Einzelnen ist.

Daraus folgt, dass das neue Ehegesetz zur Freiheit erziehen muss, wenn es auch um der Freiheit der Frau willen dem Manne einige seiner jetzigen Rechte nehmen und um der Kinder willen die jetzigen Freiheiten des Mannes wie die der Frau einschränken muss. Aber das eine wie das andere gereicht schliesslich der Liebe zum Gewinn.

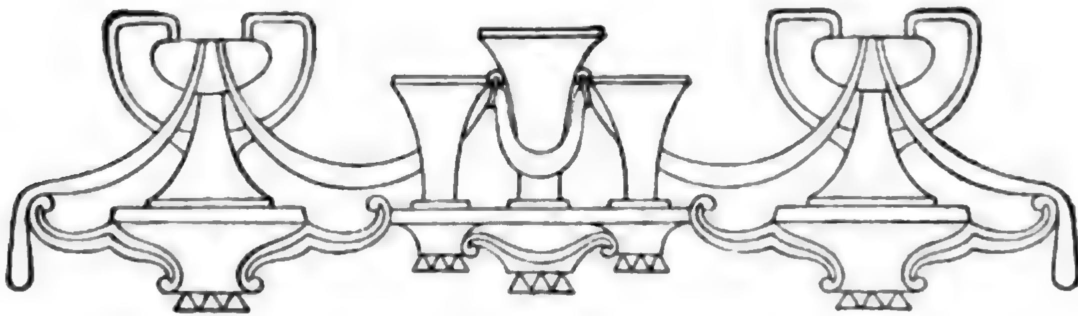
Wer an eine für die Liebe und durch die Liebe vervollkommnete Menschheit glaubt, muss jedoch lernen, mit Jahrtausenden zu rechnen, nicht mit Jahrhunderten, noch weniger mit Jahrzehnten!

Denn die grosse Liebe kommt in derselben wunderbaren Weise zur Menschheit wie der Frühling zu den Ländern oberhalb des Polarkreises, wo man den Wipfel der Birke begrünt aus dem Schnee emporragen sieht, der nicht nur den Boden rings

um sie, nein auch noch die unteren Zweige des Baumes selbst deckt!

Steht einmal der ganze Wald frühlingsgrün da, dann braucht das Ehegesetz nur den von dem französischen Revolutionär vorgeschlagenen — schon damals inhaltreichen, aber seither durch die Seele noch eines Jahrhunderts erweiterten — Paragraphen zu enthalten:

Die, die sich lieben, sind Mann und Frau.



Anmerkungen

1. Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit

[1]) Man sehe Tolstoi, besonders „Die Kreutzersonate“ und „Die sexuelle Frage“.

[2]) Lord Chesterfield.

[3]) Tolstoi, Maupassant, Gunnar Heiberg, Strindberg, Heidenstam u. a.

2. Die Evolution der Liebe

[1]) Man sehe Briefwechsel zwischen Erwin Rohde und Nietzsche. Als eine mit einer antiken Gedankenrichtung zusammenhängende moderne Spekulation mag hier ein kürzlich aufgestelltes Paradoxon erwähnt werden: dass der Schluss- und Höhepunkt der Menschheitsentwicklung der Hermaphroditismus sein sollte.

[2]) Man sehe Yrjö Hirn: „Der Ursprung der Kunst“.

[3]) Man sehe Charles Albert: „L’Amour libre“.

[4]) In „Stille Tiefen“ und anderen Arbeiten hat Anna Roos und in der Novelle „A quarante ans“ Hilma Angered-Strandberg diese Eigenart der Frau behandelt, die von grosser Bedeutung für die Evolution der Liebe wie der Menschheit ist und darum nicht bekämpft, sondern nur entwickelt werden soll. Solange die Frau sich ohne Unterscheidung gab, war die Auswahl der Liebe noch ohne Bedeutung. Erst nachdem die Schamhaftigkeit entstanden war, war diese Auswahl möglich und gereichte der Gattung zum Vorteil. Denn wenn die Schamhaftigkeit schliesslich von der starken Anziehung besiegt wird, die ein bestimmter Mann ausübt, kommt dies oft daher, dass der Liebesinstinkt des Weibes bei ihm eine für das Menschengeschlecht wertvolle Eigenschaft gefunden hat.

[5]) Auf die nordischen Nachfolger von „Ein Handschuh“ braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Aber auch im Ausland ist die Frage nun in Länder gedrungen, wo der ganz verschiedene Volkscharakter zeigt, wie tief bedeutsam die Macht des Zeitgeistes ist. So hat z. B. Marcel Prévost das Problem in „Vierges Fortes“ behandelt, Paul und Victor Margueritte in „Nouvelles Femmes“, und in Deutschland hat Veras (auch ins Schwedische übersetzte) „Eine für Viele“ acht verschiedene Schriften pro und contra hervorgerufen. Die als Zeichen der Zeit bemerkenswerteste aus der „Veraliteratur“ ist Felix Ebners „Meine Bekehrung zur Reinheit“, wo ein junger Mann aus dem Gesichtspunkt der Liebe für die Enthaltsamkeit des Mannes spricht.

[6]) Lou Andreas-Salomé: Der Mensch als Weib.

[7]) Man sehe „Ellen von der Weiden“ von Gabriele Reuter. Aber nicht nur in der Frauenliteratur wird die neue Liebe verkündigt. Schon jetzt gibt es Männer, die ganz begreifen, was die Frau will. Unter den Älteren hat G. Meredith — sowie Ibsen, Björnson und Jonas Lie — es teilweise verstanden. Aber Maeterlinck spricht vor allen anderen Zeitgenossen von jener wunderbaren Liebe, „die zwischen den Menschen gewöhnlich sein sollte, aber so selten ist, dass sie sie blendet und ihnen wahnsinnig vorkommt; eine naive und doch klarsehende Liebe, die mutig ist und zugleich weich wie eine Blume; die alles nimmt und doch mehr gibt, die sich niemals bedenkt und niemals fehlgreift, die durch nichts erschreckt, durch nichts verwundert wird; die ein mystisches, anderen unsichtbares Glück sieht und erfasst; die es überall in allen Prüfungen und Möglichkeiten vor Augen hat und sich lächelnd bis zum Verbrechen vorwagt, um es zu erlangen . . .“ Ein anderer ist Peter Altenberg, der in tausend Tonarten wiederholt: wehe dem Weibe, das sich mit dem zufrieden gibt, was der moderne Mann ihr bietet, denn sie zerstört den tiefsten Plan der Natur: dass sie den Mann von seiner rückständigen Roheit in Gefühl und Sitte befreien soll, ihn befreien durch ihre unnachgiebige Forderung an Verfeinerung und Veredlung der Liebe. Und noch andere jüngere Dichter könnten erwähnt werden.

Die Franzosen haben sowohl in bezug auf die Zeit

wie auf die Art, die Frage auf dem Gebiete des Essays zu behandeln, den Vorrang, in erster Linie durch Stendhals „De l'amour“ — den vollsten Ausdruck der schon den Liebeshöfen bewussten französischen Romantik, für die die Liebe der höchste Wert des Lebens ist, aber ein Lebensinhalt, der mit der Ehe nichts gemein haben kann. Andere Arbeiten sind Stahl: De l'amour; Michelet: L'amour; Bourget: Psychologie de l'amour. In Deutschland haben die letzten Jahre u. a. folgende Essaysammlungen von männlichen Schriftstellern gebracht: K. Hessen: „Das Glück in der Liebe“; M. Schwann: „Liebe“; Dr. L. Gumplowicz: „Ehe und freie Liebe“; Leo Berg: „Das sexuelle Problem“; „Brautstandsmoral“ von R. R. Michels und verschiedene mir unbekannte Arbeiten wie: „Gebt uns die Wahrheit“ von Else Jerusalem-Kotanyi; A. Rauber: „Fragen der Liebe“ und die „Donjuansage“; „Ist freie Liebe Sittenlosigkeit?“ „Sollen wir heiraten?“ von Dr. N. Grabowsky; „Moderner Eheschacher“ von F. Sturmer; „Der Kampf der Geschlechter“ von E. v. Nummersdorf; „Die Liebe des Übermenschen“ von Marie Halm usw. Ferner eine Menge Schriften über die Aufklärung der Jugend über die geschlechtlichen Dinge. In England gab schon Tennyson dem „new woman“ ihren Namen und kündete ihre Wünsche, und viele andere haben dort seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mittelbar den Begriff der Erotik vertieft, unter den Schriftstellerinnen besonders die Schwestern Brontë und Miss Mulloch. In letzter Zeit hat George Egerton in „Rosa Amorosa“ und Edward Carpenter in „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden“ jeder in seiner Weise die Evolution der Liebe ausgezeichnet behandelt; letzterer hat auch andere mir unbekannte Arbeiten über die Frau, die Liebe und die Ehe geschrieben und verweist auf mehrere solche wie „Woman free“ von Ellis Ethelmore, „A noviciate for Marriage“ von Edith M. Ellis. In Italien haben unter anderen Mantegazza über die Liebe und Vaccaro über die Evolution der Liebe geschrieben, aber beide sind mir unbekannt.

Hier sind nur jene Arbeiten genannt, die ausserhalb des wissenschaftlichen Gebiets stehen und darum für das Eindringen der Frage in das allgemeine Bewusstsein bezeichnend sind. In dieser Beziehung auch nur eine flüch-

tige Übersicht über die Belletristik zu geben, wäre undenkbar. Wer einen kurzen Überblick haben will, dem sei eine kleine Broschüre von Dr. Paul Bergamann empfohlen: „Die werdende Frau in der neuen Dichtung“. Ebenso Dr. Ella Mensch: „Die Frau in der modernen Literatur“. Aber seit diese Arbeiten geschrieben wurden (Ende der neunziger Jahre), ist der Stoff wieder sehr gewachsen. Ein neuerer Beitrag ist ein Artikel „Das Liebesproblem in der modernen Literatur“ von Irma von Troll-Borostyani. In Norwegen hat mehrere Jahre hindurch besonders Alvilde Prydz die Sache des „neuen Weibes“ geführt, sowie Magdalene Thoresen stets die der grossen Liebe. In Deutschland ist Elisabeth Dauthendeys Buch „Vom neuen Weibe und seiner Liebe“ aus ganz demselben Gedankengang herausgeschrieben, wie die Bücher von Alvilde Prydz.

In diesem Zusammenhange muss darauf hingewiesen werden, dass sowohl die Rechtswissenschaft wie die Nationalökonomie sich im neunzehnten Jahrhundert fleissig mit der Frage der Ehe befasst haben. Von sozialistischer Seite hat Engels ihren Zusammenhang mit dem Privateigentum im „Ursprung der Familie“ dargelegt, einem Werke, das für die Auffassung seiner Gesinnungsgenossen grundlegend wurde, und es würde zu weit führen, an die Beiträge sozialistischer Utopisten zu dieser Frage zu erinnern; der seelenvollste ist William Morris: „News from nowhere“. Aber vor allem hat die Anthropologie und die Ethnographie im vergangenen Jahrhundert eine ganze Literatur über einschlägige Fragen geschaffen. So hat sich allmählich die Anschauung gebildet: dass auch in bezug auf die geschlechtliche Sittlichkeit die Normen menschlich und relativ sind, nicht göttlich und absolut. Aber auf die Evolution der Liebe selbst, in dem Sinne, in dem das Wort hier gebraucht wurde, hat diese Forschung keinen wesentlichen Einfluss ausgeübt. Nicht mit Dokumenten der historischen Entwicklung der Liebe und Ehe, sondern mit der jetzigen Bewegung für die Freiheit um Persönlichkeitsentwicklung der Frau steht die letzte Epoche der Evolution der Liebe im Zusammenhang. Das hindert jedoch nicht, dass einige Schriftsteller versucht haben, ihre Zukunftsbilder von der Freiheit der Liebe dadurch zu stützen, dass sie

beispielsweise den Wert des Matriarchats hervorgehoben haben, die Form, die Bachofen und Mac Lennan als die ursprüngliche der Familie ansehen und mit ihnen eine Menge anderer Forscher, Morgan, Kovalevsky, Lubbock u. A. Andere hingegen — z. B. der Däne Professor Starke und der Finnländer Professor Westermarck — haben sich auf den entgegengesetzten Standpunkt gestellt und haben andere Geschlechtssitten mit patriarchalischen Verhältnissen als Ausgangspunkt der Familie bezeichnet. Der Kampf zwischen dieser „Familientheorie“ und den eben erwähnten Forschern, die „Stammehen“ annehmen, ist noch nicht zu einem endgültigen Abschluss geführt. Aber die neuen Begriffe über die geschlechtliche Sittlichkeit gehen ihren Weg unabhängig vom Ausgang dieses Kampfes.

3. Die Freiheit der Liebe

[1]) „Der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten“ von Dr. Sachs; „Eine Mutterpflicht“ von der Lehrerin E. Stichl; „Was sollen unsere erwachsenen Töchter von der Ehe wissen?“ von Dr. med. Marie von Thilo; „Erziehung und Erzieher“ von Rudolf Lehmann. Mir unbekannte, aber von Fachmännern hervorgehobene Arbeiten über diese Frage sind: Dr. A. Herzen: „Wissenschaft und Sittlichkeit“; Dr. med. Kornig: „Die Hygiene der Keuschheit“; Prof. Dr. A. Hein: „La vie sexuelle chez l'homme“; Hegar: „Der Geschlechtstrieb“. Weitere Aussprüche liegen u. a. vor: von den Professoren Max Gruber in Wien und Henrik Pontoppidan in Dänemark; ferner die einhellige Erklärung der norwegischen medizinischen Fakultät 1888; der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten; und der sogenannten Ethosvereine in Deutschland und der Schweiz; der Aufruf zwanzig deutscher Professoren an die studierende Jugend; die Aussprüche der Brüsseler Konferenz 1899 u. s. w.

Die grosse internationale, von Josephine Butler geschaffene Föderationsbewegung umfasst jetzt die meisten europäischen Länder. Die Frage hat eine grosse Literatur

hervorgerufen, die sie aus religiösem, medizinischem, sozialpolitischem und frauenrechtlerischem Gesichtspunkt beleuchtet. Auf die allgemeine Meinung haben auch Bücher wie Lenneps „Klaasje Zevenster", Hugos „Les Misérables", Tolstois „Auferstehung" u. a. weckend gewirkt.

[2]) Margarete Beutler: Gedichte.

4. Die Auswahl der Liebe

[1]) Im Anhang zum „Jahrhundert des Kindes" sind eine Menge Arbeiten — von Darwin, Galton, Haycraft, Ribot, Gjellerup u. a. — über die Vererbungsfrage angegeben. In Rede und Schrift ist der norwegische Arzt Dr. Dedicken lange ein Vorkämpfer für die Forderung eines ärztlichen Zeugnisses bei der Verheiratung gewesen, und auch der deutsche Arzt Alsberg verlangte (beim Ärztekongress in Kassel) ein Gesetz, das ein Gesundheitszeugnis als Bedingung für die Ehe forderte. Unter den Beispielen für die Rücksicht auf die Nachkommenschaft erwähnt der schwedische Professor Ribbing in einer Broschüre „Wen darf man heiraten?", dass in der Stadt Tenna in der Schweiz alle jungen Mädchen, die den sogenannten Bluterfamilien angehörten, einen Bund schlossen, der sie verpflichtete, nicht zu heiraten, um so diese furchtbare Krankheit auszurotten. Jeder dürfte einzelne Beispiele ähnlichen Mutes kennen. Ein einziges mag angeführt werden: ein neunzehnjähriges Mädchen erfuhr von dem Manne, den sie liebte, dass er sich die Möglichkeit einer gesunden Nachkommenschaft verscherzt hatte. Und sie hatte die Stärke, sich von ihm zu trennen, obgleich ihre Liebe so tief war, dass sie ihr seither jede andere Verbindung unmöglich gemacht hat. In der europäischen Belletristik soll — ausser Zola — W. Jordan („Die Sebalds", „Zwei Wiegen") das Problem behandelt haben, ebenso André Couvreur in „La Graine" und einige englische Schriftstellerinnen: E. Robin in „The open question"; Mona Cairn: „Morality of Marriage", Linn Lynton u. A. Ein neuer Beitrag ist Professor Combes Buch: „Die Nervosität des Kindes".

[2]) Walt Whitman: „Children of Adam" (man sehe Leaves of Grass).

*) „Die angeborenen Anlagen bei einem Kinde“, schreibt Professor Ehrenfels in einem Briefe, „sind für die Menschheit wichtiger als seine Erziehung. Für diese letztere — sowie für das Glück der Eltern selbst — ist die Liebesharmonie der Gatten wichtig. Für die Anlagen hingegen ist es von höchster Bedeutung, dass beide Eltern physisch und psychisch gut ausgerüstet sind, denn selbst wenn sie einander verabscheuen sollten, erhält das Kind dessenungeachtet gute Anlagen, obgleich natürlich die Erziehung durch uneinige Eltern dann den Anlagen entgegenwirkt. Vielleicht wird es als bedeutungsvoll für die Anlagen bewiesen werden können, dass das Kind in leidenschaftlicher Liebe gezeugt wurde. Wahrscheinlich ist es, dass die individuelle Liebe — die sich schon bei den Tieren zeigt — irgend einen unergründeten Vorteil birgt, da sie, obgleich ein Hindernis für die Fortpflanzung, doch im Kampfe ums Dasein entstehen und sich erhalten konnte — was nicht möglich gewesen wäre, wenn der Vorteil nicht den Nachteil übertreffen würde. Aber was man schon jetzt weiss, ist: dass die Entwicklung der Menschheit davon abhängt, dass die psychophysisch gesündesten, stärksten und höchst begabten sich weiter fortpflanzen, während hingegen die schlecht ausgerüsteten — durch Auslese, eigenen freien Willen und Gesetz — immer mehr von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden. Aber da der Prozentsatz der für die Fortpflanzung ungeeigneten Männer noch viel grösser ist als bei den Frauen, und es auch noch lange verbleiben wird, verlangt sowohl die Vermehrung der Menschheit der Anzahl nach sowie ihre Wertsteigerung, dass — während einer jetzt der Dauer nach nicht bestimmbaren Übergangsperiode — die monogamische Ehe nicht als höchste sittliche Form des Geschlechtsverhältnisses aufrechterhalten werde. Für die persönlichen Wünsche der Frau wird die Monogamie immer das Ideal sein, weil sie in dieser Form ihr Leben als Geschlechtswesen voll ausleben kann. Aber dasselbe ist nicht beim Manne der Fall. Dieser ist von der Natur geschaffen, mit seinesgleichen nicht um eine einzige, sondern um mehrere Frauen zu kämpfen. Und für die Entwicklung der Menschheit ist es wichtig, dass die Frau einzusehen beginnt, dass eine Niedrig-

keit darin liegt, sich in der monogamischen Ehe mit einem aus dem Gesichtspunkt der Nachkommenschaft schlechten Manne zu begnügen, sowie dass es selbstsüchtig ist, durch die monogamische Ehe einen aus diesem Gesichtspunkt vortrefflichen Mann für sich allein zu behalten. In beiden Fällen wird der Menschheit ihr Recht auf das beste Blut geraubt. Nur mit einem mittelmässigen Manne ist die Monogamie sittlich. Der vortreffliche Mann verfehlt seine Bestimmung als Geschlechtswesen, wenn er nur eine Frau zur Mutter macht, wie gut und schön diese eine Frau auch sein mag. Ein solcher Mann gehört vielen Frauen, unter der Voraussetzung, dass er sie zu Müttern des kommenden Geschlechtes macht. Man wird möglicherweise einmal beweisen, dass die Gatten, die einander lieben, bessere Kinder haben, als die, welche sich nicht lieben. Aber man wird nicht beweisen können, dass die Männer und Frauen, die für die Monogamie taugen, darum die besten Kinder haben. Dies würde nämlich zeigen, dass die Liebe zwischen einem Manne und einer Frau nur dann echt wäre, wenn sie sie zur Monogamie bestimmt. Aber dieser Satz widerstreitet bis auf weiteres aller Erfahrung.“ Der hier angeführte Brief von Professor Ehrenfels war an mich als eine allzu rücksichtslose Verkünderin der Einheit der Liebe gerichtet; und zur Vervollständigung dessen, was mein eigener Standpunkt an Einseitigkeit haben mag, habe ich seine Anschauung der Frage dargelegt. Mit Hinblick auf die Art, wie die Diskussion über diese Themen geführt wird, mag erwähnt werden, dass Professor Ehrenfels nicht nur ein bekannter Gelehrter, sondern auch glücklich verheiratet und Familienvater ist, und dass es folglich keine persönlichen Argumente sind, die er vorbringt.

[4]) Helene Böhlau hat in einer Novelle „Muttersehnsucht“ (Sommerbuch) ein solches Problem behandelt. Der Ausspruch, dass ein Ehebruch aus dem Gesichtspunkt der Geschlechtsveredlung als ethisch angesehen werden könne, muss mit den Ausführungen in dem Aufsatze „Freie Scheidung“ zusammengestellt werden, wo darauf hingewiesen wird, dass solche Fälle Ausnahmen bleiben müssen, während die Entwicklungslinie die ist, dass die Scheidung frei wird.

[5]) Man sehe — ausser Darwins Arbeiten — z. B. Geddes' und Thomsons „Evolution of Sex"; Sicard: „L'Evolution sexuelle dans l'espèce humaine"; Bölsche: „Liebesleben in der Natur"; v. Hartmann: „Philosophie des Unbewussten"; Letourneau: „Evolution du Mariage". Geddes sagt u. a., dass die Liebesauswahl sich bei den Tieren so subtil, so entschlossen individuell äussern kann, dass es nur einem Pedanten einfallen könnte, zu leugnen, dass es sich hier um Liebe im menschlichen Sinne des Wortes handelt.

[6]) Eine Beleuchtung einer solchen Auswahl gibt z. B. H. Driesmans in „Kulturgeschichte der Rasseninstinkte". Er betont, dass keine Rasse imstande war, ohne Zusatz fremden Blutes eine Kultur zu schaffen, weil keine Rasse anders als durch wirkliche Blutvermischung in die Lebensanschauung einer anderen eindringen und ihre geistige Kultur übernehmen kann. Das Resultat einer solchen Kreuzung hängt von der Beschaffenheit des Blutes der verschiedenen Rassen ab, die auf diese Weise miteinander in Verbindung treten. Der Verfasser betont die Bedeutung der Qualität des weiblichen Teils, die Güte des mütterlichen Bluts. Auch Chamberlain gibt ja zu, dass eine edle Rasse durch vorhergegangene Kreuzung verschiedener Stämme entsteht, aber er sagt, dass der Kreuzung dann eine strenge, lange fortdauernde Inzucht folgen muss, zuweilen durch neues, aber immer verwandtes Blut aufgefrischt. Driesmans legt dar, dass die germanische Rasse ihre Eigenart verliert, vor allem infolge der instinktiven Vorliebe der germanischen Frau für den „interessanteren" romanischen oder slawischen Mann.

Das Faktum, dass eine starke Leidenschaft zwischen nach Herkunft oder Gesellschaftsstellung weit getrennten Personen entsteht, schliesst es jedoch schon in sich, dass dies der Entwicklung der Gattung zugute kommt, wenn auch nicht der „Reinheit" der Rasse oder der monogamischen Ehe. Die ehebrecherische Liebesauswahl kann aus diesem Gesichtspunkt zuweilen unbewusster Geschlechtsveredlungsinstinkt sein.

[7]) Unter den zahllosen Schilderungen dieses Konflikts steht noch immer „Ein Besuch" von E. Brandes unübertroffen da, durch die zugleich individuelle und klar typische Behandlung des Gegenstandes.

5. Das Recht auf Mutterschaft

[1]) In der Literatur hat diese Erscheinung schon Beachtung gefunden. Charakteristisch ist der Roman „Der Geopferte“ von Dr. Ella Mensch, wo die Selbstzufriedenheit der neuen Frau das Unglück des Mannes ist, ferner Kiplings „Dunkelheit.“

[2]) Charles Albert: „L'amour libre“.

[3]) Rosa Mayreder, Aufsätze in „Die Zukunft“ und „Die Zeit“.

[4]) Margarethe Beutler: „Gedichte“.

[5]) Zuletzt hat Elisabeth Kuylenstjerna diesen neuen Frauentypus gezeichnet, der jedoch auch schon früher in der Literatur hervorgetreten ist, z. B. in den Werken A. Ch. Lefflers, A. Agrells, in Harald Gotes Dramen usw.

[6]) In „Theodora“, einem in Stuttgart aufgeführten Drama von Johan Bojer, in dem dieses Thema behandelt wird, hat er eine Repräsentantin der Frauensache so sprechen lassen, wie eine Gruppe von Frauenrechtlerinnen vor einem ähnlichen Fall im Leben sprachen — was jedoch Bojer nicht bekannt war.

[7]) Man sehe „Das Recht auf Mutterschaft“ von Ruth Brée. Da werden eine Anzahl Aussprüche von Fachmännern angeführt. Mir unbekannte, aber von Fachleuten erwähnte Schriften über den Gegenstand sind von Havelock Ellis, E. Laurent, A. Moll u. A. herausgegeben. — „Die Verbrecher der Liebe“ von Irma von Troll-Borostyani, Elsa Asenijeff: „Tagebuchblätter einer Emanzipierten“; „Halbtier“ von Helene Böhlau; „Offner Brief“ von Multatuli; „Demi-Vierges“ von Marcel Prévost mögen als einige unter den vielen literarischen Schilderungen der Forderungen oder Verirrungen des geschlechtlichen Lebens erwähnt werden.

In diesem Zusammenhang muss der kürzlich verstorbene Otto Weininger genannt werden. Nach einem Artikel in der „Zeit“ hat er in seinem — von Strindberg kürzlich gepriesenen — Buche „Geschlecht und Charakter“ behauptet, dass das männliche Element (M) und das weibliche (W) bei allen Individuen in einem gewissen Mischungsverhältnis vorhanden ist, und nicht nur in dem Individuum als Gesamtheit: nein, auch jede Zelle hat ihre bestimmte geschlechtliche Betonung. Wenn ein Mann z. B. $^3/_4$ M

und $1/4$ W hat, muss die Frau, die für ihn die Anziehendste wird, $1/4$ M und $3/4$ W haben. Homosexuell werden jene, welche $1/2$ M und $1/2$ W haben. Eine solche Naturbestimmung kann, meint Weininger — wie mehrere moderne Ärzte und Kriminalpsychologen — nicht strafbar sein: ein Gesichtspunkt, zu dessen Feststellung auch der Justizmord an Oscar Wilde beigetragen hat und der nun auch in Dr. M. Hirschfelds „Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen" ein Organ hat. Weininger — der in der Frau ein sehr tiefstehendes Wesen sieht — hat nicht die Hoffnung, dass der sexuelle Kampf je aufhören werde: je mehr W eine Frau hat, desto weniger versteht sie den Mann und desto mehr entzückt sie ihn; je mehr M er hat, desto weniger versteht er die Frau und desto mehr entzückt er sie.

[8]) Einige junge Schriftstellerinnen — besonders die Dänin Edith Nebelong — in „Gold" — haben diesen Zustand geschildert.

[9]) Laura Marholms Schriften waren in Deutschland nach dieser Richtung bahnbrechend für eine gesündere Auffassung. Aber seither haben andere Frauen häufig in der Romanliteratur denselben Gegenstand behandelt. An der Spitze steht noch immer Gabriele Reuter mit „Aus guter Familie" und anderen Arbeiten. „Sie" von Baronesse A. Falke gehört zur selben Gruppe. Unter neueren Schriftstellern, die das Recht der unverheirateten Mutter behandelt haben, sind — ausser Sudermann mit „Heimat" — Helene Böhlau mit „Mutterrecht" und die schon erwähnte Marg. Beutler und R. Brée (Pseudonym), sowie Inge Maria: „Der Schrei nach dem Kinde". In warnender Richtung bewegen sich hingegen Adele Gerhards „Pilgerfahrt" und Marie Sillings „Wandlungen". Unter den mir unbekannten Arbeiten — die als Beweis erwähnt werden sollen, wie lebhaft die Frage jetzt behandelt wird — sind: Annie Lenz: „Mutter" (ein Drama); Elsa Plessner: „Die Ehrlosen"; Marie Stahl: „Frauenehre". In Frankreich ist die Frage novellistisch von Daniel Lesueur und anderen mir unbekannten Schriftstellerinnen behandelt worden. Sie hat u. a. eine Schrift von Lydia Martial hervorgerufen, „La femme intégrale", worin das Recht jeder gesunden Frau auf ein Kind vertreten wird. Nina Carnegie-Mardon hat medizinische und statistische Darlegungen von Louis Frank,

Dr. Keifer und Louis Maingie in der Schrift „Die Versicherung der Mutterschaft“ zusammengestellt. Eine Broschüre über den Gegenstand ist von Hugo C. Jüngst herausgegeben: „Die Furcht vor dem Kinde“. Grant Allens Tendenznovelle „The woman who did“ behandelt auch das Problem der freien Liebe und der Mutterschaft. Aber mit diesen Andeutungen ist noch lange nicht alles erschöpft, was die Frage an belletristischen Arbeiten, sowie an Artikeln und Broschüren hervorgerufen hat.

[10]) Als dies 1896 in „Missbrauchte Frauenkraft“ von mir gesagt wurde, wurde es als der Wunsch ausgelegt, aus allen jungen Mädchen nur „Kindermädchen“ zu machen! Seither hat man jedoch angefangen, die Notwendigkeit der Ausbildung für den Beruf der Kinderpflegerin und die Vorteile der gebildeten Kinderpflegerin einzusehen, ebenso auch die Notwendigkeit einer wirklich zeitgemässen Ausbildung für die Aufgaben des Haushalts. Aber die praktische Arbeit der Frau kann noch viel umfassender werden, und das Bild der werteschaffenden Macht der Frau, das Johan Bojer in „Mutter Lea“ entworfen, braucht kein unerreichbares Ideal zu bleiben. Nicht der in unserer Zeit immer häufigere landwirtschaftliche Grossbetrieb, aber der Kleinbetrieb — in Verbindung mit Gärten, Hühnerhöfen, Meiereien, Konservefabriken — könnte in den Händen tüchtiger Frauen die grösste Bedeutung erlangen. Und einige erfreuliche Ansätze in dieser Richtung fordern zur Nachahmung auf. Landhäuser wie Güter stehen in Menge leer und bieten die Möglichkeit zu solchen Unternehmungen, sowie dazu, auf dem Lande stille, geschmackvolle, billige Ruhe- und Sommerheime einzurichten im Gegensatz zu den teuren, stillosen Touristenhotels. Gebildete Frauen sollten auch in den Städten Hotels gründen, wie die gemütlichen Hospize in Berlin, Christiania u. a. mit bis in die kleinste Einzelheit festen Preisen und Trinkgeldverbot. Ein drittes Gebiet wären kooperative und künstlerische Bekleidungs- und Wohnungsausschmückungsgeschäfte, verbunden mit einem Architektenbureau und einer Auskunftei für Geschmacksfragen. Ein viertes wäre die Errichtung angenehmer und guter abstinenter Speisehäuser: in der Schweiz sind die Frauen in Begriff, dieses ganze Gebiet zu reformieren. Ferner

eine Organisation des Lebensmittelverkaufs, um dem Emporschrauben der Lebenskosten durch die Zwischenhändler zu entgehen. Auf einigen anderen, jetzt halb philanthropischen Gebieten müsste die Tätigkeit so geordnet werden, dass sie nicht von der Wohltätigkeit unterstützt zu werden brauchte, z. B. die Organisation der Arbeiterwohnungen in den Städten und deren Vororten. Dann kommen all die Unternehmungen, die bis auf weiteres durch eigenes Vermögen oder die Hilfe anderer bestritten werden mussten: Lesesäle, Kindergärten, Vorlesungsabende u. dgl., was man im ganzen Lande braucht.

Augenblicklich wäre vielleicht kein Unternehmen wichtiger, als ein weibliches „Heimhilfekorps“ zu organisieren, mit garantierter Ausbildung, in einem Fachverein mit bestimmten Lohnbedingungen zusammengeschlossen (die am Tage und am Abend verschieden wären); mit einer praktischen, schmucken Arbeitsuniform und im übrigen mit der ganzen Organisation, die — für die Arbeitgeber wie für die Arbeiterinnen — eine glückliche Lösung der mit jedem Tage unleidlicher werdenden Dienstbotenfrage ermöglichen würde.

Überhaupt wäre es auch aus dem Gesichtspunkt der Mutterschaft wünschenswert, wenn die Fachausbildung der Frau der oberen Klassen sich mehr auf die verschiedenen Zweige der praktischen Arbeit richten würde. Denn das Abnehmen der körperlichen Arbeit — die durch den Sport nicht ersetzt werden kann — hat zum grossen Teile die vermehrten Leiden hervorgerufen, die die Mutterschaft der modernen Frau bereitet.

6. Die Befreiung von der Mutterschaft

[1]) Man sehe Chr. v. Ehrenfels: „Die aufsteigende Entwicklung des Menschen“ (Politisch-Anthropologische Revue, April 1903). Der Gedankengang in seiner Gesamtheit ruht hier auf einer von Darwins jetzt umstrittenen Ansichten, die jedoch durch den berühmten Gehirnanatomen Bechterew (man sehe „Bewusstsein und Hirnlokalisation“ 1898) eine Stütze erhalten haben. Die Anwendung der Ansicht auf das Nähren ist nur eine Annahme von mir.

Im Zusammenhang damit muss an solche Fakten, wie dass — nach einer Angabe aus Wien — drei Viertel der gestorbenen Säuglinge nicht von ihren Müttern gestillt wurden, erinnert werden. Ein französischer Arzt, Lulaing, hat statistische Beweise dafür erbracht, dass die Säuglinge in doppelt so grosser Anzahl sterben, wenn sie nicht von ihren Müttern genährt werden. Er hat nicht weniger als 13952 Kinder armer Familien untersucht. Bei den Kindern, die an der Mutterbrust aufgezogen wurden, stieg der Sterblichkeitsprozentsatz nur auf 14,24, während er bei denen, die Ammenmilch erhielten, 31,29 betrug, und bei den mit der Flasche aufgezogenen Kindern war der Prozentsatz noch höher! Von den untersuchten 13952 Kindern erhielten nur 6409 — also nicht einmal die Hälfte — die Mutterbrust. Die Ursache liegt in den sozialen Verhältnissen: die Mütter sind gezwungen, kurze Zeit nach der Geburt des Kindes auf Arbeit zu gehen, und können ihnen darum nicht die Brust, ja nicht einmal selbst die Flasche geben. Dr. L. hält es für absolut notwendig, dass jeder Mutter (die es kann) Gelegenheit gegeben werde, ihr Kind sechs Monate lang zu stillen. Und er befürwortet, dass für diesen Zweck Pflegeanstalten errichtet werden.

Der oben zitierte deutsche Arzt Alsberg führt als Beweis für die geschlechtliche Entartung teils die zunehmende Notwendigkeit chirurgischer Hilfe beim Geburtsakt an, teils die Verkümmerung der Brustwarzen, durch die das Stillen unmöglich wird. Diese Verkümmerung wird teils durch das eigene Verschulden der Frauen verursacht, teils ist sie eine Folge des Alkoholismus der Väter.

Professor Bunge, der bekannte Antialkoholiker, hat darauf hingewiesen, dass die Unfähigkeit der Mütter, ihre Kinder zu stillen, in unmittelbarem Zusammenhange damit steht, besonders durch den gesteigerten Alkoholkonsum der Frauen, und der englische Arzt Dr. Sullivan hat gezeigt, dass die Trunksucht der Mütter einen unvergleichlich grösseren Einfluss auf die Kindersterblichkeit und auf die abnehmende Lebenskraft der Kinder hat, als die des Vaters. Und es ist zu hoffen, dass die Gesetzgebung in diesem Falle eingreifen wird, sowie man schon in

Frankreich einen Gesetzvorschlag eingebracht hat, der darauf abzielt, den Mädchen bis zu zwanzig Jahren das Tragen eines Korsetts wegen der gefährlichen Folgen für die künftige Mutterschaft zu verbieten.

[3]) Man sehe „Missbrauchte Frauenkraft“ und einige der gegen diese Brochüre gerichteten Streitschriften. Als einige der wichtigsten Beiträge zu dem sich jetzt abspielenden Kampfe nenne ich des Professors Möbius kleine Schrift „Der physiologische Schwachsinn des Weibes“, die eine Menge Gegenschriften hervorgerufen hat, zuletzt zwei von Dr. Johanna Elberskirchen: „Die Sexualempfindung bei Mann und Weib“ und „Feminismus und Wissenschaft“. — „Das Weib in seiner geschlechtlichen Eigenart“ von Medizinalrat Max Runge — mit der Gegenschrift von Marie Brühl: „Die Natur der Frau und Herr Professor Runge“; Artikel von Professor Platter in der „Zeit“ über Frauenstudium und Rassetüchtigkeit, zunächst durch langjährige eigene Erfahrungen an der Universität Zürich veranlasst; und Mitteilungen aus Amerika wie das Buch von Dr. A. Plötz „Die Tüchtigkeit unserer Rasse und der Schutz der Schwachen“ (1895) und Mr. Edsons Bericht. Als Kommissioner of Health im Staate und der Stadt New York entwarf Edson in North American Review ein düsteres Bild des Gesundheitszustands der Frauen der besitzenden Klassen in den Vereinigten Staaten. Das wichtigste Problem für die amerikanischen Ärzte, schreibt er, muss augenblicklich der Gesundheitszustand der gebildeten Frauen sein. Man hat die Diskussion des Problems bisher auf die medizinischen Fachzeitschriften beschränkt, aber daran hat man Unrecht getan. Der Zustand ist schon jetzt so, dass er die nationale Entwicklung ernstlich gefährdet. Die Anzahl der in diesen Klassen leidenden Frauen beträgt schon 60000; die Zahl der zu solchen Leiden heranwachsenden Mädchen muss auf 65000 geschätzt werden. Es ist schon ein typischer Fall, dass ein schönes, junges, mit reicher Schulausbildung ausgerüstetes Mädchen, das in die Ehe tritt, nach ein oder zwei Kindbetten eine vollständige Veränderung durchmacht. Ihr Aussehen wird müde und abgespannt, ihre Stimmung schlecht und launisch. Sie ist krank, nicht nur vorübergehend, sondern sie hat lange Jahre des Leidens vor sich. Ein immer

wachsender Prozentsatz der amerikanischen Frauen kann, mit einem Worte, die Funktionen der Mutterschaft nicht mehr erfüllen. Nach Edson — wie nach Prof. Platter u. A. — legt die intellektuelle Überarbeit während der Entwicklungsjahre den Grund zu dieser Schwäche, die dann in der Ehe deutlich hervortritt. Man merkt auch — nach den Erklärungen der amerikanischen Ärzte — bei den amerikanischen Frauen eine immer weiter verbreitete Furcht vor der Mutterschaft. Bei den gebildeten Klassen hat diese Furcht ihre Ursache darin, dass sie ihre physische Schwäche fühlen und befürchten, die Schmerzen nicht ertragen zu können. Die Amerikanerin der oberen Klassen entschliesst sich zur Fruchtabtreibung — durch Massage — wenn die Schutzmittel den Zweck nicht erreicht haben. Dazu kommt, dass die studierenden Frauen, die eine Ehe schliessen, dies in viel späterem Alter tun, als die, welche keine höheren Studien betrieben haben. Dies gilt auch von den Arbeiterinnen, die ebenfalls Jahre vergehen lassen, ehe sie sich entschliessen, ihren Verlobten zu heiraten.

Ein späterer Ausspruch ist der des Präsidenten Roosevelt, der kürzlich seine Landsleute vor dem Schicksal Frankreichs gewarnt hat, Frankreichs, das trotz aller Warnungen nicht von seinem Zweikindersystem abgehen will. Dies spukt nun auch in den Vereinigten Staaten, wo nicht nur die Zahl der Ehen zurückgegangen ist, sondern auch die Zahl der Geburten. Zur Zeit Franklins betrug die durchschnittliche Kinderzahl einer Familie acht; vor zwanzig Jahren kamen vier bis fünf Kinder auf jedes Ehepaar, jetzt drei. Die Schuld, dass die Ehen zurückgehen, liegt nach Roosevelts Meinung an den Frauen. In Europa gibt es mehr Frauen als Männer, weshalb ein Bruchteil Frauen ganz einfach unverheiratet bleiben muss, während in Amerika nach dem letzten statistischen Ausweis 953 Frauen auf 1000 Männer kommen . . . Mrs. und Miss van Vorst behaupten in ihrem Buche: „Die arbeitende Frau“ (zu dem Roosevelt die Vorrede geschrieben hat), dass es Fabrikgemeinwesen gebe, wo *man nie auch nur von Kindern sprechen höre*. Überall trifft man alte Mädchen in verschiedeneu Anstellungen, und auch die jungen ziehen es vor, nicht zu heiraten. Und wenn

sie es tun, so wollen sie keine Kinder haben — und dies gilt von allen Klassen, nicht nur von den vermögenden. — „Die erwähnte amerikanische Frauenemanzipation," sagt ein anderer Schriftsteller, „hat einen Einfluss ausgeübt, auf den man noch vor kurzer Zeit nicht gefasst war. Man hat in Amerika alles getan, um die Frau zu einem selbständig denkenden und arbeitenden Wesen zu machen, das die Stütze des Mannes nicht braucht, und das Resultat ist ein glänzendes geworden. Die Amerikanerin ist nun in allen Berufen zu Hause, sie ist Arzt, Jurist, Kaufmann, Professor. Und nun, nachdem man alles getan hat, um sie dem Manne gleichzustellen, handelt sie in bezug auf die Ehe, als wäre sie keine Frau." Wenn man mit diesen Bildern aus Amerika eine Untersuchung vergleicht, die Lombroso in einem Kreise italienischer Frauen angestellt hat und bei der es sich zeigte, dass: erstens Ehen aus Liebe, zweitens frühe Ehen und drittens Kinder als die Voraussetzungen des höchsten Glückes angesehen wurden, sieht man klar, wie unvernünftig all die Behauptungen von der „Unveränderlichkeit" der weiblichen Natur sind! Im Lichte dieser Fakten — die durch statistisches Material gestützt werden — muss man den Stolz der Frauenrechtlerinnen über „alles, was die Frauen in Amerika werden können", sehen. Nach einer veröffentlichten Statistik gab es vor einigen Jahren in den Vereinigten Staaten 3405 weibliche Seelsorger, 1000 Advokatinnen, 7394 Ärztinnen, 787 Zahnärztinnen, 2193 Journalistinnen, 1040 Baumeisterinnen und Bauzeichnerinnen und 1271 Bankbeamtinnen. 946 Frauen sind Handelsreisende, 324 Leichenträger, 409 Elektriker, 45 Lokomotivführer und Heizer, 7 Kondukteure, 21 Stauer, 31 Bremser, 10 Packmeister, 91 Küster, 5582 Barbiere und Friseure, 2 Auktionare, 281 Harzsammler, 51 Bienenzüchter, 440 Kellnerinnen, 31 Rollstuhlschieber, 167 Maurer, 1320 Berufsjäger und Trapper, 85 Schuhbürster, 5 Lotsen, 79 Stallknechte, 6663 Laufmädchen, 196 Schmiede, 8 Blechschläger, 1805 Fischer, 625 Kohlengrubenarbeiter, 59 Arbeiter in Gold- und Silberbergwerken, 63 Steinhauer, 2 Automobilführer — ganz abgesehen von allen Lehrerinnen und Krankenpflegerinnen. Ausserdem gibt es noch weibliche Jockeys, Postillons, Totengräber, Scharfrichter, Feuer-

wehrleute usw. Die Gerechtigkeit erfordert, dass man zugleich alle Zeugnisse hervorhebt, die dafür sprechen, dass die junge Amerikanerin viel frühere geistige Reife, einen stärkeren Sinn für den praktischen Ernst des Lebens, grössere Selbständigkeit und Verantwortlichkeitsgefühl bei ihrer Arbeit zeigt, als das europäische junge Mädchen, so wie die amerikanische Frau auch lebhafter an der Abstinenzbewegung und anderen grossen sozialen Reformbestrebungen teilgenommen hat. Das Gesetz der Kompensation zeigt sich auch hier; aber das Gewonnene dürfte doch nicht das Verlorene aufwiegen. Ein Franzose, Delpon de Vissu, hat kürzlich seine Beobachtungen über die Frauenwelt Amerikas in einer Abhandlung niedergelegt. Er hat ausgeführt, dass das Studienleben an den Hochschulen die Mädchen mehr für das Zölibat als für die Ehe ausbildet und durch Übertreibung sowohl in Studien wie in Sport ihre Eignung für den Mutterberuf schädigt. Nur ein Drittel der Mädchen, die die Hochschulen durchgemacht haben, heiraten; aber diese Ehen dürften nach seiner Meinung in der Regel dauerhafter und glücklicher sein als andere. Er erwähnte jedoch nicht, wieviele Prozent zu den 23000 Ehescheidungen des Jahres 1902 die Kollegedamen liefern. Er erwähnte weiter alle die sich selbst erhaltenden Frauen, die in der Regel unverheiratet bleiben oder, wenn sie sich verheiraten, immer häufiger kinderlos sind. Nach den Berechnungen Dr. Engelmans in Boston sind von 100 verheirateten Frauen mehr als 20 unfruchtbar, und das gilt von allen Klassen: Luxusansprüche und Vergnügungssucht gehören zu den Hauptursachen. Aber auch der Feminismus, der das Klubleben und alle Art von äusserer Tätigkeit entwickelt hat, lenkt das Interesse vom Familienleben ab. Die Entartung der Frau in Amerika zeigt — nach Ansicht des Verfassers — dass der weibliche Organismus männliche Mühen nicht ertragen kann, und der Feminismus hat darum die Kräfte vergeudet, die besser für die Ausbreitung der Rasse verwendet worden wären.

Ein englischer Schriftsteller, Marriott Watson, hat den weiblichen Sport aus dem Gesichtspunkte der Schönheit behandelt. Er hat daran erinnert, dass bei den wilden Völkern, wo die Frau physisch belastet wird, auch ihre sekundären Geschlechtsmerkmale darunter leiden, so dass

sie in allem dem Manne gleicht — was auch schon Prof. Riehl in „Die Familie“ gesagt hat, wo er betont: dass die Zivilisation sondert und teilt, die Roheit aber nivelliert. Dasselbe, behauptet Watson, ist eingetreten, seit die Mädchenschulen nicht nur mit Turnsälen versehen worden sind, sondern die Mädchen auch zum Radfahren, Fechten, Schiessen, Fussballspielen u. dgl. ermuntert werden. Die Übertreibung bei all diesen Übungen hat zur Folge gehabt, dass der Frauentypus sich in der letzten Generation merkbar verändert hat, was zweifellos von der Einführung der Athletik und der Körperübungen im Freien kommt, während die nicht nur natürliche, sondern auch gesunde und belebende Bewegung, das Spazierengehen, immer mehr aufgegeben worden ist. „Das moderne Mädchen schiesst in die Höhe, wird gross, plattbrüstig und farblos. Sie hat nicht mehr die schöne Kontur und die weichen Linien der Weiblichkeit, sondern passt sich immer mehr der männlichen Norm an.“

Auch aus anderen Gesichtspunkten hat man sich in England wie in Amerika gegen den Frauensport gewendet. So heisst es: „Jede freie Stunde wird dem Golf, dem Hockey, dem Turnplatz und dem Klub gewidmet. Diese plötzliche Vorliebe für athletische Übungen macht das moderne Mädchen langsam aber sicher für die schönsten Seiten des modernen Lebens untauglich. Die Mädchen behalten für ihre geistige Kultur keine Zeit übrig. Sie werden allmählich laut und eckig, können von nichts anderem sprechen als ihrem Sport und ihren Klubs und verlieren jedes Verständnis für andere Seiten des menschlichen Lebens. Dies ist der soziale Gesichtspunkt, aber ebenso wichtig ist es, die Sache von dem physischen zu betrachten. Ein Sport wie beispielsweise Fussball ist ganz ungeeignet für die Frau. Die Bewegungen dabei sind zu heftig und verhärten die Muskeln, die ja beim Weibe weich und geschmeidig sein sollen. Und ebenso gross ist die Gefahr, dass vitale Organe beim Boxen beschädigt werden . . .“

Für den Fall, dass diese Urteile der männlichen Schwäche für den früheren Frauentypus zugeschrieben werden sollten, dem die Männer, die Literatur und die Kunst ihren „Frauenkultus“ gewidmet haben, lässt sich doch die Tatsache nicht aus der Welt schaffen, die aus

einer Diskussion in Amerika über Einführung der männlichen Tracht für die Frauen erhellte. Es wurde nämlich dargelegt, dass die Verschiedenheit der Tracht bewahrt werden müsse, da der Typus der Knaben und Mädchen schon so ähnlich sei, dass man das Geschlecht derselben ohne die Verschiedenheit der Kleidung schwerlich erkennen könnte!!

Es muss jedoch erwähnt werden, dass in den höchsten Gesellschaftsklassen Amerikas die Pflege der weiblichen Schönheit hoch entwickelt und das Resultat auch bewunderungswürdig ist. Da wird auch der Reiz durch eine Art Attidude- und Tanzschrittgymnastik veredelt, die an die würdige Grazie buddhistischer Religionszeremonien erinnern soll. In dieser Klasse ist nicht das Erwerbsfieber der Frau die Gesellschaftsgefahr. Da wird sie (man sehe M. Watson: „Nineteenth Century") anarchistisch durch schrankenlose Genuss- und Luxusansprüche, die die Männer durch eine sie vorzeitig aufreibende Überarbeit befriedigen müssen und denen die Mutterschaft geopfert wird. Ein wirklicher Kampf hat in Amerika — mit dem New-Yorker Schriftsteller Cleveland Moffat an der Spitze — gegen die falsche Ritterlichkeit begonnen, die die Männer in Amerika dazu treibt, sich für das Luxusgeschöpf, die Frau, aufzureiben, das, gleichgültig gegen den Mann und seine Tätigkeit, von jeder Arbeit für das Heim und die Kinder befreit, nur einen Lebenszweck hat: die Reichtümer zu vergeuden, die der Mann erwirbt.

Im Norden hat man einen Sporthasser, dessen Unparteilichkeit ebensowenig bezweifelt werden kann wie seine Autorität, nämlich Nansen. Er hat nicht die Leibesübung angegriffen, aber den Sport, weil „die Rekordkonkurrenzen die Eitelkeit aufreizen, gesundheitgefährliche Übertreibungen hervorrufen, das Interesse von der ernsten Arbeit abziehen und den Sinn für die wirkliche Naturfreude in der Einsamkeit zerstören" — eine Warnung, die hier wiederholt werden mag, obgleich ich schon bei verschiedenen Anlässen ähnliche Gesichtspunkte entwickelt habe.

Was die Eheunlust der englischen Frauen betrifft, so hat man dafür kürzlich ein neues Dokument zu den vielen anderen erhalten, nämlich in der Rede, die Galton

im anthropologischen Institut von London gehalten hat und die einen ausgearbeiteten Vorschlag für die Hebung der Rasse enthielt. Galton hatte, aus Anlass seines Vorschlags, eine Menge Aussprüche über die Stellung der Frau zur Ehe gesammelt und hatte sie teils geneigt gefunden, die Ehe hinauszuschieben, teils ganz davon abzustehen. Die Vorsteherin einer höheren Mädchenschule äusserte z. B. — als sie nach dem späteren Leben ihrer Schülerinnen gefragt wurde — dass ein Drittel von ihnen Nutzen aus den Studien ziehe, ein Drittel wenig oder keinen Nutzen davon habe, und das letzte Drittel vollständig Fiasko mache. Auf die Frage, was aus diesen verfehlten Existenzen würde, antwortete sie kurz und bündig: „Sie heiraten!“ Galton führte aus, dass ein Umschwung eintreten müsse. Weil die bestehenden Verhältnisse in vielen Fällen Ehen zwischen hoch entwickelten Individuen hindern, ist es notwendig, dass vom Staate, von reichen Persönlichkeiten oder von Vereinen Erleichterungen geschaffen werden. Unter den Mitteln, zu denen man für diesen Zweck greifen soll, erwähnt er besonders Wohnungskolonien, wo die jungen Paare billige Unterkunft und Kost finden könnten; auch sollten sie eine Aussteuer erhalten und auch in anderer Weise Unterstützung finden.

Unter den Beiträgen zu dieser Frage sind zahllose Zeitschriftenartikel, z. B. der Muirheads (man sehe Int. Journal of Ethics 1901), der sich vorzugweise gegen Ch. P. Stetsons Buch „Women and Economics“ wendet; R. Pyke (in Cosmopolitan 1900 oder 1901), der so wie Muirhead die psychologischen Gründe der abnehmenden Ehelust der Frau darlegt. In Italien hat Ferrero in seinem Buche über das junge Europa ernstlich die Frage von der Entstehung des „dritten Geschlechts“ behandelt. (In Deutschland hat Ernst von Wolzogen eine Novelle dieses Titels geschrieben und Elsa Asenijeff „Aufruhr der Weiber und das dritte Geschlecht“.) Ferrero meint, dass die geschlechtslosen Arbeitsbienen unter den Frauen die Konkurrenten der Männer und durch Intelligenz, Gelehrsamkeit und Arbeitskraft eine starke Gesellschaftsmacht sein werden, aber unfruchtbar, mit versteinerten Herzen und Sinnen, nur mit dem Hirn lebend, während die anspruchsloseren Frauen fortfahren werden, die Gattung zu vermehren

eine Arbeitsteilung, die er aus guten Gründen für ebenso gefährlich für das Glück der einzelnen wie für die Entwicklung der Menschheit hält. Er stützt seine Beobachtungen vor allem auf die angelsächsischen Frauen. Von Frankreich brauchte man gar nicht zu sprechen — wissen doch alle, dass die Beschränkung der Bevölkerung dort zu einer gesellschaftlichen Gefahr geworden ist — wenn nicht die allgemeine Meinung dahinginge, dass die Frauenemanzipation dort nichts für die Frage bedeutet. Aber als Leroy-Beaulieu — gestützt auf Bodio und Nitti in Italien, Porter in Amerika, Marshall in England, Levasseur in Frankreich — vor ein paar Jahren zeigte: dass in einer grossen Anzahl anderer Länder, ausser Frankreich, der Prozentsatz der Geburten ebenfalls sinkt, da nahm er die Frauen Frankreichs nicht von dem Einfluss aus, den der Feminismus auszuüben begonnen hat, einem Einfluss, den er als „einen furchtbaren Feind der Volksvermehrung" bezeichnete. Kürzlich soll auch Charles Turgeon in „Le féminisme français") scharfe Wahrheiten über diesen Gegenstand gesagt haben.

Und der Einfluss des Feminismus ist nicht nur direkt, durch Unlust zur Ehe und Mutterschaft, sondern auch indirekt, durch den Mangel an Verständnis, den die älteren Frauenrechtlerinnen für den Zusammenhang der Frauenfrage mit allen anderen sozialen Fragen bekunden. Nichts zeigt dies besser als ihre Stellung zu den Schutzgesetzen für die körperlich arbeitende Frau. Man kann keinen Jahrgang einer europäischen Zeitschrift, die einschlägige Themen behandelt, aufschlagen, ohne Artikel über die Gefahren der Fabrikarbeit für die Frauen selbst und die künftige Generation zu finden. Aber dies hat die Frauenrechtlerinnen des älteren Typus nicht abgehalten, sich diesen Schutzgesetzen fanatisch entgegenzustemmen, was auch von der äussersten Linken, z. B. La Fronde in Paris, geschehen ist. Aber während die älteren Frauenrechtlerinnen des liberalen Typus im Norden, in England und in Deutschland in der Regel sich dem Schutz der Fabrikarbeiterin widersetzen, sind sowohl in England und Frankreich wie im Norden die vom Sozialismus beeinflussten jüngeren Frauenrechtlerinnen meistens Anhängerinnen desselben. Und in Deutschland wirken die jüngeren Frauenrechtlerinnen — Dr. Kaethe Schirmacher,

Dr. Helene Stöcker, Alice Salomon u. a. — eifrig sowohl für Schutzgesetze für unverheiratete und verheiratete Frauen wie für staatlichen Schutz der unverheirateten und verheirateten Mütter.

Auch belletristische Schriftsteller haben den Frauen des zwanzigsten Jahrhunderts das Horoskop gestellt, und besonders Marcel Prévost hat dargelegt, dass man auf jede Frau, die einen männlichen Beruf wählt, einen entgleisten Mann rechnen müsse. Was das Verhältnis zwischen den Geschlechtern betrifft, so meint er, dass die Galanterie immer mehr verschwinden und die Frau ihre Liebe verbergen werde — wenn sie überhaupt welche fühle. „Weil die Männer und die Frauen einander in bezug auf Gewohnheiten und Berufe immer ähnlicher sein werden, ist es wahrscheinlich, dass man Ehen schliessen wird, bei denen das Gefühl nur eine unbedeutende Rolle spielen wird. Aber diese Ehen können nichtsdestoweniger herzlich und von langer Dauer sein: die Gatten sind dann zwei Kompagnons, durch gegenseitige Achtung und wohlverstandenes Interesse verbunden. Die Frau wird bedächtiger und egoistischer werden, wenn sie nicht mehr von Leidenschaft geleitet ist, die ja Selbstverleugnung und Blindheit voraussetzt. Die Frau des 20. Jahrhunderts wird eine immer weniger zärtliche Mutter werden. Dieses Faktum lässt sich schon bei den Engländern beobachten, die sicherlich den künftigen sozialen Verhältnissen näher stehen als die romanischen Rassen. Der häusliche Herd wird weniger warm und weniger in sich abgeschlossen sein. Also: viel grössere intellektuelle Gewecktheit und stärkere Liebe zur Unabhängigkeit; weniger Leidenschaft und weniger Schamgefühl; offener Sinn für persönliche Interessen, vernünftiger Egoismus, der jedoch nicht eine dauernde Sympathie für den Mann ausschliesst; weniger bezaubernder Reiz und mehr Selbstbewusstsein; weniger Zärtlichkeit und mehr Vernunft . . .“

³) Die alte Anschauung, die auf dem Gebiete der sexuellen Frage so viel Verwirrung angerichtet hat, nämlich, dass der Geschlechtsunterschied nur lokal sein sollte, wird immer mehr und mehr bestritten. Immer häufiger wird die Meinung bestätigt, die von mir nur intuitiv in „Missbrauchte Frauenkraft“ ausgesprochen wurde, eine Meinung

die jedoch eine notwendige Folge einer monistischen Lebensanschauung ist. Für den, der sich für eine ausführlichere Darlegung interessiert, sei auf Havelock Ellis' Arbeiten hingewiesen: „Man and Woman“ und „Evolution of Sex“, und noch mehr auf Geddes' und Thomsons „Evolution of Sex“. Die letzteren machen geltend, dass das Geschlecht die Physiologie des ganzen Individuums bestimmt; dass die Abweichungen in der Lebensweise, die der Geschlechtsunterschied mit sich gebracht hat, nichts weniger als zufällig, sondern tief organisch begründet sind; dass die Geschlechtscharaktere im eigentlichen Sinne nur eine Konzentration und Illustration eines „das ganze Individuum durchdringenden Zustandes“ sind. „Das Weib ist nicht nur in einem Teile ihres Wesens Weib, sondern durch und durch,“ sagt ein anderer Schriftsteller. Nicht die Unterdrückung des Mannes also, sondern die Natur beider hat die Arbeitsteilung bestimmt, die daher auch im grossen Ganzen die bestehende gewesen sein und bleiben muss.

[4]) Der typische — in Europa und in Amerika gleich sehr beachtete und schon eine Schule bildende — Vorschlag nach dieser Richtung wurde von der Amerikanerin Ch. Perkins-Stetson in ihrem oben besprochenen Buche „Women and Economics“ gemacht. Der Gedankengang darin ist der, dass, als die sexuellen Relationen ökonomische wurden, die geistige und körperliche Kraft der Frau verkümmerte und nicht früher wiedergewonnen werden kann, als bis sie sich wieder selbst erhält. Die mütterliche Pflege der Nachkommenschaft ist überdies unvollkommen gewesen und muss durch staatliche Pflege ersetzt werden — sowohl wegen der Kraftentwicklung und Unabhängigkeit der Frau selbst wie um der Kinder willen. Denn diese sollen nicht individuelle, sondern so früh wie möglich soziale Wesen werden. Mutter und Vater bezahlen jeder die Hälfte an die Anstalt, wo fachlich gebildete Personen die Kinder pflegen, welche manchmal einen Besuch im Hause machen. In einem Zukunftsbild (Österreich 2020) wird vorgeschlagen, die Kinder, wenn die wirklichen Mütter wenig Mütterlichkeit haben, sogenannten Wahlmüttern zu überlassen, die an ihnen Mutterstelle vertreten, während sie auch weiter in Anstalten verpflegt werden, wo 100 Kinder zwischen 1—6 Jahren 12 Pflegerinnen haben sollen.

⁵) Man sehe in dieser Beziehung die Aussprüche in Adele Gerhards und Helene Simons bedeutungsvoller Arbeit „Mutterschaft und geistige Arbeit". Sie enthält Aussagen vieler auf verschiedenen geistigen Gebieten wirkender Frauen, die fast alle gestehen, dass — im tieferen Sinne — der Konflikt zwischen ihrer geistigen Produktion und der Mutterschaft sich als unlösbar erwiesen habe.

⁶) Gabor Falk: „Die Frau in der Kunst".

⁷) „Das Weib und der Intellektualismus." Oda Olberg hat den deutschen Doktorgrad, aber ist in Italien verheiratet. Nicht nur als Gattin, sondern auch als Mutter hat sie das Recht der Erfahrung, gehört zu werden.

⁸) Karl Jentsch („Sexualethik, Sexualjustiz, Sexualpolizei") und sein Gesinnungsgenosse Siebert („Moral und sexuelle Hygiene") sollen der Ansicht sein, dass nur in übervölkerten Ländern — und unter der Voraussetzung, dass die Nachbarvölker das Gleiche tun — eine Einschränkung der Fruchtbarkeit nützlich sein kann. Hingegen soll z. B. der berühmte deutsche Nationalökonom Prof. A. Wagner (Agrar- und Industriestaat) ein Anhänger des Zweikindersystems sein. Ein anderer Schriftsteller (Hans Ferdy) schreibt über „Beschränkung der Kinderzahl als sittliche Pflicht", während Dr. W. Hellpach in Heidelberg behauptet, dass die Schutzmittel dem Manne und der Frau durch ihre physischen, wie durch ihre psychischen Wirkungen schaden, dass Enthaltsamkeit für ein gesundes Ehepaar ebenso schädlich ist und dass also — unabhängig von ethischen und religiösen Gründen, die er gar nicht betont — auch jene Einschränkung, die mit dem Wohl der Nation vereinbar ist, nämlich die auf vier Kinder, nicht mit der Wohlfahrt des Einzelnen übereinstimmt. Dr. I. Urbans Schrift „Die Stimme eines Rufenden in der Wüste" soll die strengsten Forderungen an die eheliche Enthaltsamkeit stellen. Der in Deutschland bekannte sozialwissenschaftliche Schriftsteller Prof. Werner Sombart erklärt — aus Anlass von Lily Brauns ausgezeichneter Arbeit „Die Frauenfrage" — dass ihre optimistische Auffassung, die Frau könne zugleich Arbeitsmensch, Mutter und einnehmendes Weib sein, aller Wahrscheinlichkeit widerspreche. Denn die Fortpflanzung der Gattung verlange,

dass alle verheirateten Frauen zwischen 20 und 40 jedes zweite Jahr ein Kind bekommen; die intellektuell-aktive Tätigkeit der Frau schadet ausserdem, meint er mit Möbius, dem gefühlvoll-passiven Zustande bei ihr, der das beste Erdreich für die neue Generation ist; ihre Berufsarbeit wird schliesslich für ihre Macht, zu bezaubern, ebenso gefährlich wie die Mutterschaft. Er hält also den Konflikt zwischen der Frau als Geschlechtswesen, als menschlicher Persönlichkeit und als Schönheitsschöpfung für unlösbar. Der Deutsche Dr. Brehmer und der Finnländer Prof. Pippingsköld haben beide gefunden, dass beim siebenten, oft schon beim fünften Kind die Abnahme der produktiven Kraft der Eltern beginnt, die Empfänglichkeit für Tuberkulose grösser wird usw. So kommen Schlag auf Schlag Schriften für und gegen die Einschränkung der Kinderzahl, je nach den verschiedenen medizinischen, ethischen und nationalökonomischen Gesichtspunkten. Während der eine z. B. Frankreichs baldigen Untergang durch das Zweikindersystem prophezeit, weist der andere auf seinen Reichtum, seine Arbeitskraft und seine geringe Emigration als die glücklichen Folgen dieses Systems hin. Jeder weiss, wie tief diese Frage Frankreich selbst beschäftigt, und Zolas „Fécondité" ist nur eine unter den vielen Schriften, die diese Frage dort hervorgerufen hat. In anderem Sinne, als in dem George Sand die Worte gebrauchte, ist, wie Guyeau sagt, „die Ehe zur Prostitution geworden: indem sie nämlich unfruchtbar ist wie diese".

[9]) Havelock Ellis hat — als Resultat einer Untersuchung über die geistigen Grössen Grossbritanniens — herausgefunden, dass die meisten dieser grossen Männer aus Familien mit zahlreichen Kindern hervorgegangen sind und dass die Mütter der meisten über vierzig Jahre waren, als sie das Genie unter ihren Kindern zur Welt brachten. Dagegen spricht wieder Prof. Axenfelds Untersuchung, die ergab, dass drei Fünftel aller Genies Erstgeborene waren.

7. Die Mütterlichkeit der Gesellschaft

[1]) Eine in diesem Falle sprechende Ziffer ist, dass — während auf den Schlachtfeldern Hunderttausende von

preussischen Männern geopfert wurden — in den Jahren 1816—1875 nicht weniger als 363624 preussische Frauen im Kindbett gestorben sind.

[2]) Man sehe „Der Torpedo unter der Arche“ in „Die Wenigen und die Vielen“.

[3]) Es ist in dieser Richtung ein erfreuliches Zeichen, dass — auf Vorschlag der Vorsteherin von Stockholms neuer Gemeinsamkeitsschule, Anna Whitlock — die meisten Mädchen- und Gemeinsamkeitsschulen Stockholms sich nun zusammengeschlossen haben, um für die achte Klasse der Schulen und für die gymnasiale Abteilung soziale Vorlesungskurse zu veranstalten. In Holland existiert schon eine soziale Hochschule für Frauen mit einem einjährigen theoretischen und einem einjährigen praktischen Kurs. Auch in England und Amerika wird an weiblichen Lehranstalten Gesellschaftslehre unterrichtet.

[4]) Von literarischen Schilderungen der Kinderleiden und der Kinderseele muss in erster Linie Dickens, besonders mit „Dombey und Sohn“ und „Oliver Twist“, sowie George Eliot genannt werden. Unter neueren englischen Schriften ist die anonyme „Autobiography of a child“ bemerkenswert. Ferner Daudets „Jack“ und Mme. Daudets „Kinderskizzen“. Unter den neueren deutschen Wildenbruch: „Kindertränen“; Hauptmann: „Hannele“; Lou Salomé: „Ruth“ und „Im Zwischenland“; Wassermann: „Moloch“; Thomas Mann: „Die Buddenbrooks“; Emil Strauss: „Freund Hein“ — die Selbstmordgeschichte eines gequälten Schülers; Hartwig: „Schnockelchen“. Einzig steht Robert Saudek mit „Drei Bühnendichtungen der Kinderseele“ da. Ferner Schilderungen aus ihrer eigenen Kindheit von Goethe, Hebbel, Rousseau, George Sand, Jean Paul, Goltz (Buch der Kindheit). Und von Neueren Jules Vallès (L'Enfant, erster Teil seiner Selbstbiographie); Strindberg, Tolstoy, George Sand, Daudet, Anatole France, Sonja Kovalewsky, Herman Bang, Georg Brandes, ferner Kielland: „Gift“; K. A. Tavastjerna: „Der kleine Karl“; Gustaf af Geijerstam: „Das Buch vom Brüderchen“; Karin Michaelis: „Das Kind“; Carl Ewald: „Mein kleiner Junge“ usw.

[5]) In Preussen allein haben sich in den letzten Jahren des neunzehnten Jahrhunderts jährlich durchschnittlich

57 Kinder aus Furcht oder Reue, Scham oder Kummer das Leben genommen! Gewisse Kloster- und Kinderheim-, sowie Lehrer- und Lehrerinnenmisshandlungen haben Formen, die man nur teuflisch nennen kann, und an vielen Orten macht die Kinderarbeit die Kindheit zu einer das ganze Leben zerstörenden Tortur. Der italienische Kriminalist Ferriani hat ein Buch „I drammi dei Fanciulli“ herausgegeben, Dramen, in denen besonders die Schulangst eine grosse Rolle spielt. Ausser dieser Arbeit hat er mehrere andere Werke dem Seelenleben der Kinder gewidmet: wie „Minorenni Delinquenti“, „Nel mondo dell' infanzia“ und schliesslich „Delinquenza precoce e senile“, wo er mehrere Fälle von kindlicher Grausamkeit anführt, die in unmittelbarem Zusammenhange mit den Roheiten und der körperlichen Züchtigung standen, der man die Kinder selbst unterworfen hatte. An anderer Stelle hat er gezeigt, welchen grossen Prozentsatz grausamer und gesellschaftsfeindlicher Individuen die Kinder stellen, die in ihrer Kindheit misshandelt wurden — eine Erfahrung, die noch zuletzt der Fall Dippold bestätigt hat.

In diesem Zusammenhang seien zwei Schriftchen (Verlag der Frauenrundschau, Leipzig) empfohlen: Adele Schreiber: „Kinderwelt und Prostitution“ und „Prügelkinder“; und Dr. jur. Frieda Duensing: „Die Verletzung der elterlichen Fürsorgepflicht“.

Was die Kinderarbeit auch in den Ländern, wo man glaubt, in der Humanisierung der Arbeit am weitesten vorgeschritten zu sein, noch bedeuten kann, das ist unter anderem aus einem amerikanischen Aufsatz über die Kindersklaverei in Amerika zu ersehen. Man hat konstatiert, dass in den Webereien des Südens mindestens 20000 Kinder unter 14 Jahren arbeiten. In Alabama allein werden 12000 Kinder beschäftigt, über 7% sämtlicher Arbeiter sind Kinder. In Georgia beträgt die Anzahl der in Fabriken arbeitenden Kinder unter 12 Jahren 12% der erwachsenen Arbeiter und in Südcarolina über 9%. Ein grosser Teil dieser Ärmsten ist nur 5—6 Jahre alt, obgleich sie unter der Rubrik „unter 12 Jahre“ gehen. So werden kleine Kinder zu Tausenden in die Fabriken des Südens gesandt, um dort 12—12½ Stunden für einen Taglohn zu arbeiten, der zwischen 45—50 Pfennig schwankt!

Und ringsum in der ganzen Welt gibt es ähnliche und schlimmere Verhältnisse, gegen die nur das absolute Verbot aller Fabrikarbeit für Kinder unter 18 Jahren helfen könnte.

Die Erziehungsmethode, durch die Eltern und Lehrer Kinder zu Tode misshandeln können, wird nicht früher aufhören, bis nicht die Gesellschaft jede von Eltern und Lehrern erteilte körperliche Züchtigung eines Kindes von über drei Jahren bestraft — und auch die eines solchen von unter drei Jahren, sobald Misshandlung bewiesen werden kann. Diese Forderung, die man heut einen Wahnwitz nennen wird, wird — in hundert oder ein paar hundert Jahren — Gesetz sein, wenn die Menschen einmal eingesehen haben werden, dass jede Anwendung physischer Gewalt eine Schwäche des Erziehers ist und dass die Furcht nach Kants inhaltsreichen Worten „nur pathologische, niemals moralische Wirkungen hat."

8. Freie Scheidung

[1]) Ein einziges Beispiel mag angeführt werden. Ein Landpastor bekannte sich von seiner eigenen Kanzel aus des Ehebruchs schuldig. Aber seine Frau war durch eine Missbildung zur Ehe unfähig, und er hatte darum 12 Jahre im Zölibat gelebt, bevor er die Treue brach. Da sie im übrigen glücklich waren, hatte er von seinem gesetzlichen Recht, sich scheiden zu lassen, nicht Gebrauch machen wollen.

[2]) Jeder Arzt weiss, dass noch immer keine Übertreibung in J. St. Mills Worten liegt: „The law of servitude in marriage is a monstrous contradiction to all the principles of the modern world and to all the experience, through which these principles have been slowly and painfully worked out . . . Marriage is the only actual bondage known to our law: There remain no legal slaves, except the mistress of every house . . ."

Neben diesen Ausspruch kann man den Björnsons stellen, der über die Ehen früherer Zeiten gesagt hat, dass sie selten „zur Scheidung führten, aber zu Püffen und Schlägen, oft zu Mord, sehr oft zu Untreue, Trunk-

sucht, Sklavensinn, Heuchelei und schlechtem Beispiel für die Kinder".

[3]) Man sehe u. a. Johann von Müllers Buch über die Bestimmung der Frau.

[4]) Man sehe Grete Meisel-Hess: „Fanny Roth" — wo gefordert wird, dass die Frau die Ehe versucht haben soll, ehe sie davon gebunden wird.

[5]) Es gibt mehrere Berührungspunkte zwischen Karl Larsens Buch und der mit Recht berühmten Novelle „Marie-Elisa" der deutschen Schriftstellerin Emmy von Egidy. In der letzteren findet man ebensowenig äussere Konflikte oder Fehler: nur eine, wie es scheint, ebenso ausgesprochene Unvereinbarkeit zwischen den beiden Gatten. Aber hier hat die junge Frau das, was ihr in Karl Larsens Buch fehlt, das Genie zur Liebe und die mit dem Genie Hand in Hand gehende Schaffenskraft. Da ist sie, was der Mann in Karl Larsens Buch von seiner Braut erhoffte: die neue Frau, die Frau, in der die Kultur Gedankenleben, Herzensleben, Sinnesleben vertieft und verfeinert hat, ohne sie zu schwächen. Und darum sehen wir in „Marie-Elisa", wie die Gestalten der jungen Menschen, die sich zuerst von dem Grau eines trüben Frühlingsmorgens abzeichnen, schliesslich vom Lichte eines sonnigen Sommermorgens umflossen dastehen, während in Karl Larsens Buch triste Novembernebel das schon alternde Paar einhüllen.

[6]) Edward Carpentèr: „Wenn die Menschen reif zur Liebe werden.

[7]) Eine der stärksten literarischen Ausdrucksformen dieser Erfahrung ist „Heimkehr" in den „Tales of Unrest" des englischen Schriftstellers M. Conrad.

[8]) Es ist bezeichnend, dass in Europa gerade Frankreich in erster Linie die Forderung der freien Scheidung aufstellt. Der internationale radikale Frauenkongress in Paris im Jahre 1900 hatte eine Resolution angenommen, die verlangte, dass die Ehetrennung schon auf das Verlangen eines Teils bewilligt werde, wenn drei Jahre lang daran festgehalten wird. Die zwei fanzösischen Schriftsteller Paul und Victor Margueritte haben heuer oder voriges Jahr diese Resolution aufgenommen und in einem Roman — Les deux vies — einer Broschüre und einer Petition die-

selbe Forderung an die Kammer gestellt. Sie sagen in der letzteren: „Nach zweijährigem Studium sind wir von der Notwendigkeit der Reform überzeugt. Jetzt wird die Ehescheidung nur auf Grund von bewiesenem Ehebruch, entehrenden Strafen, Brutalität u. dgl. bewilligt. In allen diesen Fällen hängt die Bewilligung von der augenblicklichen Stimmung des Gerichtshofs ab. Die Urteile widersprechen einander. Unheilbare oder widerwärtige Krankheiten, verschiedene religiöse Anschauung, unüberwindlicher Widerwille gelten nicht als Scheidungsgrund. Wir verlangen die Ehescheidung, sowohl wenn beide Gatten, wie wenn einer derselben sie wünscht. Man braucht nicht zu fürchten, dass die Frauen hierbei den Kürzeren ziehen werden. Bisher haben nämlich gerade die Frauen die meisten Ehescheidungen verlangt.“ In der Broschüre „L'élargissement du divorce“ verlangen die Verfasser zivile Ehescheidung, wobei eine Magistratsperson und ein Vertreter jedes Ehegatten zu fungieren hätten. Keine öffentliche Verhandlung, kein Ausbreiten der inneren Geschichte der Ehe vor dem Gericht. Nur die Ordnung der Vermögensverhältnisse soll der Gegenstand der rechtlichen Amtshandlung sein, und die ganze Scheidungsangelegenheit soll rasch und zartfühlend abgewickelt werden. Es ist von Interesse, neben diese Forderungen Ernest Legouvés Aussprüche in seiner „Geschichte der Frau“ zu stellen, die während des zweiten Kaiserreichs geschrieben wurde: „Was verschuldet im Volke so viele wirkliche Doppelehen? Die Unlösbarkeit. Was trägt die Schuld daran, dass man unter acht Arbeitern immer wenigstens zwei trifft, die zwei Haushalte haben? Die Unlösbarkeit. Was trägt Schuld, dass die Anzahl der unehelichen Kinder immer steigt? Die Unlösbarkeit. Was vermehrt die Anzahl der Kinder in der Familie, die aus dem Ehebruch der Frau geboren sind? Die Unlösbarkeit. Was schürt den Hass zwischen den Gatten? Die Unlösbarkeit. Was führt zum Mord, oft an mehreren Personen? Die Unlösbarkeit ...“ Ein anderer französischer Schriftsteller, Emile de Giradin, hat schon lange vor den Brüdern Margueritte die Sache der Freiheit in der Ehe in „La liberté dans le mariage“ geführt, ferner in „L'homme et la femme“ zusammen mit der — gegen Alexandre Dumas' des jüngeren

Schrift „L'Homme-femme" gerichteten — Abhandlung „L'homme suzerain, la femme vasalle" herausgegeben. In den grossen Kulturländern Europas wie in Amerika hat die Frage im neunzehnten Jahrhundert viele Schriften hervorgerufen, besonders von sozialistischer und anarchistischer Seite, wo auch die „freie Liebe" in einigen Versuchsgemeinwesen probiert wurde — mit den schlechten Folgen, die unter solchen Verhältnissen naturnotwendig eintreten müssen. Eine der frühesten Frauenschriften für die Scheidung dürfte wohl Mary Wolstonecrafts letzte unabgeschlossene Novelle sein. Eine der einflussreichsten ist Tschernischeffskys Roman „Was tun?"

9. Ein neues Ehegesetz

[1]) Man sehe die „Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit".

[2]) Dieser Gesichtspunkt wurde von mir mehrere Male behandelt, speziell in der kleinen Broschüre „Eigentumsrecht und Mündigkeit."

[3]) Man sehe J. S. Mill: „Subjection of Women".

[4]) Professor Liszt sagt über die Zunahme der jugendlichen Verbrecher ungefähr Folgendes: Unsere Zeit hat nicht mehr geborene Verbrecher oder durch äussere Einflüsse in ihrem Denken geschwächte Menschen. Aber die beklagenswerten Opfer schlechter oder gar keiner Erziehung nehmen zu. Denn heute wie allezeit ist das Verbrechertum der Jugend wesentlich ein Produkt der herrschenden Gesellschaftsordnung und der sozialen Erwerbsverhältnisse der Eltern.

[5]) Die bekannte sozialistische Schriftstellerin Lily Braun hat in einer kleinen Schrift „Frauenarbeit und Frauenwirtschaft" einen Plan in dieser Richtung entwickelt. Ein Versuch, ihn auch für die Mittelklassen zu verwirklichen, ist in der Nähe Berlins gedacht: 12—15 Villen nach dem verschiedenen Geschmack der Besitzer, jede mit einem Garten; ein grosser gemeinsamer Spielsaal im Hause und ein Spielplatz im Freien; gemeinsame Beaufsichtigung der Kinder; gemeinsame Küche, von der das Essen in die

verschiedenen Wohnungen geholt wird; eine kleine Gasküche in jeder Wohnung für private Zwecke. Auch ist in Berlin eine Gesellschaft zur Errichtung von Wohnhäusern mit gemeinsamer Küche gegründet worden. Kopenhagen hat schon sein erstes Gemeinsamkeitshaus mit 25 voneinander getrennten Wohnungen, in die die Mahlzeiten mit Aufzügen transportiert werden. Das Essen wird in einer gemeinsamen Küche bereitet.

[6]) Eine Arbeit, die von Sachverständigen empfohlen wird, ist Helen Campell: Household Economics, 2 v.

[7]) Diese Meinung wurde schon nicht nur von Frauen ausgesprochen — wie Elna Tenow in einem „Offenen Brief an August Strindberg" und Anna Bugge-Wicksell in „Die rechtliche Stellung der Ehefrau" (mit einem Vorwort von Björnson) — sondern auch von einer so hervorragenden juristischen Autorität wie dem dänischen Professor Goos (man sehe die Zeitschrift „Das neunzehnte Jahrhundert" 1876).

[8]) Man sehe in dieser Beziehung „Die Entwicklungslinie der geschlechtlichen Sittlichkeit".

[9]) In den faktischen Verhältnissen würde dieses höhere Alter unmittelbar keine tiefgreifende Änderung hervorrufen, da sich das weibliche Heiratsalter seither bedeutend hinausgeschoben hat. Aber die mittelbare Bedeutung des Gesetzes wäre, dass die Sitte das Heiratsalter noch weiter erhöhen und der Rechtsbegriff mehr und mehr sexuelle Verbindungen vor dem Alter der Reife ausschliessen würde. Was die Altersgrenze sowohl nach oben wie nach unten betrifft, muss — wie jetzt — Dispens verlangt und, wenn gute Gründe vorliegen, bewilligt werden können. Aber das Gesetz soll doch die Forderung der Gesellschaft zum Ausdruck bringen, dass das kommende Geschlecht weder zu alte, noch zu junge Eltern erhalte. Und die Notwendigkeit, erst um Dispens nachzusuchen, wird in beiden Fällen eine wesentliche Hemmung der jetzt im ersteren Falle unbegrenzten, im anderen Falle zu wenig begrenzten Freiheit sein.

[10]) In Deutschland gibt es Bestimmungen, die den, der wissentlich einen anderen ansteckt, mit Gefängnisstrafe bedrohen. In Dänemark ist der Kranke verpflichtet, sich ärztlicher Behandlung zu unterwerfen, auch kann das

Gesetz es durch Strafen erzwingen, dass der Kranke sich der notwendigen ärztlichen Aufsicht so lange nicht entzieht, als Rückfälle der Krankheit in ansteckender Form zu befürchten sind.

Noch ein anderer Gesichtspunkt als der der allgemeinen Sicherheit kann die Absperrung solcher Personen verlangen, nämlich die Gefahr, dass sie in der Freiheit neuen unglücklichen Wesen das Leben geben. Und man hat ja auch, um dem vorzubauen, eine Operation vorgeschlagen, die nicht die Geschlechtslosigkeit, wohl aber die Unfähigkeit zur Fortpflanzung zur Folge hat, wodurch die aus dem erwähnten Gesichtspunkt Gemeingefährlichen nicht lebenslängliche Gefangene zu sein brauchten.

[11]) Das ist schon von einigen Paaren in Schweden geschehen, die sich aus Gewissensgründen dem geltenden Gesetze nicht unterwerfen konnten. Ein solches Paar sind der Professor der Nationalökonomie in Lund Knut Wicksell und seine Frau. Und diese Form der Ehe wird ja auch von dem belgischen Soziologen Mesnil in seiner Schrift „Le libre mariage“ befürwortet.

[12]) Viele werden wohl glauben, dass dieser Vorschlag alle Ordnung umstürzen würde. Es ist daher von Interesse, mitzuteilen, wie in Birma noch freiere Sitten vortrefflich ihren Zweck erfüllen. „Wenn eine Birmanerin eine Ehe schliesst, behält sie ihren Mädchennamen und geht folglich in ihrer neuen Stellung nicht so auf, dass ihre Persönlichkeit gleichsam verschwindet, oder sie unmündig gemacht wird. Sie behält ihr Vermögen für sich — und dies um so mehr, als sie es ist, die in den allermeisten Fällen die Familie versorgt. Der Ehemann kann sich nicht das Eigentumsrecht auf das, was sie in die Ehe bringt, anmassen, und er hat kein Recht auf das, was sie verdient oder erbt. Gemeinsames Eigentum ist nur das, was durch gemeinsame Arbeit erworben wird. Das Verhältnis der Gleichstellung zwischen Mann und Frau findet auch dadurch einen bezeichneten Ausdruck, dass beider Name genannt wird, wenn es sich um den Verkauf eines Hauses, eines Gartens od. dgl. handelt. Dokumente, Kontrakte und andere Vereinbarungen werden auch sowohl vom Manne wie von der Frau unterschrieben. In Kürze gesagt, die Frau verfügt allein über

alles, was sie besitzt. Trotzdem ist der Mann doch in der Regel das Oberhaupt der Familie — aber nicht auf Grund des Gesetzes, sondern das ist eine Sache, die sich von selbst versteht. Eine birmanische Frau fühlt sich vollkommen frei und gibt nur in jenen Fällen nach, in denen sie voraussetzt, dass der Mann grössere Fähigkeiten und Kenntnisse besitzt. Was die Auflösung der Ehe betrifft, so ist das birmanische Gesetz nicht umständlich; es bedarf hierzu nicht vieler Zeremonien. Man teilt dem Ältesten der Stadt die Scheidung mit und setzt eine Schrift und eine Erklärung auf, nach der beide Teile frei sind. Jeder behält sein Eigentum; was während der Ehe erworben wurde, wird geteilt. Das Recht auf das Haus verliert jedoch der, der die Scheidung verlangt hat. Die Religion hat mit der Scheidung ebensowenig zu schaffen wie mit der Ehe. Beides wird in Birma als rein weltliche Angelegenheit betrachtet. Man sollte — nach der Leichtigkeit, mit der man sich in Birma von der Ehe befreien kann — glauben, dass Scheidungen dort sehr häufig sind, aber sie kommen höchst selten vor. Es scheint, dass die leichte Art der Aufhebung der Ehe wider alles Erwarten zu grösserer Rücksicht zwischen den Gatten geführt hat. Diese rücksichtsvolle Art erklärt sich dadurch, dass die Ehe unter diesen freien Formen keine Fessel mehr ist und nicht als solche empfunden wird; man empfindet sie als freies Übereinkommen zwischen freien Menschen. Die Grundidee der birmanischen Ehe ist, dass die Birmaner in der ehelichen Verbindung gegenseitige Neigung und Liebe haben wollen. Wo Liebe und Neigung nicht vorhanden sind, ist alles vorbei. Eine unlösbare Ehe erscheint dem Denken der Birmaner als eine Fessel, als etwas, das Hass hervorruft. Die Birmaner sind ein Volk, das die Freiheit liebt; sie lehnen jede Fessel ab und beugen sich keinem Dogma. Immer war es die Religion, die aus der Ehe eine Fessel machte; aber bei den Birmanern hat die Religion nie etwas mit der Ehe zu tun gehabt.“ — Die schwedische Schriftstellerin, Jane Gernandt-Claine, die sich über zwei Jahre in Birma aufgehalten und die dortigen Sitten in ihrem seelenvollen, interessanten Romane „Im Lande der Pagoden“ geschildert hat, bestätigt alle diese Aussagen, die man in einem Artikel von Dr.

A. Pfungst in „Das freie Wort“ findet. Und wir wissen alle, dass bei den Japanern der japanische Mann sich ruhig eine Nebenfrau nehmen kann, wenn seine Gattin kinderlos geblieben oder er ihrer überdrüssig geworden ist. Eine verheiratete Frau kann aus dem allerunbedeutendsten Anlass von ihrem Manne verstossen werden, ohne dass dieser dann die gesetzliche Pflicht hat, sie und ihre Kinder zu versorgen. Dies beweist gerade jetzt nachdrücklicher als irgend ein anderes Beispiel: dass nicht die Monogamie oder die unlösbare Ehe über die nationale oder sittliche Stärke eines Volkes entscheidet.

Während des Drucks dieses Buches kommt aus Deutschland die Nachricht, dass ein Anfang zu jenem Mutterschutz gemacht wurde, wie er in diesen Blättern in grösserem Masse vorgeschlagen wurde. Die Sozialdemokratie in Deutschland und der radikale der zwei Frauenbünde haben zusammengewirkt, um den Schutz der Mutterschaft von der Gesetzgebung in folgender Form zu verlangen:

dass es den Müttern im allgemeinen mindestens acht Wochen nach der Entbindung verboten wird, zu arbeiten, und in besonders gefährlichen Industrien auch eine gewisse Zeit vor der Geburt des Kindes;

dass, damit diese Zeit der Arbeitsruhe ganz der eigenen Pflege und der des Kindes gewidmet werden kann, eine Mutterschaftsversicherung eingeführt wird, die unbemittelten Müttern den vollen Ersatz des Lohnverlustes in dieser Zeit gewährleistet;

dass die Kommunen in höherem Grade als bisher für Hilfe und Schutz für die jungen Mütter und Kinder sorgen durch Gebäranstalten, Kinderkrippen u. dgl.;

dass die Mutterschaftsversicherung vom Staate übernommen wird, der mit einer gewissen bestimmten Summe zu jeder Entbindung beiträgt, während im übrigen die Erfordernisse durch Prämienbezahlung von sämtlichen Staatsbürgern, Männer wie Frauen im Alter zwischen 20—50 Jahren, gedeckt werden.

Diese Forderungen werden schon von der öffentlichen Meinung unterstützt, namentlich in den Staaten, wo die grosse Kindersterblichkeit und die Frauenkrankheiten in den ärmeren Klassen zum grossen Teil durch Vernach-

lässigung in der Zeit unmittelbar vor und nach der Geburt des Kindes verursacht werden, eine Vernachlässigung, die oft daher kommt, dass die Mutter sich auch in dieser Zeit schwerer Arbeit unterziehen muss.

Als noch ein anderes bemerkenswertes Zeichen der Zeit mag erwähnt werden, dass ich, gerade als dieser letzte Bogen in die Druckerei geschickt wurde, eine Broschüre „Mädchenrecht und Ehereform" erhielt, in der ein deutscher Schriftsteller, Bodo Uthard, aus christlich-religiösem Gesichtspunkt die Freiheit der Liebe und der Scheidung befürwortet, das Kind aber als das sittlich-verpflichtende Moment der Liebesvereinigung hinstellt. Mit der Bibel in der Hand ist er in mehreren Fällen zu Ansichten gelangt, die den hier ausgesprochenen gleichen! Das kleine Schriftchen sei besonders den jungen Theologen empfohlen.

Werke von Ellen Key:

Missbrauchte Frauenkraft. Ein Essay. 2. Aufl. Geh. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—.

Essays. 5. Aufl. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Inhalt: Die Frau. Weibliche Sittlichkeit. Das Weib der Zukunft. — Lebensbedingungen. Kulturveredlung. Stille. — Individualität. Mut. Die Freiheit der Persönlichkeit. — Die Evolution der Seele. Typen: Vauvenargues. Henri Amiel. Maeterlinck. Jefferies.

Die Wenigen und die Vielen. Neue Essays. 3. Aufl. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Inhalt: Die Wenigen und die Vielen. — Selbstbehauptung und Selbstaufopferung. — Ibsens Individualismus. — Requiem. — Konventionelle Weiblichkeit. — Die Reaktion gegen die Frauenfrage. — Der Torpedo unter der Arche. — Vom Lauschen. — Schönheit. — Das Volk und die Kunst. — Bildung.

Das Jahrhundert des Kindes. Studien. 8. Aufl. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

Inhalt: Das Recht des Kindes, seine Eltern zu wählen. — Das ungeborene Geschlecht und die Frauenarbeit. — Erziehung. — Heimatlosigkeit. — Die Seelenmorde in den Schulen. — Die Schule der Zukunft. — Der Religionsunterricht. — Kinderarbeit und Kinderverbrechen.

Menschen. (Almquist. — Die Brownings.) 2. Aufl. Geh. Mk. 4,—, geb. Mk. 5,—.

„Missbrauchte Frauenkraft“: Im September 1895 forderte das Komitee für die Frauenausstellung zu Kopenhagen Ellen Key auf, einen Vortrag zu halten. Ellen Key kam dem Ersuchen nach und benutzte die Gelegenheit, einige Prinzipien über die Frauenfrage öffentlich auszusprechen, die sie für sich persönlich schon lange festgestellt hatte. Sie hielt später denselben Vortrag in Göteborg und Stockholm und liess ihn unter dem Titel: „Missbrauchte Frauenkraft“ drucken. Auf die heftigen Angriffe, von denen die Schrift getroffen wurde, antwortete die Verfasserin mit einer zweiten Schrift: „Frauenpsychologie und weibliche Logik“. Aus den beiden Schriften ist obiges

Buch entstanden, das zuerst in Deutschland Ellen Keys Namen berühmt gemacht hat. In ihm formuliert sie schon unzweideutig jene Ideen, die sie später erweitert, ausgeführt und in immer neuer, geistreicher Weise beleuchtet hat: die Befreiung des Weibes und die Bereicherung seiner Psyche auf Grund einer vertieften Auffassung seiner natürlichen Sendung.

„Essays": Ein Buch, das nicht bloss in die Zukunft schaut, sondern auch Zukunft verbürgt; denn Ideale, so klar erfasst, so schön aus dem Bestehenden entwickelt, so froh und sicher vertreten, haben alle Aussicht, Wahrheiten zu werden. Ellen Key ist unter den Frauen, die heute mit der Lehrfeder für ihre Ideale eintreten, ohne Zweifel die gedankenreichste und erleuchtetste. Ein wundervolles Schauspiel, wie diese Frau ihre Wahrheiten bekennt und verkündet. Sie selbst drückt einmal bündig aus, worum der Kampf im Grunde geht „für den tiefsten aller Gedanken, Spinozas Gedanken, dass Freude Vollkommenheit ist".

(Die Insel.)

. . . Ich kann es nicht warm genug empfehlen für den, der sich mit den in den Vordergrund getretenen Fragen des modernen Lebens auseinandersetzen will. Der hinreissende Stil, der freiflutende Enthusiasmus macht dies Buch des Glaubens zu einem modernen Erbauungsbuch. In den Essays „Weibliche Sittlichkeit" und „Das Weib der Zukunft" zeigt sich wieder die grosse Liebe für ihr Geschlecht, diesmal in kühneren und nie gesprochenen Worten; aber dann greift sie weiter aus und gleich Emerson mit dithyrambischem Schwunge singt sie das Hohelied der Persönlichkeit, der bewussten Seele in den Essays „Kulturveredlung" „Stille", „Mut", „Die Freiheit der Persönlichkeit". Wenn man doch dergleichen in grossen Massen unters Volk werfen könnte! Und noch mehr Grosses steht darin. Es ist bezeichnend, dass in diesen Tagen ein solcher prophetischer Ton auf jener Seite sich herauswagt. Kein Mann redet heute so mutig und siegesgewiss. (Ernstes Wollen.)

„Die Wenigen und die Vielen": Eine mit blendendem Geiste geschriebene Betrachtung über das Verhalten des Sozialismus zum Nietzscheschen Individualismus

leitet den geschmackvoll handlich ausgestatteten Band ein. Es folgen tief gedachte Betrachtungen über das Problem des Egoismus und Altruismus, über die Seelenkunst Ibsens. Als das Hervorragendste des Werkes möchten wir die drei Essays bezeichnen, die mit bilderreicher Sprache tiefgehende Fragen des Rechtes und Unrechtes der Frauen und ihrer Bestrebungen behandeln. Sie enthalten eine Blütenlese von Ansichten, die für Jahrzehnte, ja vielleicht für immer geltende Wahrheiten enthalten. (Arbeiterwille)

„Das Jahrhundert des Kindes“: Dieses Buch, in seiner stillen, eindringlichen und liebevollen Art, ist ein Ereignis, ein Dokument, über das man nicht wird hinweggehen können. Man wird im Verlaufe dieses begonnenen Jahrhunderts immer wieder auf dieses Buch zurückkommen, man wird es zitieren und widerlegen, sich darauf stützen und sich dagegen wehren, aber man wird auf alle Fälle damit rechnen müssen. Dieses Buch wird Bücher hervorrufen; denn es ist so geschrieben, dass man es nach allen Seiten ausbauen und fortsetzen kann. Ja, ich glaube sogar nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, dass es Menschen hervorrufen wird, die danach leben werden; denn es ist von lauter Wirklichkeiten erfüllt, und Wirklichkeiten, mögen sie auch überraschend sein, drängen immer danach, gelebt zu werden. (Bremer Tageblatt.)

Die Liebe zum Kinde ist das Schönste an dem Buche, die tiefe Ehrfurcht der geistig hochstehenden Frau vor dem Eigenleben der kleinen Geschöpfe, vor dem neuen Quell des Lebens, der sich ihr da offenbart. „Gebt ihnen das Recht, ihr volles persönliches Kinderleben vor einem Vater und einer Mutter zu leben, die selbst ein volles persönliches Leben leben.“ In dieser Forderung liegt der Inhalt, die Summe des Buches. Ellen Key ist die Jugend heilig, und heilig soll den Eltern die junge Generation sein von dem Menschenkeim an bis zum erwachsenen jungen Menschen, den sie ins Leben hinausschicken.

Von dieser „Heiligkeit der Generation“ ausgehend, stellt die Verfasserin ihre Forderungen an Frauenschutz und Kinderschutz, an eine wahre Sittlichkeit, an eine Ehe.

in der solche Kinder geboren werden können, an ein Heim, in dem solche Kinder aufwachsen, an deren Pflege, Erziehung und Bildung. Voll Leidenschaft eifert sie gegen die mechanische Auffassung der Erziehung, die Kinder wie unorganische Wesen behandelt, die mit toten Ziegelsteinen ein Gebäude, die Gesellschaft aufrichten will, anstatt mit lebendigen Zellen einen Organismus zu bauen. Mit einem Zorn, der uns an Multatulis Kampf gegen Unverstand und falsche Sittenbegriffe erinnert, geisselt Ellen Key die bisher meist verbreitete Art der häuslichen und der Schulerziehung, die da meint, das Beste zu tun mit strenger Strafe für kleine Vergehen, die oft gerade Anzeigen von einer starken Natur sind.“ (Nationalzeitung.)

„Menschen“: Dieses Buch enthält zwei literarische Bilder, ein kleineres, über Ludwig Almquist, „Schwedens modernsten Dichter“, und ein grosses mit hingebender Liebe und Bewunderung entworfenes historisches Porträt des Ehepaares Browning. In richtiger Auffassung des Berufes eines modernen Essayisten versucht Ellen Key es vor allem, die Individualität der Betrachteten unter Anwendung aller Mittel, künstlerischer, rethorischer und wenn es sein muss auch gelehrter Art zur lebendigsten Anschauung zu bringen. Wir müssen das Herz dieser Menschen pulsieren fühlen, wir müssen ihre Stimme hören, ihre Gebärden sehen und vor allem ihre Seelen unmittelbar fühlen. Und das erreicht Ellen Key mit ihrer sensitiven, schöpferischen Essaykunst. Wenn wir ihr Buch gelesen haben, sind wir bereichert um die Kenntnis neuer grosser Menschen. Diese Kenntnis ist aber keine datenmässige, nüchterne, Gedächtnisballast schaffende. Es ist uns vielmehr, als wenn wir eben das Haus dieser Elisabeth Browning, dieses Robert Browning verlassen, wenn wir in die unendlich gütigen Augen der Dulderin geblickt und aus dem Munde ihres Gatten jene Worte höchsten Menschentums vernommen hätten. Und noch eines merkt man aus diesen Schilderungen genialer Menschen: Ellen Key malt unbewusst ihr eigenes Menschenideal mit, wie es alle wahrhaften Künstler tun, die nie rein sachlich, sondern immer auch persönlich sehen.

(Münchener Zeitung.)

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google